

W. C.
Theodor Fontane

Der Stechlin

W.
Roman

W. C.
Berlin W.
L. Fontane & Co.
F. Fontane Co

1889

Schloß Stechlin.

S. 1
Erstes Kapitel.

Im Norden der Grafschaft Ruppin, hart an der mecklenburgischen Grenze, zieht sich von dem Städtchen Gransee bis nach Rheinsberg hin (und noch darüber hinaus) eine mehrere Meilen lange Seenkette durch eine menschenarme, nur hie und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Teeröfen besetzte Waldung. Einer der Seen, die diese Seenkette bilden, heißt »der Stechlin.« Zwischen flachen, nur an einer einzigen Stelle steil und kaiartig ansteigenden Ufern liegt er da, rundum von alten Buchen eingefast, deren Zweige, von ihrer eignen schwere nach unten gezogen, den See mit ihrer Spitze berühren. Hie und da wächst ein wenig vorschiff und verstreut, aber kein Kahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe. Das wissen alle, die den Stechlin umwohnen, und wenn sie davon sprechen, so setzen sie wohl auch hinzu: »Das mit dem Wasserstrahl, das ist nur das Kleine, das beinahe Alltägliche; wenn's aber draußen was Großes gibt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodelt's hier nicht bloß und prudelt und prudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein.«

e. Stechlin, der See Stechlin.
Das ist der Stechlin, der See Stechlin.

Aber nicht nur der See führt diesen Namen, auch der Wald, der ihn umschließt. Und Stechlin heißt ebenso das langgestreckte Dorf, das sich, den Windungen des Sees folgend, um seine Südspitze heranzieht. Etwa hundert Häuser und Hütten bilden hier eine lange, schmale Gasse, die sich nur da, wo eine von Kloster Watz her heranziehende Kastanienallee die Gasse durchschneidet, platzartig erweitert. An eben dieser Stelle findet sich denn auch die ganze Herrlichkeit von Dorf Stechlin zusammen; das Pfarrhaus, die Schule, das Schulzenamt, der Krug, dieser letztere zugleich ein Eck- und Kramladen mit einem kleinen Mohren und einer Girlande von Schwefelfäden in seinem Schaufenster. Dieser Ecke schräg gegenüber, unmittelbar hinter dem Pfarrhause, steigt der Kirchhof lehnend auf ihm, so femlich in seiner Mitte, die frühmittelalterliche Feldsteinkirche mit einem aus dem

im letzten Jahrhundert - 1700 - 1800 - 1900 - 2000, an
vorigen Jahrhundert sammelten Dachreiter und einem zur Seite des alten Rundbogenportals angebrachten Holzarm, dran eine
Glocke hängt. Neben diesem Kirchhof samt Kirche setzt sich dann die von Kloster Witz her heranführende Kastanienallee noch eine kleine
Strecke weiter fort, bis sie vor einer über einen sumpfigen Graben sich ziehenden und vor zwei riesigen Findlingsblöcken flankierten
Bohlenbrücke Halt macht. Diese Brücke ist sehr primitiv. Jenseits derselben aber steigt das Herrenhaus auf, ein gelagertes Bau mit hohem

Dach und zwei Blitzableitern.

Auch dieses Herrenhaus heißt Stechlin, Schloß Stechlin.

Etliche hundert Jahre zurück stand hier ein wirkliches Schloß, ein Backsteinbau mit dicken Rundtürmen, aus welcher Zeit her auch noch der
Graben stammt, der die von ihm durchschnitene, sich in den See hinein erstreckende Landzunge zu einer kleinen Insel machte. Das ging so bis in die
Tage der Reformation. Während der Schwedenzeit aber wurde das alte Schloß niedergelegt, und man schenkte es seinem gänzlichen Verfall überlassen, auch

nichts an seine Stelle setzen zu wollen, bis kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms die ganze Trümmermasse beiseite geschafft und
ein Neubau beliebt wurde. Dieser Neubau war das Haus, das jetzt noch stand. Es hatte denselben nüchternen Charakter wie fast alles, was unter

dem Soldatenkönig entstand, und war nichts weiter als ein einfaches Corps de logis, dessen zwei vorspringende, bis dicht an
den Graben reichende Seitenflügel ein Hufeisen und innerhalb desselben einen kahlen Vorhof bildeten, auf dem, als einziges

Schmuckstück, eine große blanke Glaskugel sich präsentierte. Sonst sah man nichts als eine vor dem Hause sich ziehende Rampe, von deren
dem Hofe abgewandter Vorderwand der Kalk schon wieder abfiel. Gleichzeitig war aber doch ein Bestreben unverkennbar, gerade diese Rampe zu was

Besonderem zu machen, und war mit Hilfe mehrerer Kübel mit exotischen Blattpflanzen, darunter zwei Aloes, von denen die eine noch gut im
Zustand, die andre dagegen krank war. Aber gerade diese kranke war der Liebling des Schloßherrn, weil sie jeden Sommer in einer ihr

freilich nicht zukommenden Blüte stand. Und das hing so zusammen. Aus dem sumpfigen Schloßgraben hatte der Wind vor langer Zeit ein
fremdes Samenkorn in den Kübel der kranken Aloe geweht, und alljährlich schossen infolge davon aus der Mitte der schon aufgegelbten

Aloeblätter die weiß und roten Dolden des Wasserliesch oder des Butomus umbellatus s. Ten. her, die
er nicht zufällig ein Kenner war, nahm diese Dolden für richtige Aloeblüten, und der Schloßherr hütete sich wohl, diesen Glauben, der eine Quelle

der Erheiterung für ihn war, zu zerstören.

Und wie denn alles hier herum den Namen Stechlin führte, so natürlich auch der Schloßherr selbst. Auch er war ein Stechlin.

Dubslav von Stechlin, Major a. D. und schon ein gut Stück über Sechzig hinaus, war der Typus eines Märkischen von Adel, aber von der milderen
Observanz, eines jener erquicklichen Originale, bei denen sich selbst die Schwächen in Vorzüge verwandeln. Er hatte noch ganz das
eigentümlich sympathisch berührende Selbstgefühl aller derer, die »schon vor den Hohenzollern da waren«, aber er hegte dieses Selbstgefühl nur
ganz im stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so kleidete es in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen
Wesen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein schönster Zug war eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende
Humanität, und Dünkel und Überheblichkeit (während er sonst eine Neigung hatte, fünf gerade sein zu lassen) waren so ziemlich die
einzigen Dinge, die ihn empörten. Er hörte gern eine freie Meinung, je eestischer und extremer, desto besser. Daß sich diese
Meinung mit der seinigen deckte, lag ihm fern zu wünschen. Beinahe das Gegenteil. Paradoxen waren seine Passion. »Ich bin nicht klug
genug, selber welche zu machen, aber ich freue mich, wenn's andre tun; es ist doch immer was drin. Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und
wenn es welche gibt, so sind sie langweilig.« Er ließ sich gern was vorplaudern und plauderte selber gern.
Des alten Schloßherrn Lebensgang war märkisch-herkömmlich gewesen. Von jung an lieber im Sattel als bei den Büchern, war er erst nach
zweimaliger Scheiterung siegreich durch das Fähnrichsexamen gesteuert und gleich darnach bei den brandenburgischen Kürassieren eingetreten,
bei denen selbstverständlich auch schon sein Vater gestanden hatte. Dieser sein Eintritt ins Regiment fiel so ziemlich mit dem Regierungsantritt Friedrich
Wilhelms IV. zusammen, und wenn er dessen erwähnte, so hob er, sich selbst persifizierend, gerne hervor, »daß alles Große seine
Begleitscheinung habe.« Seine Jahre bei den Kürassieren waren im wesentlichen Friedensjahre gewesen; nur anno vierundszwanzig war er mit in
Schleswig, aber auch hier, ohne zur Aktion zu kommen. »Es kommt für einen Märkischen nur darauf an, überhaupt mit dabei gewesen
zu sein; das andre steht in Gottes Hand.« Und er schmunzelte, wenn er dergleichen sagte, seine Hörer jedesmal in Zweifel darüber lassend, ob
er's ernsthaft oder scherzhaft gemeint habe. Wenig mehr als ein Jahr vor Ausbruch des vierundszwanziger Kriegs war ihm ein Sohn geboren
worden, und kaum wieder in seine Garnison Brandenburg eingerückt, nahm er den Abschied, um sich auf sein seit dem Tode des Vaters
halb verödetes Schloß Stechlin zurückziehen. Hier warteten seiner glückliche Tage, seine glücklichsten, aber sie waren von kurzer Dauer —
schon das Jahr darauf starb ihm die Frau. Sich eine neue zu nehmen, widerstand ihm, halb aus Ordnungsmahn und halb aus ästhetischer Rücksicht. »Wir
glauben doch alle mehr oder weniger an eine Auferstehung« (das heißt, er persönlich glaubte eigentlich nicht daran), »und wenn ich dann oben
ankomme mit einer rechts und einer links, so ist das doch immer eine genierliche Sache.« Diese Worte — wie denn der Eltern Tun nur zu
häufig der Mißbilligung der Kinder begegnet — richteten sich in Wirklichkeit gegen seinen dreimal verheiratet gewesenen Vater, an dem er

überhaupt allerlei Großes und Kleines anzusetzen hatte, so beispielsweise auch, daß man ihm, dem Sohne, den pommerschen Namen
»Düstlav« beigelegt hatte. »Gewiß, meine Mutter war eine Pommersche, noch dazu von der Insel Usedom, und ihr Bruder, nun ja, der hieß Düstlav.
Und so war denn gegen den Namen schon um des Onkels willen nicht viel einzuwenden, und um so weniger, als er ein Erbonkel war.
(Daß er mich schließlich schändlich im Stich gelassen, ist eine Sache für sich.) Aber trotzdem bleib ich dabei, solche Namensmischerei verwirrt
bloß. Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldemar. Bleib im Lande und taufe dich redlich. Wer aus Friesack is,
darf nicht Raoul heißen.«
Düstlav von Stechlin blieb also Witwer. Das ging nun schon an die dreißig Jahre. Anfangs war's ihm schwer geworden, aber jetzt lag alles hinter
ihm, und er lebte »comme philosophe« nach dem Wort und Vorbild des großen Königs, zu dem er jederzeit
bewundernd aufblickte. Das war sein Mann, mehr als irgendwer, der sich seitdem einen Namen gemacht hatte. Das zeigte sich jedesmal, wenn ihm
gesagt wurde, daß er einen Bismarckkopf habe. »Nun ja, ja, den hab' ich; ich soll ihm sogar ähnlich sehen. Aber die Leute sagen es immer
so, als ob ich mich dafür bedanken müßte. Wenn ich nur wüßte, bei wem; vielleicht beim lieben Gott, oder am Ende gar bei
Bismarck selbst. Die Stechline sind aber auch nicht von schlechten Eltern. Außerdem, ich für meine Person, ich habe bei den sechsten Kürassieren
und Bismarck bloß bei den siebenten, und die kleinere Zahl ist in Preußen bekanntlich immer die größere; — ich bin ihm also einen
über. Und Friedrichsruh, wo alles jetzt hinpilgert, soll auch bloß 'ne Kate sein. Darin sind wir uns also gleich. Und solchen See, wie den
»Stechlin«, nu, den hat er schon gar gewiß nicht. So was kommt überhaupt bloß selten vor.«
Ja, auf seinen See war Düstlav stolz, aber destoweniger stolz war er auf sein Schloß, weshalb es ihn auch verdroß, wenn es überhaupt
so genannt wurde. Von den armen Leuten ließ er sich gefallen: »Für die ist es ein »Schloß«, aber sonst ist es ein alter Kasten und
weiter nichts.« Und so sprach er denn lieber von seinem »Haus«, und wenn er einen Brief schrieb, so stand darüber »Haus Stechlin«. Er war sich auch
bewußt, daß es kein Schloßleben war, das er führte. Vordem, als der alte Backsteinbau noch stand, mit seinen dicken Türmen und seinem
Luginsland, von dem aus man, über die Kronen der Bäume weg, weit ins Land hinaussah, ja, damals war hier ein Schloßleben gewesen, und
die derzeitigen alten Stechline hatten teilgenommen an allen Festlichkeiten, wie sie die Ruppiner Grafen und die mecklenburgischen Herzöge
gaben, und waren mit den Bortzenburgern und den Bassewitzens verchwägert gewesen. Aber heute waren die Stechline Leute von schwachen
Mitteln, die sich nur eben noch hielten und beständig bemüht waren, durch eine »gute Partie« sich wieder leidlich in die Höhe zu bringen. Auch
Düstlavs Vater war auf die Weise zu seinen drei Frauen gekommen, unter denen freilich nur die erste das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hatte. Für

den einzigen Schloßherrn, der von der zweiten Frau stammte, hatte sich daraus leider kein unmittelbares Vorteil ergeben, und Dubslav von Stechlin

wäre kleiner und großer Sorgen und Verlegenheiten nie los und ledig geworden, wenn er nicht in dem benachbarten Gransee seinen alten Freund

Baruch Hirschfeld gehabt hätte. Dieser Alte, der den großen Tuchladen am Markt und außerdem die Modesachen und Damenhüte hatte, hinsichtlich deren es

immer hieß, »Schicke ihm alles zuerst« — dieser alte Baruch, ohne das »Geschäftliche« darüber zu vergessen, hing in der Tat mit einer

Art Zärtlichkeit an dem Stechliner Schloßherrn, was, wenn es sich mal wieder um eine neue Schuldverschreibung handelte, regelmäßig zu

heikeln Auseinandersetzungen zwischen Hirschfeld Vater und Hirschfeld Sohn führte.

»Gott, Isidor, ich weiß, du bist fürs Neue. Aber was ist das Neue? Das Neue versammelt sich immer auf unserm Markt, und mal stürmt

es uns den Laden und nimmt uns die Hüte, Stück für Stück, und die Reiherfedern und die Straußenfedern. Ich bin fürs Alte und für den guten alten

Herrn von Stechlin. Is doch der Vater von seinem Großvater gefallen in der großen Schlacht bei Prag und hat bezahlt mit seinem Leben.«

»Ja, der hat bezahlt; wenigstens hat er bezahlt mit seinem Leben. Aber der von heute ...«

»Der zahlt auch, wenn er kann und wenn er hat. Und wenn er nicht hat, und ich sage: »Herr von Stechlin, ich werde schreiben siebeneinhalb,« dann feilscht er

nicht und dann zwackt er nicht. Und wenn er kippt, nū, da haben wir das Objekt: Mittelboden und Wald und Jagd und viel Fischfang. Ich seh es

immer so ganz klein in der Perspektiv, und ich seh auch schon den Kirchturm.«

»Aber, Vaterleben, was sollen wir mit'n Kirchturm?«

In dieser Richtung gingen öfters die Gespräche zwischen Vater und Sohn, und was der Alte vorläufig noch in der »Perspektive« sah, das wäre

vielleicht schon Wirklichkeit geworden, wenn nicht des alten Dubslav um zehn Jahre ältere Schwester mit ihrem von der Mütter her ererbten Vermögen gewesen

wäre: Schwester Adelheid, Domina zu Kloster Witz. Die half und sagte gut, wenn es schlecht stand oder gar im Äußersten zu kommen schien.

Aber sie half nicht aus Liebe zu dem Bruder — gegen den sie, ganz im Gegenteil, viel einzuwenden hatte —, sondern lediglich aus einem allgemeinen

stechlinischen Familiengefühl. Preußen war was und die Mark Brandenburg auch; aber das Wichtigste waren doch die Stechlins, und der Gedanke, das

alte Schloß in andern Besitz und nun gar in einen solchen übergehen zu sehen, war ihr unerträglich. Und über all dies hinaus war ja noch ihr

Patenkind da, ihr Neffe Woldemar, für den sie all die Liebe hegte, die sie dem Bruder versagte.

Ja, die Domina half, aber solcher Hilfen überachtet wuchs das Gefühl der Entfremdung zwischen den Geschwistern, und so kam es denn, daß der alte

Dubslav, der die Schwester in Kloster Witz weder gern besuchte noch auch ihren Besuch gern empfang, nichts von Umgang besaß als seinen Pastor

Lorenz (den früheren Erzieher Woldemars) und seinen Küster und Dorfschullehrer Kripperapfel, zu denen sich allenfalls noch

Oberförster Kuzler gesellte, Kuzler, der Feldjäger gewesen war und ein gut Stück Welt gesehen hatte. Doch auch diese drei kamen nur, wenn sie gerufen wurden, und so war eigentlich nur einer da, der in jedem Augenblicke Red' und Antwort stand. Das war Engelke, sein alter Diener, der seit beinahe fünfzig Jahren alles mit seinem Herrn durchlebt hatte, seine glücklichen Leutnantstage, seine kurze Ehe und seine lange Einsamkeit. Engelke, noch um ein Jahr älter als sein Herr, war dessen Vertrauter geworden, aber ohne Vertraulichkeit. Dubsav verstand es, die Scheidewand zu ziehen. Übrigens wär es auch ohne diese Kunst gegangen. Denn Engelke war einer von den guten Menschen, die nicht aus Berechnung oder Klugheit, sondern von Natur hingebend und demütig sind und in einem treuen Dienen ihr Genüge finden. Alltags war er, so Winter wie Sommer, in ein Leinwandhabit gekleidet, und nur wenn es zu Tisch ging, trug er eine richtige Livree von sandfarbenem Tuch mit großen Knöpfen dran. Es waren Knöpfe, die noch die Zeiten des Rheinsberger Prinzen Heinrich gesehen hatten, weshalb Dubsav, als er mal wieder in Verlegenheit war, zu dem jüngst verstorbenen alten Herrn von Kortschdel gesagt hatte: »Ja, Kortschdel, wenn ich so meinen Engelke, wie er da geht und geht, ins märkische Provinzialmuseum abliefern könnte, so kriegt' ich ein Jahrgelalt und wäre raus.«

Das war im Mai, daß der alte Stechlin diese Worte zu seinem Freunde Kortschdel gesprochen hatte. Heute aber war dritter Oktober und ein wundervoller Herbsttag dazu. Dubsav, sonst erfindlich gegen Zug, hatte die Türen aufmachen lassen, und von dem großen Portal her zog ein erquicklicher Lästrom bis auf die mit weiß und schwarzen Fliesen gedeckte Veranda hinaus. Eine große, etwas schadhafte Markise war hier herabgelassen und gab Schutz gegen die Sonne, deren Lichter durch die schadhafte Stellen hindurch schienen und auf den Fliesen ein Schattenspiel aufführten. Gartstühle standen umher, vor einer Bank aber, die sich an die Hauswand lehnte, waren doppelte Strohmatte gelegt. Auf eben dieser Bank, ein Bild des Behagens, saß der alte Stechlin in Joppé und breitkrempigem Filzhut und sah, während er aus seinem Meereshalm allerlei Ringe blies, auf ein Rundell, in dessen Mitte, von Blumen eingefast, eine kleine Fontäne plätscherte. Rechts daneben lief ein sogenannter Poetensteig, an dessen Ausgang ein ziemlich hoher, aus allerlei Gebälk zusammengezimmerter Aussichtsturm aufragte. Ganz oben eine Plattform mit Fahnenstange, daran die preussische Flagge wehte, schwarz und weiß, alles schon ziemlich verschlissen. Engelke hatte vor kurze einen roten Streifen annähen wollen, war aber mit seinem Vorschlag nicht durchgedrungen. »Laß. Ich bin nicht dafür. Das alte Schwarz und Weiß hält gerade noch; aber wenn du was rotes dran nähst, dann reißt es gewiß.« Die Pfeife war ausgegangen, und Dubsav wollte sich eben von seinem Platz erheben und nach Engelke rufen, als dieser vom Gartensaal her auf

1. Szene.
die Veranda heraustrat.

»E. S. B. n. e. g. n. d. ... n. e. g. e. n. t. c. o. i. n. d. e. i. n. d. e. H. a. n. d. I. c. h. k. a. n. n. T. e. l. e. g. r. a. m. m. s. n. i. c. h. l. e. i. d. e. n. I. m. m. e. r. i. s. t. e. i. n. e. r.

dod, oder es kommt wer, der besser zu Hause geblieben wäre.«

Engelke grüßte: »Der junge Herr kommt.«

»- e. c. b. e. g. i. t.«
»Und das weißt du schon?«

»h. l. o. s. v. p. l.«
»Ja, Brose hat es mir gesagt.«

»So, so. Dienstgeheimnis. Na, gib her.«

- l. e. g. t. d. e. H. a. n. d. a. u. f. u. n. d. l. a. s. t.: »L. i. e. b. e. r. P. a. p. a. B. i. n. s. e. c. h. s. U. h. r. b. e. i. d. i. r. R. e. x. u. n. d. v. o. r. C. z. a. k. o. b. e. g. l. e. i. t. e. n. m. i. c. h.

Dein Woldemar.«

Engelke stand und wartete.

»h. c. o. e. l. u. n. n. i. « d. e. r. e. s. t. - n. e. H. a. n. d. - u. n. d. - e. i. n. - S. e. i. t. e. »b. l. i. e. b. l. « e. s.

müssen sie also die Nacht über schon in Creimmen gewesen sein. Auch kein Spaß.«

»A. b. e. r. C. r. e. i. m. m. e. n. i. s. t. d. o. c. h. s. o. w. e. i. t. g. a. z. g. u. t.«

»N. u. g. e. w. i. ß. g. e. w. i. ß. B. l. o. ß. s. i. e. h. a. b. e. n. d. a. s. o. k. u. r. z. e. B. e. t. t. e. n. ... U. n. d. w. e. n. n. m. a. n. w. i. e. W. o. l. d. e. m. a. r. K. a. v. a. l. l. e. r. i. s. t. i. s. t. k. a. n. n. m. a. n. j. a. d. o. c. h. a. u. c. h. d. i. e.

a. c. h. M. e. i. l. e. n. v. o. n. B. e. r. l. i. n. b. i. s. S. t. e. c. h. l. i. n. i. n. e. i. n. e. r. m. a. c. h. e. n. W. a. r. u. m. a. l. s. o. N. a. c. h. t. q. u. a. r. t. i. e. r. U. n. d. R. e. x. u. n. d. v. o. r. C. z. a. k. o. b. e. g. l. e. i. t. e. n. m. i. c. h. I. c. h.

k. e. n. n. e. R. e. x. n. i. c. h. u. n. d. k. e. n. n. e. v. o. r. C. z. a. k. o. n. i. c. h. W. a. h. r. s. c. h. e. i. n. l. i. c. h. R. e. g. i. m. e. n. t. s. k. a. m. e. r. a. d. e. n. H. a. b. e. n. w. i. r. d. e. n. n. w. a. s. ?«

»I. c. h. d. e. n. k. d. o. c. h. g. n. ä. d. 'g. e. r. H. e. r. r. U. n. d. w. o. v. o. r. h. a. b. e. n. w. i. r. d. e. n. n. u. n. s. r. e. M. a. m. s. e. l. l. D. i. e. w. i. r. d. s. c. h. o. n. w. a. s. f. i. n. d. e. n. «

»N. u. g. u. t. A. l. s. o. w. i. r. h. a. b. e. n. w. a. s. A. b. e. r. w. e. n. l. a. d. e. n. w. i. r. d. a. z. u. e. i. n. ? S. o. b. l. o. ß. i. c. h. d. a. s. g. e. h. t. n. i. c. h. t. I. c. h. m. a. g. m. i. c. h. k. e. i. n. e. m. M. e. r. c. h. e. n. m. e. h. r. v. o. r. s. e. h. e. n.

C. z. a. k. o. d. a. s. g. i. n. g. e. v. i. e. l. l. e. i. c. h. t. n. o. c. h. A. b. e. r. R. e. x. w. e. n. n. i. c. h. i. h. n. a. u. c. h. n. i. c. h. k. e. n. n. e. u. s. o. w. a. s. F. e. i. n. e. m. w. i. e. R. e. x. p. a. s. s. i. c. h. n. i. c. h. m. e. h. r. i. c. h. b. i. n. d. u.

»a. l. t. m. o. d. i. s. c. h. w. o. r. d. e. n. W. a. s. m. e. i. n. s. t. d. u. o. b. d. i. e. G. u. n. d. e. r. m. a. n. n. s. w. o. h. l. k. ö. n. n. e. n. ?«

»A. c. h. d. i. e. k. ö. n. n. e. n. s. c. h. o. n. E. r. g. e. w. i. ß. u. n. d. s. i. e. k. l. u. c. k. t. a. u. c. h. b. l. o. ß. i. m. m. e. r. r. u. h. «

»A. l. s. o. G. u. n. d. e. r. m. a. n. n. s. G. u. t. U. n. d. d. a. n. n. v. i. e. l. l. e. i. c. h. O. b. e. r. f. ö. r. s. t. e. r. s. D. a. s. ä. l. t. e. s. t. e. K. i. n. d. h. a. t. f. r. e. i. l. i. c. h. d. i. e. M. a. s. e. r. n. u. n. d. d. i. e. F. r. a. u. d. a. s. h. e. i. ß. t. d. i. e. B. e. m. a. h. l. i. n. (u. n. d. B. e. m. a. h. l. i. n. i. s.

e. i. g. e. n. t. l. i. c. h. a. u. c. h. n. o. c. h. n. i. c. h. d. a. s. r. e. c. h. t. e. W. o. r. t. d. i. e. e. r. w. a. r. t. e. t. w. i. e. d. e. r. M. a. n. w. e. i. ß. n. i. e. r. e. c. h. t. w. i. e. m. a. n. m. i. t. i. h. r. d. r. a. n. i. s. t. u. n. d. w. i. e. m. a. n. s. i. e. n. e. n. n. e. n. s. o. l. l.

O. b. e. r. f. ö. r. s. t. e. r. i. n. K. a. z. l. e. r. o. d. e. r. D. u. r. c. h. l. a. u. c. h. t. A. b. e. r. m. a. n. k. a. n. n. 's. a. m. E. n. d. e. v. e. r. s. u. c. h. e. n. U. n. d. d. a. n. n. u. n. s. e. r. P. a. s. t. o. r. D. e. r. h. a. t. d. o. c. h. w. e. n. i. g. s. t. e. n. s. d. i. e. B. i. l. d. u. n. g. G. u. n. d. e. r. m. a. n. n.

allein ist zu wenig und eigentlich bloß ein Klufentreter. Und seitdem er die Siebenmühlen hat, ist er noch weniger geworden.«

Engelke nickte.

»Na, dann schick also Martin. Aber er soll sich proper machen. Oder vielleicht ist Brose noch da; der kann ja auf seinem Retourgang

bei Gundermanns mit rangehn. Und soll ihnen sagen sieben Uhr, aber nicht früher; sie sitzen sonst so lange rum, und man weiß nicht,

wovon man reden soll. das heißt mit ihm; sie red't immerzu ... Und gib Brosen auch 'nen Kornus und fünfzig Pfennig.«

»Ich werd ihm dreißig geben.«

»Nein, nein, fünfzig. Erst hat er ja doch was gebracht, und nu nimmt er wieder was mit. Das is ja so gut wie doppelt. Also fünfzig.

Knaps ihm nichts ab.«

demlich um dieselbe Zeit, wo der Telegraphenbote bei Gundermanns vorbrach, um die Bestellung des alten Herrn von Stechlin auszurichten, ritten Woldemar, Rex und Czako, die sich für sechs Uhr angemeldet hatten, in breiter Front von Crémmen ab; Fritz, Woldemars Reitknecht, folgte den dreien. Der Weg ging über Witz. Als sie bis in Nähe von Dorf und Kloster dieses Namens gekommen waren, bog Woldemar vorsichtig nach links hin aus, weil er der Möglichkeit entgehen wollte, seiner Tante Adelheid, der Domina des Klosters, zu begegnen. Er stand gar gut mit dieser und hatte sogar vor, ihr, wie herkömmlich, auf dem Rückwege nach Berlin seinen Besuch zu machen, aber in diesem Augenblick paßte ihm solche Begegnung, die sein pünktliches Eintreffen in Stechlin gehindert haben würde, herzlich schlecht. So beschrieb er denn einen weiten Halbkreis und hatte das Kloster schon um eine Viertelstunde hinter sich, als er sich wieder der Hauptstraße zuwandte. Diese, durch Moor- und Wiesengründe führend, war ein vorzüglicher Reitweg, der an vielen Stellen noch eine Grasnarbe trug, weshalb es anderthalb Meilen lang in einem scharfen Trabe vorwärts ging, bis an eine Avenue heran, die geradlinig auf Schloß Stechlin zuführte. Hier ließen alle drei die Hügel fallen und ritten im Schritt weiter. Über ihnen wölbten sich die schönen alten Kastanienbäume, was ihrem Anritt etwas Anheimelndes und zugleich etwas beinah Feierliches gab.

»Das ist ja wie ein Kirchenchiff,« sagte Rex, der am linken Flügel ritt. »Finden Sie nicht auch, Czako?«

»Wenn Sie wollen, ja. Aber Pardon, Rex, ich finde die Wendung etwas trivial für einen Ministerialassessor.«

»Nun gut, dann sagen Sie was Besseres.«

»Ich werde mich hüten. Wer unter solchen Umständen was Besseres sagen will, sagt immer was Schlechteres.«

Unter diesem sich noch eine Weile fortsetzenden Gespräche waren sie bis an einem Punkt gekommen, von dem aus man das am Ende der Avenue sich

aufbauende Bild in aller Klarheit überblicken konnte. Dabei war das Bild nicht bloß klar, sondern auch so frappierend, daß Rex und Czako

willkürlich anhielten.

»Alle Wetter, Stechlin, das ist ja reizend,« wandte sich Czako zu dem am andern Flügel reitenden Woldemar. »Ich find es geradezu

märchenhaft, Fata Morgana — das heißt, ich habe noch keine gesehn. Die gelbe Wand, die da noch das letzte Tageslicht auffängt, das ist wohl Ihr

Zauberschloß? Und das Stückchen Grau da links, das taxier ich auf eine Kirchenecke. Bleibt nur noch der Staketaun an der andern Seite;

— da wohnt natürlich der Schulmeister. Ich verbürge mich, daß ich's damit getroffen. Aber die zwei schwarzen Riesen, die da grad in der Mitte stehn

-) И' уносеион («ноу» · сто Д'ко; д'рн б, В), и г' есо, Л'р. ер
und sich von der gelben Wand abheben («abheben» ist übrigens auch trivial; entschuldigen Sie, Rex), die stehen ja da wie die Cherubim. Allerdings

ко/з'у. со² е. л'з'и
etwas zu schwarz. Was sind das für Leute?»

»е² в'р'е.«
»Das sind Findlinge.«

»в'р'е.«
»Findlinge?«

»х, в'р'е, «е'о'т'е'о'н.» м'с'м'е'с'т'у'б'; — м'б'б'Д'р'н'т'н'и' ·
»Ja, Findlinge,« wiederholte Woldemar. »Aber wenn Ihnen das Wort anstößig ist, so können Sie sie auch Monolithe nennen. Es ist

м'р'к'в'д'н'г', з'р', а'з'н'е'р'е'с'т'р'е'б'е'z', с'б'л'р'е'д'е'с'т'а'... м'н', з'
merkwürdig, Czako, wie hochgradig verwöhnt im Ausdruck Sie sind, wenn Sie nicht gerade selber das Wort haben ... Aber nun, meine

м'н', в'р'и'т'е'з'к'о'р'и'в'с'т'у'г'л', з'н'а'г'л'з'р'е'п'с'о'в', — с'т'р'п'
Herren, müssen wir uns wieder in Trab setzen. Ich bin überzeugt, mein Papa zieht schon ungeduldig auf seiner Rampe, und wenn er uns so im Schritt

м'р'к'в'д'н'г', в'р'и'т'е'з'к'о'р'и'в'с'т'у'г'л', з'н'а'г'л'з'р'е'п'с'о'в', — с'т'р'п'
ankommen sieht, denkt er, wir bringen eine Trauernachricht oder einen Verwundeten.«

с'т'р'п'н'е'т', — е'в'е'н'д'о'н', с'п'л'д', с'л'е'д'л', д'и'с'т'а'н'с'а'
Wenige Minuten später, und alle drei trabten denn auch wirklich, von Fritz gefolgt, über die Bohlenbrücke fort, erst in den Vorhof hinein und

е'н'д'а'н'б'л'а'н'к'и'г'л'а'з'к'у'г'л'е'т'у'в'о'д'е'р'а'л'т'е'с'т'а'н'д'б'е'р'е'д'и'т'а'н'д'н'а'н'д'п'р'е'п'е'д'е'л'а'н'д'h'и'н'т'е'р'з'а'д'и'м'и'н'т'e'р'h'и'н'т'e'р'd'и'е'с'и'м'М'а'р'т'и'н', д'е'р'а'л'т'е'К'у'т'с'х'е'р'. И'м'Н'У
dann an der blanken Glaskugel vorüber. Der Alte stand bereits auf der Rampe, Engelke hinter ihm und hinter diesem Martin, der alte Kutscher. Im Nu

с'т'а'н'д'и'в'с'е'р'е'д'и'в'с'а'т'т'е'л'е'т'а'н'д'М'а'р'т'и'н'и'Ф'р'и'ц'н'а'х'а'л'и'д'и'П'о'д'е'р'е'. С'о'т'р'а'т'м'а'н'и'н'д'е'н'Ф'л'у'р'. »Е'р'л'а'б'е'т', л'и'е'б'е'р'P'а'п'а', д'и'р'з'в'е'и'
waren alle drei Reiter aus dem Sattel, und Martin und Fritz nahmen die Pferde. So trat man in den Flur. »Erlaube, lieber Papa, dir zwei

л'и'б'е'Ф'р'е'у'н'д'е'в'о'т'с'т'а'н'д'е'н': А'с'с'е'с'с'о'р'в'о'н'Р'е'x', Г'л'а'в'н'а'т'м'а'н'в'о'н'С'z'а'к'о'«
liebe Freunde von mir vorstellen: Assessor von Rex, Hauptmann von Czako.«

Д'е'р'a'л'т'е'с'т'е'ч'и'н'с'х'у'т'е'л'т'е'ж'e'д'e'м'д'и'е'Г'л'а'з'к'у'г'л'е'т'у'и'с'п'р'а'ч'и'х'н'а'н'и'х'а'н'д'и'х'о'д'и'т'e'р'z'а'д'и'х'и'х'о'д'и'т'e'р'd'и'е'с'и'м'М'а'р'т'и'н', д'е'р'a'л'т'е'К'у'т'с'х'е'р'. И'м'Н'У
Der alte Stechlin schüttelte jedem die Hand und sprach ihnen aus, wie glücklich er über ihren Besuch sei. »Seien Sie mir herzlich willkommen, meine

Г'е'р'р'е'н'. С'и'е'н'а'б'н'а'х'у'г', к'а'к'е'в'о'л'е'б'у'т'е'в'а'м', м'и'р', е'д'и'н'у'в'е'р'з'а'т'т'е'н'а'л'т'е'н'Е'и'с'и'д'л'е'р'. М'а'н'с'и'д'и'т'н'и'ч'т'с'м'е'х'р', м'а'н'х'о'р'и'т'н'и'ч'т'с'м'е'х'р'.
Herren. Sie haben keine Ahnung, welche Freude Sie mir machen, mir, einem verätzten alten Einsiedler. Man sieht nichts mehr, man hört nichts mehr.

И'ч'х'о'п'е'а'н'е'н'г'л'а'з'н'у'с'а'ч'к'о'в'о'л'л'Н'е'у'г'л'и'к'е'и'т'е'н'«
Ich hoffe auf einen ganzen Sack voll Neuigkeiten.«

»А'х', Г'е'р'р'М'а'j'о'р',« с'а'г'л'е'т'С'z'а'к'о', »в'и'р'с'и'н'д'я'с'д'о'н'в'о'с'т'а'н'ц'и'н'д'е'с'т'и'с'г'о'д'и'н'ф'о'р'т'. У'н'д', г'а'н'ц'а'б'г'е'с'е'н'д'а'в'о'н', к'е'р'к'а'н'h'е'у'т'д'а'г'е'н'о'ч'м'и'т'd'e'н'
»Ach, Herr Major,« sagte Czako, »wir sind ja schon vierundzwanzig Stunden fort. Und, ganz abgesehen davon, wer kann heutzutage noch mit den

з'е'и'ц'и'т'и'г'е'н'к'о'н'к'у'р'и'е'р'и'е'т'! Е'и'н'Г'л'ю'ч'к', д'а'з'м'а'н'ч'е'п'р'и'н'ци'п'и'а'л'ь'н'о'н'П'о'с'т'а'г'з'у'с'п'а'т'к'о'м'е'н'. И'ч'м'е'и'е'м'и'т'д'e'н'н'е'у'с'т'е'н'Н'а'ч'и'с'т'и'е'н'.
Zeitungen konkurrieren! Ein Glück, daß manche prinzipiell einen Posttag zu spät kommen. Ich meine mit den neuesten Nachrichten.

И'в'о'л'л'е'т'а'ч'с'о'н'с'т'н'о'ч'«
Vielleicht auch sonst noch.«

»С'о'с'а',« л'а'ч'т'е'Д'у'б'с'л'а'в'. »Д'е'р'К'о'н'с'е'р'в'а'т'и'з'м'с'о'л'л'у'б'р'и'г'е'н'с', с'е'и'н'е'м'В'е'с'е'н'н'а'ч', е'д'и'н'а'Б'р'е'м'с'е'и'н'; д'а'м'и'т'м'у'с'м'а'н'в'и'е'л'е'е'с'ч'у'д'и'г'и'т'. А'б'е'р'д'а'
»Sehr wahr,« lachte Dubslav. »Der Konservatismus soll übrigens, seinem Wesen nach, eine Bremse sein; damit muß man vieles entschuldigen. Aber da

к'о'м'е'н'И'х'е'М'а'н'т'е'л'с'а'ч'к'и', м'е'и'е'Г'е'р'р'е'н'. Е'н'г'е'л'к'е', ф'ю'д'и'е'Г'е'р'р'е'н'а'н'и'х'р'у'м'м'е'р'. В'и'р'h'а'б'е'н'д'е'л'т'с'е'х'с'е'и'в'и'е'т'е'л'. У'м'с'и'е'б'е'н', к'о'г'д'а'я'б'и'т'т'e'
kommen Ihre Mantelsäcke, meine Herren. Engelke, führe die Herren auf ihr Zimmer. Wir haben jetzt sechseinviertel. Um sieben, wenn ich bitten

е'р'л'.«
darf.«

Е'н'г'е'л'к'е'х'а'т'е'м'и'т'т'е'р'з'а'д'и'д'и'е'б'е'и'д'e'в'о'н'Д'у'б'с'л'а'в'e'т'в'а'с'a'л'т'м'о'д'и'с'к'а'с'»М'а'н'т'е'л'с'а'ч'к'е'«б'е'з'н'а'ч'е'н'е'н'П'л'а'и'д'р'о'л'л'e'н'i'н'д'и'е'Г'л'а'з'к'у'г'л'е'т'у'и'с'п'р'а'ч'и'х'н'а'н'и'х'о'д'и'т'e'р'z'а'д'и'х'и'х'о'д'и'т'e'р'd'и'е'с'и'м'М'а'р'т'и'н', д'е'р'a'л'т'е'К'у'т'с'х'е'р'. И'м'Н'У
Engelke hatte mittlerweile die beiden von Dubslav etwas altmodisch als »Mantelsäcke« bezeichneten Plaidrollen in die Hand genommen und

ш'о'д'и'т'e'р'z'а'д'и'д'и'е'б'е'и'д'e'в'о'н'д'e'н'Г'е'р'р'е'н'в'о'р'а'н', а'н'д'и'д'и'е'д'о'п'п'е'л'а'р'н'и'г'е'Т'р'е'п'п'е'к'у', д'и'е'г'е'р'а'д'а'д'а', к'о'г'д'а'д'и'е'б'е'и'д'e'в'о'н'd'e'р'с'а'м'и'х'А'р'м'е'д'e'р'с'а'м'и'х'с'и'ч'k'р'е'у'з'и'т'e',
ging damit, den beiden Herren voran, auf die doppelarmige Treppe zu, die gerade da, wo die beiden Arme derselben sich kreuzten,

einen demlich geräumigen Podest mit Säulchengalerie bildete. Zwischen den Säulchen aber, und war mit Blick auf den Flur, war eine

Rokoko-Uhr angebracht, mit einem Zeitgott darüber, der eine Hippe führte. Czako wies darauf hin und sagte leise zu Rex: »Ein

bißchen gräulich.« — ein Gefühl, drin er sich bestärkt sah, als man bis auf den mit ungeheurer Raumverwendung angelegten Oberflur

gekommen war. Über einer nach hinten gelegenen Saaltür hing eine Holztafel mit der Aufschrift: »Museum«, während hüben und drüben, an den

Flurwänden links und rechts, mächtige Birkenmaser- und Ebenholzhänke standen, wahre Prachtstücke, mit zwei großen Bildern

dazwischen, eines eine Burg mit dicken Backsteintürmen, das andre ein überlebensgroßer Ritter, augenscheinlich aus der Pfundsbergzeit, wo

das bunt Landsknechtliche schon die Rüstung zu drapieren begann.

»Is wohl ein Ahn?« fragte Czako.

»Ja, Herr Hauptmann. Und er ist auch unten in der Kirche.«

»Auch so wie hier?«

»Nein, bloß Gabbstein und schon etwas abgetreten. Aber man sieht doch noch, daß es derselbe ist.«

Czako nickte. Dabei waren sie bis an ein Ezzimmer gekommen, das mit der einen Seite nach dem Flur, mit der andern

Seite nach einem schmalen Gang hin lag. Hier war auch die Tür. Engelke, vorangehend, öffnete und hing die beiden

Plaidrollen an die Haken eines hier gleich an der Türstehenden Kleiderstenders. Unmittelbar daneben war ein Klingelzug mit einer

grünen, etwas aufgefrazten Puffel daran. Engelke wies darauf hin und sagte: »Wenn die Herren noch was wünschen ... Und um sieben ... zweimal wird

angeschlagen.«

Und damit ging er, die beiden ihrer Bequemlichkeit überlassend.

Es waren zwei nebeneinander gelegene Zimmer, in denen man Rex und Czako untergebracht hatte, das vordere größer und mit etwas mehr

Aufwand eingerichtet, mit Spiegel und Toilette, der Spiegel sogar zum Kippen. Das Bett in diesem vorderen Zimmer hatte einen kleinen

Himmel und daneben eine Eggere, auf deren oberem Brettchen eine Meißner Figur stand, ihr ohnehin kurze Röckchen lüpfend,

während auf dem unteren Brett ein Neues Testament lag, mit Kelch und Kreuz und einem Palmzweig auf dem Deckel.

Czako nahm das Meißner Püppchen und sagte: »Wenn nicht unser Freund Woldemar bei diesem Arrangement seine Hand mit im Spiel

gehabt hat, so haben wir hier in Bezug auf Requisiten ein Ahnungsvermögen, wie's nicht größer gedacht werden kann. Das Püppchen

est pour vous.«
das Testament

»Czako, wenn Sie doch bloß das Necken lassen könnten!«

»Ach, sagen Sie doch so was nicht, Rex; Sie lieben mich ja bloß um meiner Neckereien willen.«

Und nun traten sie, von dem Vorderzimmer her, in den etwas kleineren Wohnraum, in dem Spiegel und Toilette fehlten. Dafür aber war ein

Rokokosofa da, mit hellblauem Atlas und weißen Blumen darauf.

»Ja, Rex,« sagte Czako, »wie teilen wir nun? Ich denke, Sie nehmen nebenan den Himmel, und ich nehme das Rokokosofa,

noch dazu mit weißen Blumen, vielleicht Lilien. Ich wette, das kleine Ding von Sofa hat eine Geschichte.«

»Rokoko hat immer eine Geschichte,« bestätigte Rex. »Aber hundert Jahr zurück. Was jetzt hier haust, sieht mir, Gott sei Dank, nicht

danach aus. Ein bißchen Spuk frau ich diesem alten Kasten allerdings schon zu, aber keine Rokokogeschichte. Rokoko ist doch

immer unheimlich. Wie gefällt Ihnen übrigens der Alte?«

»Vorzüglich. Ich hätte nicht gedacht, daß unser Freund Woldemar solchen famosen Alten haben könnte.«

»Das klingt ja beinah,« sagte Rex, »wie wenn Sie gegen unsern Stechlin etwas hätten.«

»Was durchaus nicht der Fall ist. Unser Stechlin ist der beste Kerl von der Welt, und wenn ich das verdammte Wort nicht haßte, würd ich ihn sogar einen

»perfekten Gentleman« nennen müssen. Aber ...«

»Nun ...«

»Aber er paßt doch nicht recht an seine Stelle.«

»An welche?«

»In sein Regiment.«

»Aber, Czako, ich verstehe Sie nicht. Er ist ja brillant angezogen. Liebling bei jedem. Der Oberst hält große Stücke von ihm, und die Prinzen

machen ihm beinah den Hof ...«

»Ja, das ist es ja eben. Die Prinzen, die Prinzen.«

»Was denn, wie denn?«

»Ach, das ist eine lange Geschichte, viel zu lang, um sie hier vor Tisch noch auszukramen. Denn es ist bereits halb, und wir müssen uns eilen.

Übrigens trifft es viele, nicht bloß unsern Stechlin.«

»Immer dunkler, immer rätselvoller,« sagte Rex.

»Nun, vielleicht daß ich Ihnen das Rätsel löse. Schließlich kann man ja Toilette machen und noch seinen Diskurs daneben haben.« Die Prinzen

machen ihm den Hof«, so geruhten Sie zu bemerken, und ich antwortete: »Ja, das ist es eben«. Und diese Worte kann ich Ihnen nur

wiederholen. Die Prinzen — ja, damit hängt es zusammen und noch mehr damit, daß die feinen Regimenter immer feiner werden. Kucken Sie sich mal

die alten Ranglisten an, das heißt wirklich alte, voriges Jahrhundert und dann so bis Anno sechs. Da finden Sie bei Regiment

du Corps oder bei Regiment Gensdarmes unsere guten alten Namen: Marwitz, Wakenitz, Kracht, Lösbrand, Bredow,

Rochow, höchstens daß sich mal ein höher betitelter Schlesiener mit hinein verirrt. Natürlich gab es auch Prinzen damals, aber der Adel

gab den Ton an, und die paar Prinzen mußten noch froh sein, wenn sie nicht störten. Damit ist es nun aber, seit wir Kaiser und Reich

sind, total vorbei. Natürlich sprech ich nicht von der Provinz, nicht von Litauen und Masuren, sondern von der Garde, von den Regimentern unter den

Augen Seiner Majestät. Und nun gar erst diese Gardedragoner! Die waren immer piek, aber seit sie,

»auch noch »Königin von Großbritannien und Irland« sind, wird es immer mehr davon, und je pieker sie werden, desto mehr Prinzen

kommen hinein, von denen übrigens auch jetzt schon mehr da sind, als es so obenhin aussieht, denn manche sind eigentlich welche und dürfen

es bloß nicht sagen. Und wenn man dann gar noch die alten mitrechnet, die bloß stehen, aber doch immer noch mit dabei sind,

wenn irgend was los ist, so haben wir, wenn der Kreis geschlossen wird, zwar kein Parkett von Königen, aber doch einen Zirkus von

Prinzen. Und da hinein ist nun unser guter Stechlin gestellt. Natürlich tut er, was er kann, und macht so gewisse Luxuse mit, Gefühlsluxuse,

Gesinnungsluxuse und, wenn es sein muß, auch Freiheitsluxuse. So 'nen Schimmer von Sozialdemokratie. Das ist aber auf die Dauer schwierig.

Richtige Prinzen können sich das leisten, die verbebeln nicht leicht. Aber Stechlin! Stechlin ist ein reizender Kerl, aber er ist doch bloß

ein Merck.«

»Und das sagen Sie, Czako, gerade Sie, der Sie das Menschliche stets betonen?«

»Ja, Rex, das tu ich. Heut wie immer. Aber eines schickt sich nicht für alle. Der eine darf's, der andre nicht. Wenn unser Freund Stechlin sich in diese seine

alte Schloßkate zurückzieht, so darf er Mensch sein, so viel er will, aber als Gardedragonier kommt er damit nicht aus. Vom alten Adam will ich

nicht sprechen, das hat immer noch so 'ne Nebenbedeutung.«

Während Rex und Czako Toilette machten und abwechselnd über den alten und den jungen Stechlin verhandelten, schritten die, die den Gegenstand

dieser Unterhaltung bildeten, Vater und Sohn, im Garten auf und ab und hatten auch ihrerseits ihr Gespräch.

»Ich bin dir dankbar, daß du mir deine Freunde mitgebracht hast. Hoffentlich kommen sie auf ihre Kosten. Mein Leben verläuft ein

bißchen zu einsam, und es wird ohnehin gut sein, wenn ich mich wieder an Menschen gewöhne. Du wirst gelesen haben, daß unser guter alter Kortschädel

gestorben ist, und in etwa vierzehn Tagen haben wir hier 'ne Neuwahl. Da muß ich dann ran und mich populär machen. Die Konservativen

wollen mich haben und keinen andern. Eigentlich mag ich nicht, aber ich soll, und da paßt es mir denn, daß du mir Leute bringst, an denen ich

Pflicht zu tun über mich üben kann. Sind sie denn ausgiebig und plauderhaft?«

»O, A, S, ja, sehr.«
»Sehr, Papa, vielleicht zu sehr. Wenigstens der eine.«

»Das ist gewiß der Czako. Sonderbar, die von Alexander reden alle gern. Aber ich bin sehr dafür; Schweigen kleid't nicht jeden. Und dann sollen wir

uns ja auch durch die Sprache vom Tier unterscheiden. Also wer am meisten red't, ist der reinste Mensch. Und diesem Czako, dem hab ich es

gleich angesehen. Aber der Rex. Du sagst Ministerialassessor. Ist er denn von der frommen Familie?«

»Nein, Papa. Du machst dieselbe Verwechslung, die beinah alle machen. Die fromme Familie, das sind die Reckes, gräfl'ch und sehr vornehm. Die Rex

natürlich auch, aber doch nicht so hoch hinaus und auch nicht so fromm. Allerdings nimmt mein Freund, der Ministerialassessor, einen Anlauf

zu, die Reckes womöglich anzuholen.«

»Dann hab ich also doch recht gesehn. Er hat so die Figur, die so was vermuten läßt, ein bißchen wenig Fleisch und so glatt rasiert. Habt

ihr denn beim Rasieren in Cremes gleich einen gefunden?«

»Er hat alles immer bei sich; lauter englische. Von Solingen oder Stuhl will er nichts wissen.«

»Und muß man ihn denn vorsichtig anfassen, wenn das Gespräch auf kirchliche Dinge kommt? Ich bin ja, wie du weißt, eigentlich kirchlich,

wenigstens kirchlicher als mein guter Pastor (es wird immer schlimmer mit ihm), aber ich bin so im Ausdruck mitunter genierter, als man vielleicht

sein soll, und bei »niedergefahren zur Hölle« kann mir's passieren, daß ich ein bißchen tolles Zeug rede. Wie steht

es denn da mit ihm? Muß ich mich in acht nehmen? Oder macht er bloß so mit?«

»Das will ich nicht geradezu behaupten. Ich denke mir, er steht so wie die meisten stehn; das heißt, er weiß es nicht recht.«

»Ja, ja, den Zustand kenn' ich.«

»Und weil er es nicht recht weiß, hat er sozusagen die Auswahl und wählt das, was gerade gilt und nach oben hin erpfeiht. Ich kann das auch so

schlimm nicht finden. Einige nennen ihn einen Streber«. Aber wenn er es ist, ist er jedenfalls keiner von den Schlimmsten. Er hat eigentlich

einen guten Charakter, und im kann er reizend sein. Er verändert sich dann nicht in dem, was er sagt, oder doch nur

ganz wenig, aber ich möchte sagen, er verändert sich in der Art, wie er zuhört. Czako meint, unser Freund Rex halte sich mit dem Ohr für

das schadlos, was er mit dem Munde versäumt. Czako wird überhaupt am besten mit ihm fertig; er schraubt ihn beständig, und Rex, was ich reizend

finde, läßt sich diese Schraubereien gefallen. Daran siehst du schon, daß sich mit ihm leben läßt. Seine Frömmigkeit ist keine Lüge, bloß Erziehung,

Angewohnheit, und so schließlich seine zweite Natur geworden.«

»Ich werde ihn bei Tisch neben Lorenzen setzen; die mögen dann beide sehn, wie sie miteinander fertig werden. Vielleicht erleben wir 'ne

Bekehrung, das heißt Rex den Pastor. Aber da höre ich eine Kutsche die Dorfsaße aufkommen. Das sind natürlich Gundenmanns; die

kommen immer zu früh. Der arme Kerl hat mal was von der Höflichkeit der Könige gehört und macht jetzt einen zu weitgehenden

Gebrauch davon. Autodidakten übertreiben immer. Ich bin selber einer und kann also mitreden. Nun, wir sprechen morgen früh weiter;

heute wird es nichts mehr. Du wirst dich auch noch ein bißchen striegeln müssen, und ich will mir 'nen schwarzen Rock anlehn. Das bin ich der guten

Frau von Gundenmann doch schuldig; sie putzt sich übrigens nach wie vor wie 'n Schlittenpferd und hat immer noch den merkwürdigen Federbusch in ihrem

Zopf — das heißt, wenn's ihrer ist.«

Engelke schlug unten im Flur zweimal an einen alten, als Tamtam fungierenden Schild, der an einem der zwei vorspringenden und zugleich die ganze Treppe tragenden Pfeiler hing. Eben diese zwei Pfeiler bildeten denn auch mit dem Podest und der in Front desselben angebrachten Rokoko-Uhr einen zum Gartensalon, diesem Hauptzimmer des Erdgeschosses, führenden, demlich pittoresken Portikus, von dem ein auf Besuch anwesender hausstädtischer Architekt mal gesagt hatte: sämtliche Bausünden vor Schloß Stechlin würden durch diesen verdrehten, aber malerischen Einfall wieder gut gemacht.

Die Uhr mit dem Hippenmann schlug gerade sieben, als Rex und Czako die Treppe herunter kamen und, eine Biegung machend, auf den von beruhter Seite so glimpflich beurteilten sonderbaren Vorbau zusteuerten. Als die Freunde diesen passierten, sahen sie — die Türflügel waren schon geöffnet — in aller Bequemlichkeit in den Salon hinein und nahmen hier wahr, daß etliche, ihnen zu Ehren geladene Gäste bereits

erschienen waren. Dubslav, in dunklem Überrock und die Pfändchenrosette sowohl des preussischen wie des wendischen Kronenordens im Knopfloch, ging den Eintretenden entgegen, begrüßte sie nochmals mit der ihm eignen Herzlichkeit, und beide Herren gleich danach in

den Kreis der schon Versammelten einführend, sagte er: »Bitte die Herrschaften miteinander bekannt machen zu dürfen. Herr und Frau von Gundermann auf Siebenmühlen, Pastor Lorenzen, Oberförster Kätzler.« und dann, nach links sich wendend, »Ministerialassessor von Rex, Hauptmann von Czako vom Regiment Alexander.« Man verneigte sich gegenseitig, worauf Dubslav zwischen Rex und Pastor Lorenzen, Woldemar

aber, als Adlatus seines Vaters, zwischen Czako und Kätzler eine Verbindung herzustellen suchte, was auch ohne weiteres gelang, weil es hüben und drüben weder an gesellschaftlicher Gewandtheit noch an gutem Willen gebrach. Nur konnte Rex nicht umhin, die Siebenmühlener etwas eindringlich zu mustern, trotzdem Herr von Gundermann in Frack und weißer Binde, Frau von Gundermann aber in geblühtem Atlas, mit Marabufächer erschienen war, —

er augenscheinlich Parvenu, sie Berlinerinnen aus einem nordöstlichen Vorstadtgebiet.

Rex sah das alles. Er kam aber nicht in die Lage, sich lange damit zu beschäftigen, weil Dubslav eben jetzt den Arm der Frau von Gundermann nahm und dadurch das Zeichen zum Aufbruch zu der im Nebenzimmer gedeckten Tafel gab. Alle folgten paarweise, wie sie sich vorher zusammengefunden, kamen

aber durch die von seiten Dubslavs schon vorher festgesetzte Tafelordnung wieder auseinander. Die beiden Stechlins, Vater und Sohn, platzierten sich an den beiden Schmalseiten einander gegenüber, während zur Rechten und Linken von Dubslav Herr und Frau von Gundermann, rechts und links von Woldemar

aber Rex und Lorenzen saßen. Die Mittelplätze hatten Kätzler und Czako inne. Neben einem großen alten Eichenbüfett, ganz in Nähe

der Tür, standen Engelke und Martin, Engelke in seiner sandfarbenen Livree mit den großen Knöpfen, Martin, dem nur oblag, mit

der Küche Verbindung zu halten, einfach in schwarzem Rock und Stiefeln

Der alte Dubslav war in bester Laune, stieß gleich nach den ersten Löffeln Suppe mit Frau von Gundermann vertraulich an, dankte für ihr Erscheinen

und entschuldigte sich wegen der späten Einladung: »Aber erst um zwölf kam Woldemars Telegramm. Es ist das mit dem Telegraphieren solche Sache,

manches wird besser, aber manches wird auch schlechter, und die feinere Sitte leidet nun schon ganz gewiß. Schon die Form, die Abfassung. Kürze soll

eine Tugend sein, aber sich kurz fassen, heißt meistens auch sich grob fassen. Jede Spur von Verbindlichkeit fällt fort und das Wort

»Herr« ist beispielsweise gar nicht mehr anzutreffen. Ich hatte mal einen Freund, der ganz ernsthaft versicherte: »Der häßlichste Mops sei der

schönste« so läßt sich jetzt beinahe sagen »das größte Telegramm ist das feinste«. Wenigstens das in seiner Art vollendetste. Jeder, der

wieder eine neue Fünfpennigsparris herausdoktert, ist ein Genie.«

Diese Worte Dubslavs hatten sich anfänglich an die Frau von Gundermann, sehr bald aber mehr an Gundermann selbst gerichtet, weshalb dieser letztere denn

auch antwortete: »Ja, Herr von Stechlin, alles Zeichen der Zeit. Und ganz bezeichnend, daß gerade das Wort »Herr«, wie Sie schon

hervorzuheben die Güte hatten, so gut wie abgeschafft ist. »Herr« ist Unsinn geworden, »Herr« paßt den Herren nicht mehr, — ich meine natürlich die,

die jetzt die Welt regieren wollen. Aber es ist auch danach. Alle diese Neuerungen, an denen sich leider auch der Staat beteiligt, was sind sie?

Begünstigungen der Unbotmäßigkeit, also Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Weiter nichts. Und niemand da, der Lust und Kraft

hätte, dies Wasser abzustellen. Aber trotzdem, Herr von Stechlin, — ich würde nicht widersprechen, wenn mich das Tatsächliche nicht dazu zwänge —

trotzdem geht es nicht ohne Telegraphie, gerade hier in unsrer Einsamkeit. Und dabei das beständige Schwanken der Kurse. Namentlich auch in der

Mühlen- und Breitschneidebranche ...«

»Versteht sich, lieber Gundermann. Was ich da gesagt habe ... Wenn ich das Gegenteil gesagt hätte, wäre es ebenso richtig. Der Teufel ist nicht so

schwarz, wie er gemalt wird, und die Telegraphie auch nicht, und wir auch nicht. Schließlich ist es doch was Großes, diese Naturwissenschaften dieser elektrische

Strom, tipp, tipp, tipp, und wenn uns daran läge (aber uns liegt nichts daran), so könnten wir den Kaiser von China wissen lassen, daß wir

hier versammelt sind und seiner gedacht haben. Und dabei diese merkwürdigen Verschiebungen in Zeit und Stunde. Beinahe komisch. Als Anno

siebzig die Pariser Septemberrevolution ausbrach, wußte man's in Amerika drüben um ein paar Stunden früher, als die Revolution

überhaupt da war. Ich sagte: Septemberrevolution. Es kann aber auch 'ne andre gewesen sein; sie haben da so viele, daß man sie leicht

verwechselt. Eine war im Juni, 'ne andre war im Juli, — wer nich ein Bombengedächtnis hat, muß da notwendig reinfallen ...

Engelke, präsentiere der gnädigen Frau den Fisch noch mal. Und vielleicht nimmt auch Herr vor Czako ...«

»Gewiß, Herr von Stechlin,« sagte Czako. »Erstlich aus reiner Gourmandise, und dann aber auch aus Forschertrieb oder

Fortschrittsbedürfnis. Man will doch an dem, was gerade gilt oder überhaupt Menschheitsentwicklung bedeutet, auch seinerseits nach Möglichkeit

teilnehmen, und da steht denn Fischnahrung jetzt obenan. Fische sollen außerdem viel Phosphor enthalten, und Phosphor, so heißt es,

macht »helle.«

»Gewiß,« kicherte Frau von Gundersmann, die sich bei dem Wort »helle« wie persönlich getroffen fühlte. »Phosphor war ja auch schon, eh'

die Schwedischen aufkamen.«

»O, lange vorher,« bestätigte Czako. »Was mich aber,« fuhr er, sich an Dubslav wendend, fort, »an diesen Karpfen noch ganz

besonders fesselt — beiläufig ein Prachtexemplar — das ist das, daß er doch höchstwahrscheinlich aus Ihrem berühmten See stammt, über den ich durch

Woldemar, Ihren Herrn Sohn, bereits unterrichtet bin. Dieser merkwürdige See, diese Stechlin! Und da frag ich mich denn willkürlich (denn

Karpfen werden alt; daher beispielsweise die Mooskarpfen), welche Revolutionen sind an diesem hervorragenden Exemplar seiner Gattung

wohl schon vorüber gegangen? Ich weiß nicht, ob ich ihn auf hundertfünzig Jahre taxieren darf, wenn aber, so würde er als Jüngling die

Lissaboner Aktion und als Urgreis den neuerlichen Ausbruch des Krakatowa mitgemacht haben. Und all das erwogen, drängt sich mir

die Frage auf ...«

Dubslav lächelte stimmend.

»... Und all das erwogen, drängt sich mir die Frage auf, wenn's nun in Ihrem Stechlinsee zu brodeln beginnt oder gar die große Trichterbildung

anhebt, aus der dann und wann, wenn ich recht gehört habe, der krähen Hahn aufsteigt, wie verhält sich da der Stechlinkarpfen, dieser doch

offenbar Nächstbeteiligte, bei dem Anpochen derartiger Weltereignisse? Beneidet er den Hahn, dem es vergönnt ist, in die Ruppiner

Lande hinauszukrähen, oder ist er umgekehrt ein Feigling, der sich in seinem Moorgrund verkriecht, also ein Bourgeois,

der am andern Morgen fragt: »Schießen sie noch?«

»Mein lieber Herr vor Czako, die Beantwortung Ihrer Frage hat selbst für einen Anwohner des Stechlin seine Schwierigkeiten. Ins Innere der

Natur dringt kein erschaffener Geist. Und zu dem innerlichsten und verschlossensten zählt der Karpfen; er ist nämlich sehr dumm. Aber nach

der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird er sich beim Eintreten der großen Eruption wohl verkrochen haben. Wir verkriechen uns nämlich alle.

Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Wangslage. Sie brauchen mir übrigens nicht zustimmen, denn Sie sind noch im Dienst.«

»U, U,« st 3p
»Bitte, bitte,« sagte Czako.

Sehr, sehr anders ging das Gespräch an der entgegengesetzten Seite der Tafel. Rex, der, wenn er dienstlich oder auserdienstlich aufs Land kam, immer

eine Neigung spürte, sozialen Fragen nachzuhängen und beispielsweise jedesmal mit Vorliebe darauf aus war, an das

Zahlenverhältnis der in und außer der Ehe geborenen Kinder alle möglichen, teils dem Gemeinwohl, teils der Sittlichkeit zu gute

kommende Betrachtungen zu knüpfen, hatte sich auch heute wieder in einem mit Pastor Lorenzen angeknüpften Gespräch seinem

Lieblingsthema gewandt, war aber, weil Dubslav durch eine Zwischenfrage den Faden abchnitt, in die Lage gekommen, sich vorübergehend statt mit

Lorenzen mit Ketzler beschäftigt zu müssen, von dem er zufällig in Erfahrung gebracht hatte, daß er früher Feldjäger gewesen sei. Das gab ihm

einen guten Gesprächsstoff und ließ ihn fragen, ob der Herr Oberförster nicht mitunter manchmal den zwischen seiner Vergangenheit und seiner

Gegenwart liegenden Gegensatz empfinde, — sein früherer Feldjägerberuf, — nein, er nehme er an, habe ihn in die weite Welt hinausgeführt,

während er jetzt »stabilisiert« sei. »Stabilisierung« zählte zu Rex' Lieblingswendungen und entstammte jenem sorglich ausgewählten Fremdwörterseitz, den er

sich — er hatte diese Dinge dienstlich zu bearbeiten gehabt — aus den Erlassen König Friedrich Wilhelms I. angeeignet und mit in sein

Aktendeutsch herübergenommen hatte. Ketzler, ein vorzüglicher Herr, aber auf dem Gebiete der Konversation doch nur von einer oft

unzureichenden Orientierungsfähigkeit, fand sich in des Ministerialassessors etwas gedrechselten Gedankengänge nicht gleich durch und war froh,

als ihm der hellhörige, mittlerweile wieder frei gewordene Pastor in der durch Rex aufgeworfenen Frage zu Hilfe kam. »Ich glaube

herauszuhören,« sagte Lorenzen, »daß Herr von Rex geneigt ist, dem Leben draußen in der Welt vor dem in unsrer stillen Grafschaft den Vorzug zu

geben. Ich weiß aber nicht, ob wir ihm darin folgen können, ich nun schon gewiß nicht, aber auch unser Herr Oberförster wird mutmaßlich

froh sein, seine vordem im Eisenbahncoupe verbrachten Feldjägertage hinter sich zu haben. Es heißt freilich im engen Kreis

verengt sich der Sinn, und in den meisten Fällen mag es zutreffen. Aber doch nicht immer, und jedenfalls hat das Weltfremde bestimmte große

Vzüge.«
»Sie sprechen mir durchaus aus der Seele, Herr Pastor Lorenzen,« sagte Rex. »Wenn es einen Augenblick vielleicht so klang, als ob der

»Globetrotter« mein Ideal sei, so bin ich sehr geneigt, mit mir handeln zu lassen. Aber etwas hat es doch mit dem »Auch-draußen-

zu-Hause-sein« auf sich, und wenn Sie trotzdem für Einsamkeit und Stille plädieren, so plädieren Sie wohl in eigener Sache. Denn wie sich der

Herr Oberförster aus der Welt zurückgezogen hat, so wohl auch Sie. Sie sind beide darin, ganz individuell, einem Heizenzuge gefolgt, und

vielleicht, daß meine persönliche Neigung dieselben Wege ginge. Dennoch wird es andre geben, die von einem solchen Sinn zurückziehen aus der Welt nichts

wissen wollen, die vielleicht umgekehrt, statt in einem sich Hingeben an den Einzelnen, in der Beschäftigung mit einer Vielheit ihre Bestimmung finden.

Ich glaube durch Freund Stechlin zu wissen, welche Fragen Sie seit lange beschäftigen, und bitte, Sie dazu beglückwünschen zu dürfen. Sie stehen in der

christlich-sozialen Bewegung. Aber nehmen Sie deren Schöpfer, der Ihnen persönlich vielleicht nahe steht, er und sein Tun sprechen doch recht

eigentlich für mich; sein Feld ist nicht einzelne Seelsorge, nicht eine Landgemeinde, sondern eine Weltstadt. Stöckers Auftreten und seine

Mission sind eine Widerlegung davon, daß das Schaffen im Engen und Umgrenzten notwendig das Segensreichere sein müsse.«

Lorenzen war daran gewöhnt, sei's zu Lob, sei's zu Tadel, sich mit dem ebenso gefeierten wie befehdeten Hofprediger in Parallele

stellt zu sehen, und empfand dies jedesmal als eine Huldigung. Aber nicht minder empfand er dabei regelmäßig den tiefen Unterschied, der zwischen dem

großen Agitator und seiner stillen Weise lag. »Ich glaube, Herr von Rex,« nahm er wieder das Wort, »daß Sie den Vater der Berliner Bewegung

sehr richtig geschildert haben, vielleicht sogar zur Zufriedenheit des geschilderten selbst, was, wie man sagt, nicht eben leicht sein soll. Er hat viel

erreicht und steht anscheinend in einem Segenszeichen; hüben und drüben hat er Wurzel geschlagen und sieht sich geliebt und gehuldigt, nicht nur

seitens derer, denen er mildtätig die Ruhe schneidet, sondern beinah mehr noch im Lager derer, denen er das Leder zu den Schuhen nimmt. Er hat schon

so viele Beinamen, und der des heiligen Krispin wäre nicht der schlimmste. Viele wird es geben, die sein Tun im guten Sinne beneiden. Aber

ich fürchte, der Tag ist nahe, wo der so Ruhige und zugleich so Mutige, der seine Ziele so weit steckte, sich in die Enge des Daseins

zurücksehen wird. Er besitzt, wenn ich recht berichtet bin, ein kleines Bauerngut irgendwo in Franken, und wohl möglich, ja, mir

persönlich geradezu wahrscheinlich, daß ihm an jener stillen Stelle früher oder später ein echteres Glück erblüht, als er es jetzt hat. Es heißt

wohl, »Gehet hin und lehret alle Heiden, aber schöner ist es doch, wenn die Welt, uns suchend, an uns herankommt. Und die Welt kommt schon,

wenn die richtige Persönlichkeit sich ihr auftut. Da ist dieser Wörshofener Pfarrer — er sucht nicht die Menschen, die Menschen suchen ihn. Und wenn

sie kommen, so heilt er sie, heilt sie mit dem Einfachsten und Natürlichsten. Übertragen Sie das vom Äußern aufs Innere, so haben Sie mein

Ideal. Einen Brunnen graben just an der Stelle, wo man gerade geht. Innere Mission in nächster Nähe, sei's mit dem Alten, sei's mit etwas

Neuem.«

»Also mit dem Neuen,« sagte Woldemar und reichte seinem alten Lehrer die Hand.

Aber dieser antwortete: »Nicht so ganz unbedingt mit dem Neuen. Lieber mit dem Alten, soweit es irgend geht, und mit dem Neuen nur,

soweit es muß.«

Das Mahl war inzwischen vorgeschritten und bei einem Gange angelangt, der eine Spezialität vor Schloß Stechlin war und jedesmal die Bewunderung seiner Gäste: losgelöste Kraumetsvögelbrüste [Wacholderdrossel], mit einer dunkeln Kraftbrühe angerichtet, die, wenn die Herbst- und Eberschentage da waren, als eine höhere Form von Schwarzsauer auf den Tisch zu kommen pflegten. Engelke präsentierte Burgunder dazu, der schon lange lag, noch aus alten besseren Tagen her, und als jeder davon genommen, erhob sich Dubslav, um erst kurz seine lieben Gäste zu begrüßen, dann aber die Damen leben zu lassen. Er müsse bei diesem Plural bleiben, trotzdem die Damenwelt nur in einer Einheit vertreten sei; doch er gedenke dabei neben seiner lieben Freundin und Tischnachbarin (er küßte dieser huldigend die Hand) zugleich auch der Gemahlin seines Freundes Kizler, die leider — wenn auch vom Familienstandpunkt aus in hochehrwürdigster Veranlassung — am Erscheinen in ihrer Mitte verhindert sei: »Meine Herren, Frau Oberförster Kizler« — er machte hier eine kleine Pause, wie wenn er eine höhere Titulatur ganz ernsthaft in Erwägung gezogen hätte — »Frau Oberförster Kizler und Frau von Gundermann, sie leben hoch!« Rex, Czako, Kizler erhoben sich, um mit Frau von Gundermann zustoßen, als aber jeder von ihnen auf seinen Platz zurückgekehrt war, nahmen sie die durch den Toast unterbrochenen Privatgespräche wieder auf, wobei Dubslav als guter Wirt sich darauf beschränkte, kurze Bemerkungen nach links und rechts hin einstreuen. Dies war indessen nicht immer leicht, am wenigsten leicht bei dem Geplauder, das der Hauptmann und Frau von Gundermann führten, und das so pausenlos verlief, daß ein Einhaken sich kaum ermöglichte. Czako war ein guter Sprecher, aber er verschwand neben seiner Partnerin. Ihres Vaters Laufbahn, der es (ursprünglich Schreib- und Zeichenlehrer) in einer langen, schon mit Anno 13 beginnenden Dienstzeit bis zum Hauptmann in der »Plankammer« gebracht hatte, gab ihr in ihren Augen eine gewisse militärische Zugehörigkeit, und als sie, nach mehrmaligem Auslügen, endlich den ihr wohlbekannten Namenszug des Regiments Alexander auf Czakos Achselklappe erkannt hatte, sagte sie: »Gott ..., Alexander. Nein, ich sage. Mir war aber doch auch gleich so Mühlstraße. Wir wohnten ja Linienstraße, Ecke der Weinmeister — das heißt, als ich meinen Mann kennen lernte. Vorher draußen Schönhauser Allee. Wenn man so wen aus seiner Gegend wieder sieht! Ich bin ganz glücklich, Herr Hauptmann. Ach, es ist so traurig hier. Und wenn wir nicht den Herrn von Stechlin hätten, so hätten wir so gut wie gar nichts. Mit Kizlers,« aber dies flüsterte sie nur leise, »mit Kizlers ist es nichts; die sind ja hoch raus. Da muß man sich denn klein machen. Und so toll ist es am Ende doch auch noch nicht. Jetzt passen sie ja noch leidlich. Aber abwarten.«

»Sehr wahr, sehr wahr,« sagte Czako, der, ohne was Sicheres zu verstehen, nur ein während des Dubslav'schen Toastes schon gehabtes Gefühl bestätigt sah, daß es mit den Kizlers was Besonderes auf sich haben müsse. Frau von Gundermann aber, den ihr unbequemen Flüsterton aufgebend, fuhr mit

wieder lauter werdender Stimme fort, »wir haben den Herrn von Stechlin, und das ist ein Glück, und es ist auch bloß eine gute halbe Meile. Die meisten andern wohnen viel zu weit, und wenn sie auch näher wohnten, sie wollen alle nicht recht; die Leute hier, mit denen wir eigentlich Umgang haben müßten, sind so diffizil und legen alles auf die Goldwaage. das heißt, vieles legen sie nicht auf die Goldwaage, dazu reicht es bei den meisten nicht aus; nur immer die Ahnen. Und sechzehn ist das wenigste. Ja, wer hat gleich sechzehn? Gundermann ist erst geadelt, und wenn er nicht Glück gehabt hätte, so wär es gar nichts. Er hat nämlich klein angefangen, bloß mit einer Mühle; jetzt haben wir nun freilich sieben, immer den Rhin entlang, lauter Schneidemühlen, Bohlen und Bretter, unzöllig, zweizöllig und noch mehr. Und die Berliner Dielen, die sind fast alle
S. J. «
von uns.«

»Aber, meine gnädigste Frau, das muß Ihnen doch ein Hochgefühl geben. Alle Berliner Dielen! Und dieser Rhinfluß, von dem Sie sprechen, der vielleicht eine ganze Seenkette verbindet, und woran mütmaßlich eine reizende Villa liegt! Und darin hören Sie Tag und Nacht, wie nebenan in der Mühle die Säge geht, und die dicht heranstehenden Bäume bewegen sich leise. Mitunter natürlich ist auch Sturm. Und Sie haben eine Pony-Equipage für Ihre Kinder. Ich darf doch annehmen, daß Sie Kinder haben? Wenn man so abgesehen lebt und so ständig aufeinander angewiesen ist ...«

»Es ist, wie Sie sagen, Herr Hauptmann; ich habe Kinder, aber schon erwachsen, beinah alle, denn ich habe mich jung verheiratet. Ja, Herr von Czako, man ist auch einmal jung gewesen. Und es ist ein Glück, daß ich die Kinder habe. Sonst ist kein Mensch da, mit dem man ein gebildetes Gespräch führen kann. Mein Mann hat seine Politik und möchte sich wählen lassen, aber es wird nichts, und wenn ich die Journale bringe, nicht mal die Bilder sieht er sich an. Und die Geschichten, sagt er, seien bloß dummes Zeug und bloß Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Seine Mühlen, was ich übrigens recht und billig finde, sind ihm lieber.«

»Aber Sie müssen doch viele Menschen um sich herum haben, schon in Ihrer Wirtschaft.«
»Ja die hab ich, und die Mamsells die man so kriegt, ja ein paar Wochen geht es; aber dann bündeln sie gleich an, am liebsten mit 'nem Volontär, wir haben nämlich auch Volontärs in der Mühlenbranche. Und die meisten sind aus ganz gutem Hause. Die jungen Menschen passen aber nicht auf, und da hat man's denn, und immer gleich Knall und Fall. All das ist doch traurig, und mitunter ist es auch so, daß man sich geradezu genieren muß.«

Czako seufzte. »Mir ein Greuß, all dergleichen. Aber ich weiß vom Manöver her, was alles vorkommt. Und mit einer Schläue ... nichts schauer, als verliebte Menschen. Ach, das ist ein Kapitel, womit man nicht fertig wird. Aber Sie sagten Linierstraße, meine Gnädigste.

Welche Nummer denn? Ich kenne da beinahe jedes Haus, kleine, nette Häuser, immer bloß höchstens mal ein

Oeil de Boeuf.«

»O? Co?«

»Wie? was?«

»Großes rundes Fenster ohne Glas. Aber ich liebe diese Häuser.«

»Ja, das kann ich auch von mir sagen, und in gerade solchen Häusern hab ich meine beste Zeit verbracht, als ich noch ein Quack war, höchstens vielzehn.

Und so grausam wild. Damals waren nämlich noch die Fänsteine, und wenn es dann regnete und alles überschwemmt war und die Bretter anfangen, sich

zu heben, und schon so halb herumschwammen, und die Ratten, die da drunter steckten, nicht mehr wußten, wo sie hin sollten, dann sprangen wir auf die

Bohlen raus, und nun die Biester raus, links und rechts, und die Jungens hinterher, immer aufgekrempt und ganz nackt. Und einmal, weil der

eine Junge nicht abließ und mit seinen Holzpantinen immer drauf losschlug, da wurde das Antier fach und biß den Jungen so, daß er schrie!

Nein, so hab ich noch keinen Menschen wieder schreien hören. Und es war auch fürchterlich.«

»Ja, das ist es. Und da helfen bloß Rattenfänger.«

»Ja, Rattenfänger, davon hab ich auch gehört — Rattenfänger von Hameln. Aber die gibt es doch nicht mehr.«

»Nein, gnädige Frau, die gibt es nicht mehr, wenigstens nicht mehr solche Hexenmeister mit Zaubertruch und einer Pfeife zum pfeifen. Aber die

meine ich auch gar nicht. Ich meine überhaupt nicht Menschen, die dergleichen als Metier betreiben und sich in den Zeitungen anzeigen,

unheimliche Gesichter mit einer Holzkappe. Was ich meine, sind bloß Pinscher, die nebenher auch noch »Rattenfänger« heißen und es auch

wirklich sind. Und mit einem solchen Rattenfänger auf die Jagd gehen, das ist eigentlich das Schönste, was es gibt.«

»Aber mit einem Pinscher kann man doch nicht auf die Jagd gehen!«

»Doch, doch, meine gnädigste Frau. Als ich in Paris war (ich war da nämlich mal hinkommandiert), da bin ich mit runtergestiegen in die sogenannten

Katakomben, hochgewölbte Kanäle, die sich unter der Erde huzieren. Und diese Kanäle sind das wahre Rattenedorado; da sind sie

zu Millionen. Oben drei Millionen Franzosen, unten drei Millionen Ratten. Und einmal, wie gesagt, bin ich da mit runtergeklettert

und in einem Boote durch diese Unterwelt hinfahren, immer mitten in die Ratten hinein.«

»Gräßlich, gräßlich. Und sind Sie heil wieder raus gekommen?«

»Im gützen, ja. Denn, meine gnädigste Frau, eigentlich war es doch ein Vergnügen. In unserm Kahn hatten wir nämlich zwei solche Rattenfänger,

einen vorn und einen hinten. Und nun hatten Sie sehen sollen, wie das losging. »chnapp«, und das Tier um die Ohren geschlagen, und tot war es.

und so weiter, so schnell wie Sie nur zählen können, und mitunter noch schneller. Ich kann es nur vergleichen mit Mr. Carver, dem bekannten Mr.

Carver, von dem Sie gewiß einmal gelesen haben, der in der Sekunde drei Glaskugeln wagschoß. Und so immerzu, viele Hundert. Ja, so was wie

diese Rattenjagd da unten, das vergißt man nicht wieder. Es war aber auch das Beste da. Denn was sonst noch von Paris geredet wird, das ist alles

übertrieben; meist dummes Zeug. Was haben sie denn Großes? Opern und Zirkus und Museum, und in einem Saal 'ne Venus, die man sich nicht recht

ansieht, weil sie das Gefühl verletzt, namentlich wenn man mit Damen da ist. Und das alles haben wir schließlich auch, und manches haben wir noch besser. So

im Beispiel Niemann und die. Aber solche Rattenschlacht, das muß wahr sein, die haben wir nicht. Und warum nicht? Weil wir keine

Katakomben haben.«

Der alte Dubslav, der das Wort »Katakomben« gehört hatte, wandte sich jetzt wieder über den Tisch hin und sagte: »Pardon, Herr von

Czako, aber Sie müssen meiner lieben Frau von Gundermann nicht mit so furchtbar ernsten Sachen kommen und noch dazu hier bei Tisch,

gleich nach Karpfen und Meerrettich. Katakomben! Ich bitte Sie. Die waren ja doch eigentlich in Rom und erinnern einen immer an die

traurigsten Zeiten, an den grausamen Kaiser Nero und seine Verfolgungen und seine Fackeln. Und da war dann noch einer mit einem etwas

längeren Namen, der noch viel grausamer war, und da verkrochen sich diese armen Christen gerade in eben diese Katakomben, und manche

wurden verraten und gemordet. Nein, Herr von Czako, da lieber was Heiteres. Nicht wahr, meine liebe Frau von Gundermann?»

»Ach nein, Herr von Stechlin; es ist doch alles so sehr gelehrig. Und wenn man so selten Gelegenheit hat ...«

»Na, wie Sie wollen. Ich hab es gut gemeint. Stoßen wir an! Ihr Rudolf soll leben; das ist doch der Liebling, trotzdem er der älteste ist. Wie alt

ist er denn jetzt?»

»Vierundzwanzig.«

»Ein schönes Alter. Und wie ich höre, ein guter Mensch. Er müßte nur mehr raus. Er versäuert hier ein bißchen.«

»Sag ich ihm auch. Aber er will nicht fort. Er sagt, zu Hause sei es am besten.«

»Bravo. Da nehm ich alles zurück. Lassen Sie ihn. Zu Hause ist es am Ende wirklich am besten. Und gerade wir hier, die wir den Vorzug haben, in der

Rheinsberger Gegend zu leben. Ja, wo ist so was? Erst der große König, und dann Prinz Heinrich, der nie 'ne Schlacht verloren. Und

einige sagen, er wäre noch klüger gewesen als sein Brüder. Aber ich will so was nicht gesagt haben.«

Frau von Gundermann schien auf das ihr als einziger, also auch ältester Dame bestehende Tafelaufhebungsrecht verzichten zu wollen und wartete, bis statt ihrer der schon seit einer Viertelstunde sich nach seiner Meerschaumpfeife sehende Dubslav das Zeichen zum Aufbruch gab. Alles erhob sich jetzt rasch, um vom Esszimmer aus in den nach dem Garten hinausgehenden Salon zurückzukehren, dem es — war es Zufall oder Absicht? — in diesem Augenblick noch an aller Beleuchtung fehlte; nur im Kamin glühten ein paar Scheite, die während der Essenszeit halb niedergebrannt waren, und durch die offenhängende hohe Glastür fiel von der Veranda her das Licht der über den Parkbäumen stehenden Mondsichel. Alles gruppierte sich alsbald um Frau von Gundermann, um dieser die pflichtschuldigen Honneurs zu machen, während Martin die Lampen, Engelke den Kaffee brachte. Das ein paar Minuten lang geführte gemeinschaftliche Gespräch kam, all die Zeit über, über ein unruhiges Hin und Her nicht hinaus, bis der Knäuel, in dem man stand, sich wieder in Gruppen auflöste.

Das erste sich abtrennende Paar waren Rex und Kitzler, beide passionierte Billardspieler, die sich — Kitzler übernahm die Führung — erst in den Eßsaal zurück und von diesem aus in das daneben gelegene Speisezimmer begaben. Das hier stehende, ziemlich vernachlässigte Billard war schon an die fünfzig Jahre alt und stammte noch aus des Vaters Zeiten her. Dubslav selbst machte sich nicht viel aus dem Spiel, aus Spiel überhaupt und interessierte sich, soweit sein Billard in Betracht kam, nur für eine sehr nachgedunkelte Karoline, von der ein Berliner Besucher mal gesagt hatte: »Alle Wetter, Stechlin, wo haben Sie die her? Das ist ja die gelbste Karoline, die ich all mein Lebtag gesehen habe.« — Worte, die damals solchen Eindruck auf Dubslav gemacht hatten, daß er seitdem ein etwas freundlicheres Verhältnis zu seinem Billard unterhielt und nicht ungern von »seiner

Karoline« sprach.

Das zweite Paar, das sich aus der Gemeinschaft abtrennte, waren Woldemar und Gundermann. Gundermann, wie alle an Kongestionen Leidende, fand es überall zu heiß und wies, als er ein paar Worte mit Woldemar gewechselt, auf die offenhängende Tür. »Es ist ein so schöner

Abend, Herr von Stechlin; könnten wir nicht auf die Veranda hinaustreten?«

»Aber gewiß, Herr von Gundermann. Und wenn wir uns absentieren, wollen wir auch alles Gute gleich mitnehmen. Engelke, bring uns die

kleine Kiste, du weißt schon.«

»Ah, kapital. So ein paar Züge, das schlägt nieder, besser als Sodawasser. Und dann ist es auch wohl thücklicher im Freien. Meine Frau,

wenn wir zu Hause sind, hat sich zwar daran gewöhnen müssen und spricht höchstens mal von »paffen« (na, das is nicht anders, dafür is man eben

verheiratet), aber in einem fremden Hause, da fangen denn doch die Rücksichten an. Unser guter alter Kortschdel sprach auch immer von

>Dehors.«

Unter diesen Worten waren Woldemar und Gundermann vom Salon her auf die Veranda hinausgetreten, bis dicht an die Treppentufen heran, und sahen auf

den kleinen Wasserstrahl, der auf dem Rundell aufsprang.

»Immer, wenn ich den Wasserstrahl sehe,« fuhr Gundermann fort, »müß ich wieder an unsern guten alten Kortschdel denken. Is nu auch hinüber. Na,

jeder müß mal, und wenn irgend einer seinen Platz da oben sicher hat, der hat ihn. Ehrenmann durch und durch, und loyal bis auf die

Knochen. Redner war er nicht, was eigentlich immer ein Vorzug, und hat mit seiner Schwätzeri dem Staate kein Geld gekostet; aber er

wußte ganz gut Bescheid, und, unter vier Augen, ich habe Sachen von ihm gehört, großartig. Und ich sage mir, solchen kriegen wir nicht wieder ...«

»Ach, das ist Schwarzseherei, Herr von Gundermann. Ich glaube, wir haben viele von ähnlicher Gesinnung. Und ich sehe nicht ein, warum nicht ein Mann wie Sie

...«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil Ihr Herr Papa kandidieren will. Und da muß ich zurückstehen. Ich bin hier ein Neuling. Und die Stechlin's waren hier schon ...«

»Nun gut, ich will diesetztere gelten lassen, und nur was das Kandidieren meines Vaters angeht — ich denke mir, es ist noch nicht so weit,

viele kann noch dazwischen kommen, und jedenfalls wird er schwanken. Aber nehmen wir mal an, es sei, wie Sie vermuten. In diesem Falle träfe

doch gerade das zu, was ich mir soeben zu sagen erlaubt habe. Mein Vater ist in jedem Anbetracht ein treuer Gesinnungsgenosse

Kortschdel's, und wenn er an seine Stelle tritt, was ist da verloren? Die Lage bleibt dieselbe.«

»Nein, Herr von Stechlin.«

»Nun, was ändert sich?«

»Vieles, alles. Kortschdel war in den großen Fragen überbittlich, und Ihr Herr Vater läßt mit sich reden ...«

»Ich weiß nicht, ob Sie da recht haben. Aber wenn es so wäre, so wäre das doch ein Glück ...«

»Ein Unglück, Herr von Stechlin. Wer mit sich reden läßt, ist nicht stamm, und wer nicht stamm ist, ist schwach. Und Schwäche (die destruktiven Elemente

haben dafür eine feine Fühlung), Schwäche ist immer Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie.«

Die vier andern der kleinen Tafelrunde waren im Gartensalon zurückgeblieben, hatten sich aber auch zu zwei und zwei zusammengetan. In der einen

Fensterische, so daß sie den Blick auf den mondbezeichneten Vorplatz und die draußen auf der Veranda auf und ab schreitenden beiden Herren

hatten, saßen Lorenzen und Frau von Gundermann. Die Gundermann war glücklich über das, denn sie hatte wegen ihres jüngsten

Sohnes allerhand Fragen auf dem Herzen oder bildete sich wenigstens ein, sie zu haben. Denn eigentlich hatte sie für gar nichts Interesse, sie mußte

bloß, richtige Berliner, die sie war, reden können.

»Ich bin so froh, Herr Pastor, daß ich nun doch einmal Gelegenheit finde, Gott, wer Kinder hat, der hat auch immer Sorgen. Ich möchte

wegen meines Jüngsten so gerne mal mit Ihnen sprechen, wegen meines Arthur. Rudolf hat mir keine Sorgen gemacht, aber

Arthur. Er ist nun jetzt eingeseget, und Sie haben ihm, Herr Prediger, den schönen Spruch mitgegeben, und der Junge hat auch gleich den Spruch

auf einen großen weißen Bogen geschrieben, alle Buchstaben erst mit zwei Linien nebeneinander und dann dick ausgefüllt. Es sieht aus wie 'n

Plakat. Und diesen großen Bogen hat er sich in die Waschoilette geklebt, und da mahnt es ihn immer.«

»Nun, Frau von Gundermann, dagegen ist doch nichts zu sagen.«

»Nein, das will ich auch nicht. Eher das Gegenteil. Es hat ja doch was Rührendes, daß es einer so ernst nimmt. Denn er hat zwei Tage dran

gesessen. Aber wenn solch junger Mensch es so immer liest, so gewöhnt er sich dran. Und dann ist ja auch gleich wieder die Verführung da. Gott, daß

man gerade immer über solche Dinge reden muß; noch keine Stunde, daß ich mit dem Herrn Hauptmann über unsern Volontär Vehmeyer

gesprochen habe, netter Mensch, und nun gleich wieder mit Ihnen, Herr Pastor, auch über so was. Aber es geht nicht anders. Und dann sind Sie ja

doch auch wie verantwortlich für seine Seele.«

Lorenzen lächelte. »Gewiß, liebe Frau von Gundermann. Aber was ist es denn? Um was handelt es sich denn eigentlich?«

»Ach, es ist an und für sich nicht viel und doch auch wieder eine recht ärgerliche Sache. Da haben wir ja jetzt die Jüngste von unserm Schullehrer Brandt ins

Haus genommen, ein hübsches Balg, rotbraun und ganz kraus, und Brandt wollte, sie solle bei uns angeleitet werden. Nun, wir sind kein

großes Haus, gewiß nicht, aber Mäntel abnehmen und rumpräsentieren, und daß sie weiß, ob links oder rechts, so viel lernt sie am Ende

doch.«

»Gewiß. Und die Frida Brandt, die kennt ich ganz gut; die wurde jetzt gerade vorm Jahr eingeseget. Und es ist, wie Sie sagen, ein

allerliebstes Geschöpf und klug und aufgeleitet, ein bißchen zu sehr. Sie will zu Ostern nach Berlin.«

»Wenn sie nur erst da wäre. Mir tut es beinahe schon leid, daß ich ihr nicht gleich geredet. Aber so geht es einem immer.«

»Ist denn was vorgefallen?«

»Vorgefallen? Das will ich nicht sagen. Er ist ja doch erst sechzehn und eine Dürsche dazu, gerade wie sein Vater; der hat sich auch erst rausgemausert,

seit er grau geworden. Was beiläufig auch nicht gut ist. Und da komme ich nun gestern vormittag die Treppe rauf und will dem Jungen sagen, daß

er in den Dohnehstreich geht und nachsieht, ob Krammetsvögel da sind, und die Tür steht halb auf, was noch das Beste war, und da seh ich, wie sie

ihm eine Nase dreht und die Zungenpitze raussteckt; so was vor spitzer Zunge hab ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Die reine Eva. Für die

Potiphar ist sie mir noch zu jung. Und als ich nu dazuschentrete, da kriegt ja nu der arme Junge das Zittern, und weil ich nicht recht wußte,

was ich sagen sollte, ging ich bloß hin und klappte den Wachtischdeckel auf, wo der Spruch stand, und sah ihn scharf an. Und da wurde er ganz

blaß. Aber das Balg lachte.«

»Ja, liebe Frau von Gundermann, das ist so; Jugend hat keine Tugend.«

»Ich weiß doch nicht; ich bin auch einmal jung gewesen ...«

»Ja, Damen ...«

Während Frau von Gundermann in ihrem Gespräch in der Fensternische mit derartigen Intimitäten kam und den guten Pastor Lorenzen abwechselnd in

Verlegenheit und dann auch wieder in stille Heiterkeit versetzte, hatte sich Dubslav mit Hauptmann vor Czako in eine schräg gegenüber gelegene Ecke

zurückgezogen, wo eine altmodische Causeuse stand, mit einem Marmortischchen davor. Auf dem Tische zwei Kaffeetassen samt

aufgeklapptem Liqueurkasten, aus dem Dubslav eine Flasche nach der andern herausnahm. »Jetzt, wenn man von Tisch kommt, muß es immer ein

Cognac sein. Aber ich bekenne Ihnen, lieber Hauptmann, ich mache die Mode nicht mit; wir aus der alteren Zeit, wir waren immer ein

bißchen fürs Süße. na, natürlich, das is Damenschnaps, davon kann keine Rede sein; aber Pomeranzen

oder, wie sie jetzt sagen, Curacao, oder, das ist mein Fall. Darf ich Ihnen eischenken? Oder vielleicht lieber Danziger Goldwasser? Kann

ich übrigens auch empfehlen.«

»Dann bitte ich um Goldwasser. Es ist doch schärfer, und dann bekenne ich Ihnen offen, Herr Major ... Sie kennen ja unsre Verhältnisse,

so 'n bißchen Gold heimelt einen immer an. Man hat keins und dabei doch zugleich die Vorsilbung, daß man es trinken kann — es hat

eigentlich was Großartiges.«

Dubslav nickte, schenkte von dem Goldwasser ein, erst für Czako, dann für sich selbst und sagte: »Bei Tische hab ich die Damen leben lassen

und Frau von Gundermann im Speziellen. Hören Sie, Hauptmann, Sie verstehen's. Diese Raffenschichte ...«

»Sanft.«

»Vielleicht war es ein bißchen zu viel.«

»I, keineswegs. Und dann, Sie waren ja ganz unschuldig, die Gnäd'ge fing ja davon an; erinnern Sie sich, sie verliebte sich ordentlich in die

Geschichte von den Kinnsteinbohnen, und wie Sie drauf rumgetrampelt, bis die Ratten rauskamen. Ich glaube sogar, sie sagte »Biester«. Aber das schadet nicht.

Das ist so Berliner Stil. Und unsre Gnäd'ge hier (beiläufig eine geborene Helfrich) is eine Vollblutberlinerin.«

»Ein Wort, das mich doch einigermaßen überrascht.«

»Ah,« drohte Dubslav schelmisch mit dem Finger, »ich verstehe. Sie sind einer gewissen Unausreichendheit begegnet und verlangen mindestens mehr Quadrat

(von Kubik will ich nicht sprechen). Aber wir von Adel müssen in diesem Punkte doch ziemlich milde sein und ein Auge zudrücken, wenn das das richtige

Wort ist. Unser eigenstes Vollblut bewegt sich auch in Extremen und hat einen linken und einen rechten Flügel: der linke nähert sich unsrer

geborenen Helfrich. Übrigens unterhaltliche Madam. Und wie beseligt sie war, als sie den Namenszug auf Ihrer Achselklappe glücklich entdeckt und damit den

Anmarsch auf die Mühlstraße gewonnen hatte. Was es doch alles für Lokalpatriotismen gibt!«

»An dem unser Regiment teilnimmt oder ihn mitmacht. Die Welt um den Alexanderplatz herum hat übrigens so ihren eigenen Zauber, schon um einer

gewisser Unresidenzlichkeit willen. Ich sehe nichts lieber als die große Markthalle, wenn beispielsweise die Fischtönnen mit fünfhundert Aalen in die

Netze gegossen werden. Etwas Unglaubliches von Szappel.«

»Finde mich ganz darin terecht und bin auch für Alexanderplatz und Alexanderkaserne samt allem, was dazu gehört. Und so brech ich denn auch die

Gelegenheit vom Zaun, um nach einem ihrer früheren Regimentskommandeure zu fragen, dem liebenswürdigen Obersten von Zeuner, den ich noch

persönlich gekannt habe. Hier unsre Stechliner Gegend ist nämlich Zeunergegend. Keine Stunde von hier liegt Köpernitz, eine reizende

Bestizung, drauf die Zeunersche Familie schon in fridericianischen Tagen ansässig war. Bin oft drüben gewesen (nun freilich schon zwanzig Jahre

zurück) und komme noch einmal mit der Frage: Haben Sie den Obersten noch gekannt?«

»Nein, Herr Major. Er war schon fort, als ich zum Regimente kam. Aber ich habe viel von ihm gehört und auch von Köpernitz, weiß

aber freilich nicht mehr, in welchem Zusammenhange.«

»Schade, daß Sie nur einen Tag für Stechlin festgesetzt haben, sonst müßten Sie das Gut sehen. Alles ganz eigentümlich und besonders auch ein

Gabstein, unter dem eine uralte Dame von beinahe neunzig Jahren begraben liegt, eine geborene von Zeuner, die sich in früher Jugend

schon mit einem Emigranten am Rheinsberger Hof, mit dem Grafen La Roche-Aymon, vermählt hatte. Merkwürdige Frau, von der ich

Ihnen erzähle, wenn ich Sie mal wiedersehe. Nur eins müssen Sie heute schon mitanhören, denn ich glaube, Sie haben den Grund dafür.«

»Lies, was Sie erzählen.«

»Keine Schmeicheleien! Aber die Geschichte will ich Ihnen doch als Andenken mitgeben. Andre schenken sich Photographien, was ich, selbst wenn es

hübsche Mädchen sind (ein Fall, der übrigens selten zutrifft), immer greulich finde.«

»Schenke nie welche.«

»Was meine Gefühle für Sie steigert. Aber die Geschichte: Da war also drüben in Köpernitz diese La Roche-Aymon, und

weil sie noch die Prinz Heinrich-Tage gesehen und während derselben eine Rolle gespielt hatte, so zählte sie den besonderen Lieblingen Friedrich

Wilhelms IV. Und als nun — sagen wir ums Jahr fünfzig — der Zufall es fügte, daß dem zur Jagd hier erschienenen König das

Köperner Frühstück, ganz besonders aber eine Blut- und Zungenwurst über die Maßen gut geschmeckt hatte, so wurde dies Veranlassung für

die Gräfin, am nächsten Heiligabend eine ganze Kiste voll Würste nach Potsdam hin in die königliche Küche zu liefern. Und das ging

so durch Jahre. Da beschloß zuletzt der gute König, sich für all die gute Gabe zu revanchieren, und als wieder Weihnachten war, traf in

Köpernitz ein Postpaket ein, Inhalt: eine herrliche kleine Blutwurst. Und zwar war es ein wunderschöner, runder

Blutknebel mit Gusspeilerchen an beiden Seiten und die Speilerchen selbst mit Diamanten besetzt. Und neben diesem Geschenk lag ein

Wettelchen: »Wurst wider Wurst.«

»Allerliebste!«

»Mehr als das. Ich persönlich ziehe solchen guten Einfall einer guten Verfassung vor. Der König, glaub ich, tat es auch. Und es denken auch

heute noch viele so.«

»Gewiß, Herr Major. Es denken auch heute noch viele so, und bei dem Schwankstand, in dem ich mich leider befinde, sind meine

persönlichen Sympathien gelegentlich nicht weitab davon. Aber ich fürchte doch, daß wir mit dieser unsrer Ansicht sehr in der Minorität

bleiben.«

»Werden wir. Aber Vernunft ist immer nur bei wenigen. Es wäre das beste, wenn ein einziger Alter-Fritzen-Vorstand die ganze Geschichte

regulieren könnte. Freilich braucht ein solcher oberster Wille auch seine Werkzeuge. Die haben wir aber noch in unserm Adel, in unsrer Armee und

besonders auch in Ihrem Regiment.«

Während der Alte diesen Truffel ausspielte, kam Engelke, um ein paar neue Tassen zu präsentieren.

»Nein, nein, Engelke, wir sind schon weiter. Aber stell nur hin. ... In Ihrem Regiment, sag ich, Herr vor Czako; schon sein Name

bedeutet ein Programm, und dies Programm heißt: Rußland. Heutzutage darf man freilich kaum noch davon reden. Aber das ist Unsinn. Ich sage Ihnen, Hauptmann, das waren Preußens beste Tage, als da bei Potsdam herum die ›russische Kirche‹ und das ›russische Haus‹ gebaut wurden, und als es immer hin und her ging zwischen Berlin und Petersburg. Ihr Regiment, Gott sei Dank, unterhält noch was von den alten Beziehungen, und ich freue mich immer, wenn ich davon lese, vor allem, wenn ein russischer Kaiser kommt und ein Doppelposten vom Regiment Alexander vor seinem Palais steht. Und noch mehr freue ich mich, wenn das Regiment Deputationen schickt: Georgsfest, Namenstag des hohen Chefs, oder wenn wir's auch bloß um Uniformabänderungen handelt, beispielsweise Klappkragen statt Stehkragen (diese verdammten Stehkragen) — und wie dann der Kaiser alle begrüßt und zur Tafel geht und so bei sich denkt: ›Ja, ja, das sind brave Leute; da hab ich meinen Halt.‹

Czako nickte, war aber doch in sichtlicher Verlegenheit, weil er, trotz seiner vorher versicherten ›Sympathien‹, ein ganz moderner, politisch stark angekränkelter Mensch war, der, bei stammster Dienstlichkeit, zu all dergleichen Überspannungen ziemlich kritisch stand. Der alte Dubslav nahm indessen von alledem nichts wahr und fuhr fort: ›Und sehen Sie, lieber Hauptmann, so hab ich's persönlich in meinen jungen Jahren auch noch erlebt und vielleicht noch ein bißchen besser; denn, Pardon, jeder hält seine Zeit für die beste. Vielleicht sogar, daß Sie mir stimmen, wenn ich Ihnen mein Sprüchel erst ganz hingesagt haben werde. Da haben wir ja nun ›jenseits des Niemens‹, wie manche Gebildete jetzt sagen, die ›drei Alexander‹ gehabt, den ersten, den zweiten und den dritten, alle drei große Herren und alle drei richtige Kaiser und fromme Leute, oder doch beinah fromm, die's gut mit ihrem Volk und mit der Menschheit meinten, und dabei selber richtige Menschen; aber in dies Alexandertum, das so beinah das ganze Jahrhundert ausfüllt, da schiebt sich doch noch einer ein, ein Nicht-Alexander, und ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, der war doch der Häupter. Und das war unser Nikolaus. Manche dummen Kerle haben Spottlieder auf ihn gemacht und vom schwarzen Niklas gesungen, wie man Kinder mit dem schwarzen Mann gräulich macht, aber war das ein Mann! Und dieser selbige Nikolaus, nun, der hatte hier, ganz wie die drei Alexander, auch ein Regiment, und das waren die Nikolaus-Kürassiere, oder sag ich lieber: das sind die Nikolaus-Kürassiere, denn wir haben sie, Gott sei Dank, noch. Und sehen Sie, lieber Czako, das war mein Regiment, dabei hab ich gestanden, als ich noch ein junger Dachs war, und habe dann den Abschied genommen; viel zu früh; Dummkheit, hätte lieber dabei bleiben sollen.‹

Czako nickte, Dubslav nahm ein neues Glas von dem Goldwasser. ›Unsre Nikolaus-Kürassiere, Gott erhalte sie, wie sie sind! Ich möchte sagen, in dem Regimente lebt noch die heilige Alliance fort, die Waffenbrüderschaft von Anno dreizehn, und dies Anno dreizehn, das wir mit den

Russen zusammen durchgemacht haben, immer nebeneinander im Biwak, in Glück und Unglück, das war doch unsere größte Zeit. Größer als die jetzt
große. Große Zeit ist es immer nur, wenn's beinahe schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß: Jetzt ist alles vorbei. Da
zeigt sich's. Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser. Ausdauer, das ist die Hauptsache. Nichts im Leibe, nichts auf dem Leibe, Hundekälte, Regen
und Schnee, so daß man so in der nassen Patzche liegt, und höchstens 'nen Kornus (Cognac, ja hast du was, den gab es damals
kaum) und so die Nacht durch, da konnte man Jesum Christum erkennen lernen. Ich sage das, wenn ich auch nicht mit dabei gewesen. Anno
dreizehn, bei Großgörschen, das war für uns die richtige Waffenbrüderschaft: Jetzt haben wir die Waffenbrüderschaft der Orgeldreher und der
Mausefallenhändler. Ich bin für Rußland, für Nikolaus und Alexander. Preobrazhensk, Semenow, Kaluga, — da hat man die richtige Anlehnung;
alles andre ist revolutionär, und was revolutionär ist, das wackelt.«

Kurz vor elf, der Mond war inzwischen unter, brach man auf und die Wagen fuhren vor, erst der Kätzlersche Kaleschwagen, dann die
Gundermannsche Chaise; Martin aber, mit einer Stalllaterne, leuchtete dem Pastor über Vorhof und Bohlenbrücke fort, bis an seine ganz
im Dunkel liegende Pfarre. Gleich darauf zogen sich auch die drei Freunde zurück und stiegen, unter Vorantritt Engelkes, die große Treppe hinauf, bis
auf den Podest. Hier trennten sich Rex und Czako von Woldemar, dessen Zimmer auf der andern Flurseite gelegen war.
Czako, sehr müde, war im Nu bettfertig. »Es bleibt also dabei, Rex, Sie lagern sich in dem Rokokozimmer ein — wir
wollen es ohne weiteres so nennen — und ich nehme das Himmelbett hier in Zimmer Nummer eins. Vielleicht wäre das umgekehrte richtiger,
aber sie haben es so / gewollt.«

Und während er noch so sprach, schob er seine Stiefel auf den Flur hinaus, schloß ab und legte sich nieder.
Rex war derweilen mit seiner Plaidrolle beschäftigt, aus der er allerlei Toilettengeräte hervorholte. »Sie müssen mich entschuldigen,
Czako, wenn ich mich noch eine Viertelstunde hier bei Ihnen aufhalte. Habe nämlich die Angewohnheit mich abends zu rasieren, und der
Toilettentisch mit Spiegel, ohne den es doch nicht gut geht, der steht nun mal hier an Ihrem, statt an meinem Fenster. Ich muß also stören.«
»Mir sehr recht, trotz aller Müdigkeit. Nichts besser, als noch ein bißchen aus dem Bett heraus plaudern können. Und dabei so warm
eingemummelt. Die Betten auf dem Lande sind überhaupt das beste.«
»Nun, Czako, das freut mich, daß Sie so bereit sind, mir Quartier zu gönnen. Aber wenn Sie noch eine Plauderei haben wollen, so
müssen Sie sich die Hauptsache selber leisten. Ich schneide mich sonst, was dann hinterher immer ganz schändlich aussieht. Übrigens muß ich erst Schaum

schlagen, und so lange wenigstens kann ich Ihnen Red' und Antwort stehen. Ein Glück nebenher, daß hier, außer der kleinen Lampe, noch diese

zwei Leuchter sind. Wenn ich nicht Licht von rechts und links habe, komme ich nicht von der Stelle; das eine wackelt war (alle diese dünnen

Silberleuchter wackeln), aber, wenn gute Reden sie begleiten ... « Also strengen Sie sich an. Wie fanden Sie die Gundermanns? Sonderbare Leute —

haben Sie schon mal den Namen Gundermann gehört? «

»Ja. Aber das war in »Waldmeisters Brautfahrt.«

»Richtig; so wirkt er auch. Und nun gar erst die Frau! Der einzige, der sich sehen lassen konnte, war dieser Kätzer. Ein Karamboleseler

ersten Ranges. Übrigens eisernes Kreuz.»

»Und dann der Pastor.«

»Nun ja, auch der. Eine ganz gescheite Nummer. Aber doch ein wunderbarer Heiliger, wie die ganze Sippe, zu der er gehört. Er hält zu

Stöcker, sprach es auch aus, was neuerdings nicht jeder tut; aber der »neue Luther«, der doch schon gerade bedenklich genug ist —

Majestät hat ganz recht mit seiner Verurteilung —, der geht ihm gewiß nicht weit genug. Dieser Lorenzen erscheint mir, im Gegensatz zu

seinen Jahren, als einer der allerjüngsten. Und zu verwundem bleibt nur, daß der Alte so gut mit ihm steht. Freund Woldemar hat mir

davon zählt. Der Alte liebt ihn und sieht nicht, daß ihm sein beliebter Pastor den Ast absägt, auf dem er sitzt. Ja, diese von der neuesten Schule, das

sind die allerschlimmsten. Immer Volk und wieder Volk, und mal auch etwas Christus dazwischen. Aber ich lasse mich so leicht nicht hinters Licht führen.

Es läßt alles darauf hinaus, daß sie mit uns aufräumen wollen, und mit dem alten Christentum auch. Sie haben ein neues, und das überlieferte

behandeln sie respektlos.«

»Kann ich ihnen unter Umständen nicht verdenken. Seien Sie gut, Rex, und lassen Sie Konventikel und Partei mal beiseite. Das Überlieferte,

was einem da so vor die Klinge kommt, namentlich wenn Sie sich die Menschen ansehen, wie sie nun mal sind, ist doch sehr

reparaturbedürftig, und auf solche Reparatur ist ein Mann wie dieser Lorenzen eben aus. Machen Sie die Probe. Hie Lorenzen, hie

Gundermann. Und Ihren guten Glauben in Ehren, aber Sie werden diesen Gundermann doch nicht über den Lorenzen stellen und ihn überhaupt nur ernsthaft

nehmen wollen. Und wie dieser Wassermüller aus der Blitschneidebranche, so sind die meisten. Phrase, Phrase. Mitunter auch Geschäft oder noch

schlimmeres.«

»Ich kann jetzt nicht antworten, Czako. Was Sie da sagen, berührt eine große Frage, bei der man doch aufpassen muß. Und so mit dem Messer in

der Hand, da verbietet das. Und das eine wacklige Licht hat ohnehin schon einen Dieb. Erzählen Sie mir lieber was von der Frau von Gundermann.

debattieren kann ich nicht mehr, aber wenn Sie plaudern, brauch ich bloß zuzuhören. Sie haben ihr ja bei Tisch 'nen langen Vortrag gehalten.«

»H. - J. s. n.«

»Ja. Und noch dazu über Ratten.«

»Nein, Czako, davon dürfen Sie jetzt nicht sprechen, dann doch noch lieber über alten und neuen Glauben. Und gerade hier. In solchem alten

Kasten ist man nie sicher vor Spuk und Ratten. Wenn Sie nichts andres wissen, dann bitt ich um die Geschichte, bei der wir heute früh in Cremmen

unterbrochen wurden. Es schien mir was Pikantes.«

unterbrochen wurden. Es schien mir was Pikantes.«

»Ach, die Geschichte von der kleinen Luube. Ja, hören Sie, Rex, das regt Sie aber auch auf. Und wenn man nicht schlafen kann, ist es am Ende

gleich, ob wegen der Ratten oder wegen der Luube.«

Rex und Czako waren so müde, daß sie sich, wenn nötig, über Spuk und Ratten weggeschlafen hätten. Aber es war nicht nötig, nichts war

da, was sie hätte stören können. Kurz vor acht erschien das alte Faktotum mit einem silbernen Deckelkrug, aus dem der

Wrasen heißen Wassers aufstieg, einem der wenigen Renommiststücke, über die Schloß Stechlin verfügte. Dazu bot Engelke den Herren einen

guten Morgen und stattete seinen Wetterbericht ab: Es gebe gewiß einen schönen Tag, und der junge Herr sei auch schon auf und gehe mit dem

alten um das Rundell herum.

So war es denn auch. Woldemar war schon gleich nach sieben unten im Salon erschienen, um mit seinem Vater, von dem er wußte, daß er

ein Frühauf war, ein Familiengespräch über allerhand diffizile Dinge zu führen. Aber er war entschlossen, seinerseits damit nicht anzufangen, sondern

alles von der Neugier und dem guten Herzen des Vaters zu erwarten. Und darin sah er sich auch nicht getäuscht.

»Ah, Woldemar, das ist recht, daß du schon da bist. Nur nicht zu lang im Bett. Die meisten Langschläfer haben einen Knacks. Es können aber

sonst ganz gute Leute sein. Ich wüßte, dein Freund Rex schläft bis neun.«

»Nein, Papa, der gerade nicht. Wer wie Rex ist, kann sich das nicht gönnen. Er hat nämlich einen Verein gegründet für Fröngottesdienste,

abwechslend in Schönhausen und Finkenkrug. Aber es ist noch nicht perfekt geworden.«

»Freut mich, daß es noch hapert. Ich mag so was nicht. Der alte Wilhelm hat zwar seinem Volke die Religion wieder geben wollen, was ein

schönes Wort von ihm war — alles, was er tat und sagte, war gut — aber Religion und Landpartie, dagegen bin ich doch. Ich bin

überhaupt gegen alle falschen Mischungen. Auch bei den Menschen. Die reine Rasse, das ist das eigentlich Legitime. Das andre, was sie nebenher noch

Legitimität nennen, das ist schon alles mehr künstlich. Sage, wie sieht es denn eigentlich damit? Du weißt schon, was ich meine.«

»Ja, Papa ...«

»Nein, nicht so; nicht immer bloß ja, Papa. So fängst du jedesmal an, wenn ich auf dies Thema komme. Da liegt schon ein halber

Refus drin, oder ein Hinauschieben, ein Abwartenwollen. Und damit kann ich mich nicht befreunden. Du bist jetzt zweiunddreißig,

oder doch beinahe, da muß der mit der Fackel kommen; aber du fackelst verzeih den Kalauer; ich bin eigentlich gegen Kalauer, die sind

so mehr für Handlungsreisende) also du fackelst, sag ich, und ist kein Ernst dahinter. Und so viel kann ich dir außerdem sagen, deine Tante

Sanctissima drüben in Kloster Witz, die wird auch schon geduldig. Und das sollte dir zu denken geben. Mich hat sie zeitlebens schlecht behandelt; wir

stimmen eben nie zusammen und konnten auch nicht, denn so halb Königin Elisabeth, halb Kaffeeschwester, das is 'ne Melange, mit der ich mich
nie habe befreunden können. Ihr drittes Wort ist immer ihr Rentmeister Fix, und wäre sie nicht sechsundsiebzig, so erfänd ich mir eine
Geschichte dazu.«

»Mach es gnädig, Papa. Sie meint es ja doch gut. Und mit mir nun schon ganz gewiß.«
»Gnädig machen? Ja, Woldemar, ich will es versuchen. Nur fürcht ich, es wird nicht viel dabei herauskommen. Da heißt es immer, man solle
Familiengefühl haben, aber es wird einem doch auch zu blutsauer gemacht, und ich kann umgekehrt der Versuchung nicht widerstehen, eine richtige
Familienkritik zu üben. Adelheid fordert sie geradezu heraus. Andererseits freilich, in dich ist sie wie vernarrt, für dich hat sie Geld und Liebe. Was
davon wichtiger ist, stehe dahin; aber so viel ist gewiß, ohne sie wär es überhaupt gar nicht gegangen, ich meine dein Leben in deinem
Regiment. Also wir haben ihr zu danken, und weil sie das gerade so gut weiß, wie wir, oder vielleicht noch ein bißchen besser, gerade
deshalb wird sie ungeduldig; sie will Taten sehen, was vom Weibstandpunkt aus allemal so viel heißt wie Verheiratung. Und wenn man will, kann man
es auch so nennen, ich meine Taten. Es ist und bleibt ein Heroismus. Wer Tante Adelheid geheiratet hätte, hätte sich die
Tapferkeitsmedaille verdient, und wenn ich schändlich sein wollte, so sagte ich das Eiserne Kreuz.«

»Ja, Papa ...«
»Schon wieder ja, Papa. Nun, meinerwegen, ich will dich schließlich in deiner Lieblingswendung nicht stören. Aber bekenne mir nebenher —
denn das ist doch schließlich das, um was es handelt — liegst du mit was im Anschlag, hast du was auf dem Korn?«
»Papa, diese Wendungen erschrecken mich beinah. Aber wenn denn schon so jägermäßig gesprochen werden soll, ja; meine Wünsche haben
ein bestimmtes Ziel, und ich darf sagen, mich beschäftigen diese Dinge.«
»Mich beschäftigen diese Dinge ... Nimm mir's nicht übel, Woldemar, das ist ja gar nichts. Beschäftigen! Ich bin nicht fürs Poetische, das ist für
Gouvernanten und arme Lehrer, die nach Görbersdorf müssen (bloß, daß sie meistens kein Geld dazu haben), aber diese Wendung 'sich
beschäftigen', das ist mir denn doch zu prosaisch. Wenn es sich um solche Dinge wie Liebe handelt (wiewohl ich über Liebe nicht viel günstiger denke wie über
Poesie, bloß daß Liebe doch noch mehr Unheil anrichtet, weil sie noch allgemeiner auftritt) — wenn es sich um Dinge wie Liebe handelt,
so darf man nicht sagen, 'ich habe mich damit beschäftigt'. Liebe ist doch schließlich immer was Forstbes, sonst kann sie sich ganz und gar begraben
lassen, und da möcht ich denn doch etwas von dir hören, was ein bißchen wie Leidenschaft aussieht. Es braucht ja nicht gleich was Schreckliches zu
sein. Aber so ganz ohne stimulus, wie man, glaub ich, jetzt sagt, so ganz ohne so was geht es nicht; alle Menschheit ist darauf gestellt, und

co schl; - y co u. n co, f. l. z. - u D - s, u e. d. o. l. o. k. o.,
wo's einschläft, ist so gut wie alles vorbei. Nun weiß ich zwar recht gut, es geht auch ohne uns, aber das ist doch alles bloß etwas,

co s. l. y co n g. f. n.; e n. l. l. b, e m. l. b, u. D. M. l. z. - s. l. r. l. o. -
was einem von Verstandes wegen aufgezwungen wird; das egoistische Gefühl, das immer recht, aber auch immer recht hat, will von dem allem nichts wissen und

y. e. s, e. l. f. h. c. n. c. o. n, in aeternum. d. c. n.; m. i. r. z. e. n.
wsten darauf, daß die Stechline weiterleben, wenn es sein kann, Ewig weiterleben; - ich räume ein, es hat ein

B co n. g. f. u. - u. l. d. n. t. l. b., i. l. D. n. g. f. o. - u. ... o. d. > l. l. b. n.
bißchen was Komisches, aber es gibt wenig ernste Sachen, die nicht auch eine komische Seite hätten ... Also dich beschäftigen

e. o. n. g. n. m. i. s. o. r. a. z. z. n. l. z. m. i. «
diese Dinge. Kannst du Namen nennen? Auf wem haben Eurer Hohoht Augen zu ruhen gerührt?«

»A, n. e. l. i. d. l. m. u. i. v. r. d. l. b. p. - e. d. b. e. n. i. o. e. n. p. l. z.
»Papa, Namen darf ich noch nicht nennen. Ich bin meiner Sache noch nicht sicher genug, und das ist auch der Grund, warum ich Wendungen gebraucht habe,

, e. l. n. - l. o. d. g. n. z. i. n. o. n. a. n, i. z. p. l. u. e. g. e. l.; - e. l. i. d. l. -
die dir nüchtern und prosaisch erschienen sind. Ich kann dir aber sagen, ich hätte mich lieber anders ausgedrückt; nur darf ich es noch nicht. Und

e. c. o. l. d, e. g. o. d. - u. s. o. p. p. - u. s. l. l. e. s. o. b, e. n. j. o. n. n. e. n, c.
dann weiß ich ja auch, daß du selber einen abergläubischen Zug hast und ganz aufrichtig davon ausgehst, daß man sich sein Glück verreden kann, wenn

u. l. p. e. n. l. e. s. l. l. «
man zu früh oder zu viel davon spricht.«

»U, U. e. l. v. - i. - i. z. m. l. n. e. f. - u. s. c. o. l. l. o. z. p. - b. e. n. e. l. l. e. n. y. f. l. -
»Brav, brav. Das gefällt mir. So ist es. Wir sind immer von neidischen und boshaften Wesen mit Füchschwänzen und Fledermausflügeln umstellt, und

c. i. n. o. n. e. b. l. e. n. d. e. - c. o. l. d. e. n. z. i. g. - y. o. u. e. n. l. i. n. m.
wenn wir renommieren oder sicher tun, dann lachen sie. Und wenn sie erst lachen, dann sind wir schon so gut wie verloren. Mit unsrer eignen

K. i. s. t. n. i. c. h. t. s. g. e. t. a. n, i. c. h. h. a. b. e. n. i. c. h. t. d. e. n. G. r. a. s. h. a. l. m. s. i. c. h. e. r, d. e. n. i. c. h. h. i. e. r. a. u. s. r. e. i. ß. e. D. e. m. ü. t, D. e. m. ü. t. ... A. b. e. r. t. r. o. t. z. d. e. m. k. o. m. m. i. c. h. d. i. r. m. i. t. d. e. r. n. a. i. v. e. n. F. r. a. g. e.
Kraft ist nichts getan, ich habe nicht den Grashalm sicher, den ich hier ausreiße. Demüt, Demüt ... Aber trotzdem komm ich dir mit der naiven Frage

(e. n. e. f. l. j. z. l. l.); - c. o. n. o. c. o. l. d. e. n. d. «
(denn man widerspricht sich in einem fort), ist es was Vornehmes, was Pikfeines?«

»O. h., A. s. - i. l. o. n. u. n. n. e. p. «
»Pikfein, Papa, will ich nicht sagen. Aber vornehm gewiß.«

»N. a., d. a. s. f. r. e. u. t. m. i. c. h. F. a. c. h. e. V. o. r. n. e. h. m. h. e. i. t. i. s. t. m. i. r. e. i. n. G. r. e. u. e. r, a. b. e. r. r. i. c. h. t. i. g. e. V. o. r. n. e. h. m. h. e. i. t, -
»Na, das freut mich. Fätsche Vornehmheit ist mir ein Greuel, aber richtige Vornehmheit, - Sage mal,

I. c. o. l. d. l. «
vielleicht was vom Hofe?«

»N. a., A. s. «
»Nein, Papa.«

»N. a., d. e. s. t. o. b. e. s. s. e. r. A. b. e. r. d. a. k. o. m. m. e. n. j. a. d. i. e. H. e. r. r. e. n. D. e. r. R. e. x. s. i. e. h. t. w. i. r. k. l. i. c. h. v. e. r. d. e. u. b. e. l. t. g. u. t. a. u. s., g. i. z. d. a. s., w. a. s. w. i. r. f. r. ü. h. e. r. e. i. n. e. n.
»Na, desto besser. Aber da kommen ja die Herren. Der Rex sieht wirklich verdebelt gut aus, gizz das, was wir früher einen

r. e. - b. - n. t. - l. e. - d. e. s. - m. i. - o. - c. - n. - u. - d. - i. - l. - v. - o. - d. - i. - f. - s. - t. - e. «
Garde-Assessor nannten. Und fromm, sagst du, - wird also wohl Karriere machen; »fromm« is wie 'ne untergelegte Hand.«

W. ä. h. r. e. n. d. d. i. e. s. e. r. W. o. r. t. e. s. t. i. e. g. e. n. R. e. x. u. n. d. C. z. a. k. o. d. i. e. S. t. u. l. i. e. n. a. m. G. a. r. t. e. n. h. i. n. u. n. t. e. r. u. n. d. b. e. g. r. ü. t. e. t. e. n. d. e. n. A. l. t. e. n. E. r. e. r. k. u. n. d. i. g. t. e. s. i. c. h. n. a. c. h. i. h. r. e. n. n. ä. c. h. t. l. i. c. h. e. n.
Während dieser Worte stiegen Rex und Czako die Stühle am Garten hinunter und begrüßten den Alten. Er erkundigte sich nach ihren nächtlichen

z. o. n., l. z. j. e. o. »z. h. « - u. - n. e. z. p. o. n. e. z. l. w. z. s. l. v. e. c. n. u. n.
Schicksalen, freute sich, daß sie »durchgeschlafen« hätten, und nahm dann Czakos Arm, um vom Garten her auf die Veranda, wo Engelke

u. n. t. w. e. l. l. z. o. w. o. - l. z. p. o. f. z. l. l. u. z. p. u. n. »e. l. i. d. l. u. z. l. B. « - . o. s.
mittlerweile unter der großen Markise den Frühstückstisch hergerichtet hatte, umkzukehren. »Darf ich bitten, Herr von Rex.« Und er wies auf einen

w. f. j. p. e. n. s., c. r. e. c. e. n. - z. p. - u. - l. o. n. e. r. l. G. r. u. »i. z. z. e. l. l. - l. «
Gartenstuhl, ihm gerade gegenüber, während Woldemar und Czako links und rechts neben ihm Platz nahmen. »Ich habe neuerdings den Tee

eingeführt, das heißt nicht obligatorisch; im Gegenteil, ich persönlich, bleibe lieber bei Kaffee, »Schwarz wie der Teufel, süß wie die Sünde, heiß
wie die Hölle«, wie bereits Talleyrand gesagt haben soll. Aber, Pardon, daß ich Sie mit so was überhaupt noch belästige. Schon mein Vater
sagte mal: »Ja, wir auf dem Lande, wir haben immer noch die alten Wiener Kongreßwitze.« Und das ist nun schon wieder ein Menschenalter her.«
»Ach, diese alten Kongreßwitze«, sagte Rex verbindlich, »ich möchte mir die Bemerkung erlauben, Herr Major, daß diese alten Witze besser sind als die
neuen. Und kann auch kaum anders sein. Denn wer waren denn die Verfasser von damals? Talleyrand, den Sie schon genannt haben, und Wilhelm von
Humboldt und Friedrich Gutz und ihresgleichen. Ich glaube, daß das Metier seitdem sehr herabgestiegen ist.«
»Ja, herabgestiegen ist alles, und es steigt immer weiter nach unten. Das ist, was man neue Zeit nennt, immer weiter runter. Und
mein Pastor, den Sie ja gestern Abend kennen gelernt haben, der behauptet sogar, das sei das Wahre, das sei das, was man Kultur
nenne, daß immer weiter nach unten gestiegen würde. Die aristokratische Welt habe abgewirtschaftet, und nun komme die demokratische ...«
»Sonderbare Worte für einen Geistlichen«, sagte Rex, »für einen Mann, der doch die durch Gott gegebenen Ordnungen kennen sollte.«
Dubslav lachte. »Ja, das bestreitet er Ihnen. Und ich muß bekennen, es hat manches für sich, trotzdem es mir nicht recht paßt. Im übrigen, wir werden
ihn, ich meine den Pastor, ja wohl noch beim zweiten Frühstück sehen, wo Sie dann Gelegenheit nehmen können, sich mit ihm persönlich
darüber auseinanderzusetzen; er liebt solche Gespräche, wie Sie wohl schon gemerkt haben, und hat eine kleine Lutherneigung, sich immer auf das letzte
übliche: »Hier steht ich, ich kann nicht anders« auszuspielen. Mitunter sieht es wirklich so aus, als ob wieder eine gewisse Märtyrerlust in die Menschen
gefahren wäre, bloß ich traue dem Frieden noch nicht so recht.«
»Ich auch nicht,« bemerkte Rex, »meistens Renommisterei.«
»Na, na,« sagte Czako. »Da hab ich doch noch diese letzten Tage von einem armen russischen Lehrer gelesen, der unter die Soldaten gesteckt wurde
(sie haben da jetzt auch so was wie allgemeine Dienstpflicht), und dieser Mensch, der Lehrer, hat sich geweigert, eine Flinte loszuschießen, weil
das bloß Vorsule sei zu Mord und Totschlag, also ganz und gar gegen das fünfte Gebot. Und dieser Mensch ist sehr gequält worden, und
jetzt ist er gestorben. Wollen Sie das auch Renommisterei nennen?«
»Doch nicht.«
»Herr von Rex,« sagte Dubslav, »sollten Sie dabei nicht zu weit gehen? Wenn es ums Sterben handelt, da hört das Renommieren auf. Aber
diese Sache, von der ich übrigens auch gehört habe, hat einen ganz andern Schlüssel. Das liegt nicht an der allgemein gewordenen Renommisterei, das liegt
am Lehrertum. Alle Lehrer sind nämlich verrückt. Ich habe hier auch einen, an dem ich meine Studien gemacht habe; heißt Kripperapel, was

allein schon was sagen will. Er ist grad um ein Jahr älter als ich, also runde siebenundszwanzig, und eigentlich ein Prachtexemplar, jedenfalls ein

vorzüglicher Lehrer. Aber verrückt ist er doch.«

»Das sind alle,« sagte Rex. »Alle Lehrer sind ein Schrecknis. Wir im Kultusministerium können ein Lied davon singen. Diese Abc-Pauker wissen alles,

und seitdem Anno sechsundszwanzig der unsinnige Satz in die Mode kam, »der preußische Schulmeister habe die Österreicher geschlagen« — ich

meinerseits würde lieber dem Lündnadelgewehr oder dem alten Steinmetz, der alles nur kein Schulmeister war, den Preis zuerkennen —

seitdem ist es vollends mit diesen Leuten nicht mehr auszuhalten. Herr von Stechlin hat eben von einem der Humboldts gesprochen, nun, an

Wilhelm von Humboldt trauen sie sich noch nicht recht heran, aber was Alexander von Humboldt konnte, das können sie nun schon lange.«

»Da treffen Sie's, Herr von Rex,« sagte Dubslav. »Genau so ist meiner auch. Ich kann nur wiederholen, ein vorzüglicher Mann; aber er hat den

Prioritätswahnsinn. Wenn Koch das Heilserum erfindet oder Edison Ihnen auf füzig Meilen eine Oper vorspielt, mit Getrappel

und Händeklatschen dazwischen, so weist Ihnen mein Kripperstapel nach, daß er das vor dreißig Jahren auch schon mit sich rumgetragen habe.«

»Ja, ja, so sind sie alle.«

»Übrigens ... Aber darf ich Ihnen nicht noch von diesem gebackenen Schinken vorlegen? ... Übrigens mahnt mich Kripperstapel daran, daß die Feststellung

eines Vormittagsprogramms wohl an der Zeit sein dürfte; Kripperstapel ist nämlich der geborene Cicerone dieser Gegenden, und durch

Woldemar weiß ich bereits, daß Sie uns die Freude machen wollen, sich um Stechlin und Umgegend ein klein wenig zu kümmern,

Dorf, Kirche, Wald, See — um den See natürlich am meisten, denn der ist unsre pièce de résistance. Das andere gibt es wo

anders auch, aber der See ... Lorenzen erklärt ihn außerdem noch für einen richtigen Revolutionär, der gleich mitruft, wenn

irgendwo was los ist. Und es ist auch wirklich so. Mein Pastor aber sollte, beiläufig bemerkt, so was lieber nicht sagen. Das sind

so Geistreichigkeiten, die leicht übel vermerkt werden. Ich persönlich lass es laufen. Es gibt nichts, was mir so verhaßt wäre wie

Polizeimaßregeln, oder einem Merchen, der gern ein freies Wort spricht, die Kehle abtschnüren. Ich rede selber gern, wie mir der

Schnabel gewachsen ist.«

»Und verplauderst dich dabei,« sagte Woldemar, »und vergißt zunächst unser Programm. Um spätestens zwei müssen wir fort; wir haben also nur

noch vier Stunden. Und Globosow, ohne das es nicht gehen wird, ist weit und kostet uns wenigstens die Hälfte davon.«

»Alles richtig. Also das Menü, meine Herren. Ich denke mir die Sache so. Erst (da gleich hinter dem Buxbaumgange) Besteigung des

Aussichtsturms, — noch eine Anlage von meinem Vater her, die sich, nach Ansicht der Leute hier, vordem um vieles schöner ausnahm als jetzt.

Damals waren nämlich noch lauter bunte Scheiben da oben, und alles, was man sah, sah rot oder blau oder orangefarben aus.

Und alle Welt hier war unglücklich, als ich diese bunten Gläser wegnehmen ließ. Ich empfand es aber wie 'ne Naturbeleidigung. Grün ist grün und Wald

ist Wald ... Also Nummer eins der Aussichtsturm; Nummer zwei Krippentapel und die Schule; Nummer drei die Kirche samt Kirchhof.

Pfarre schenken wir uns. Dann Wald und See. Und dann Globow, wo sich eine Glasindustrie befindet. Und dann wieder zurück und zum Abschluß ein

zweites Frühstück, eine altmodische Bezeichnung, die mir aber trotzdem immer besser klingt als Lunch. Zweites Frühstück hat etwas

angesprochen Behagliches und gibt zu verstehen, daß man ein erstes schon hinter sich hat ... Woldemar, dies ist mein Programm, das ich dir, als

einem Eingeweihten, hiermit unterbreite. Ja oder nein?«

»Natürlich ja, Papa. Du triffst dergleichen immer am besten. Ich meinerseits mache aber nur die erste Hälfte mit. Wenn wir in der Kirche fertig sind,

muß ich zu Lorenzen. Krippentapel kann mich ja mehr als ersetzen, und in Globow weiß er all und jedes. Er spricht, als ob er Glasbläser

gewesen wäre.«

»Darf dich nicht wundern. Dafür ist er Lehrer im Allgemeinen und Krippentapel im besonderen.«

So war denn also das Programm festgestellt, und nachdem Dubslav mit Engelkes Hilfe seinen noch ziemlich neuen weißen Filzhut, den er

sehr schonte, mit einem montanartigen schwarzen Filzhut vertauscht und einen schweren Eichenstock in die Hand genommen hatte, brach man auf,

um zunächst auf den als erste Sehenswürdigkeit festgesetzten Aussichtsturm hinauzusteigen. Der Weg dahin, keine hundert Schritte, führte durch einen

sogenannten »Poeteneiß«. »Ich weiß nicht,« sagte Dubslav, »warum meine Mütter diesen etwas misspuchsvollen Namen hier einführt.

Soviel mir bekannt, hat sich hier niemals etwas betreffen lassen, was zu dieser Rangerhöhung einer ehemaligen Taxushecke hätte Veranlassung

geben können. Und ist auch recht gut so.«

»Warum gut, Papa?«

»Nun, nimm es nicht übel,« lachte Dubslav. »Du sprichst ja, wie wenn du selber einer wärst. Im übrigen räum ich dir ein, daß ich kein

rechtes Urteil über derlei Dinge habe. Bei den Kürassieren war keiner, und ich habe überhaupt nur einmal einen gesehen, mit einem

kleinen Verdruß und einer Goldbrille, die er ständig abnahm und putzte. Natürlich bloß ein Männchen, klein und eitel. Aber sehr

elegant.«

»Elegant?« fragte Czako. »Dann stimmt es nicht; dann haben Sie so gut wie keinen gesehen.«

Unter diesem Gespräche waren sie bis an den Turm gekommen, der in mehreren Ecken und zuletzt auf bloßen Leitern aufstieg. Man mußte

schwindelfrei sein, um gut hinaufzukommen. Oben aber war es wieder gefahrlos weil eine feste Wandung das Podium umgab. Rex und

Czako hielten Umfchau. Nach Süden hin lag das Land frei, nach den drei andern Seiten hin aber war alles mit Waldmassen besetzt, zwischen

denen gelegentlich die sich hier auf weite Meilen hinziehende Seenkette sichtbar wurde. Der nächste See war der St. Techlin.

»Wo ist nun die Stelle?« fragte Czako. »Natürlich die, wo's brudelt und strudelt.«

»Sehen Sie die kleine Buchtung da, mit der weißen Steinbank?«

»Jawohl; ganz deutlich.«

»Nun, von der Steinbank aus keine zwei Bootslängen in den See hinein, da haben Sie die Stelle, die, wenn's sein muß, mit Java

telephoniert.«

»Ich gäbe was drum,« sagte Czako, »wenn jetzt der Hahn zu krähen anfinge.«

»Diese kleine Aufmerksamkeit muß ich Ihnen leider schuldig bleiben und habe überhaupt da nach rechts hin nichts andres mehr für Sie als die

roten Liegeldächer, die sich zwischen dem Waldrand und dem See wie auf einem Bollwerk hinziehen. Das ist Kolonie Glosow. Da

wohnen die Glasbläser. Und dahinter liegt die Glashütte. Sie ist noch unter dem alten Fritz in Stand und heißt die grüne Glashütte.«

»Die grüne? Das klingt ja beinah wie aus 'nem Märchen.«

»Ist aber eher das Gegenteil davon. Sie heißt nämlich so, weil man da grünes Glas macht, allgewöhnlichstes Flaschenglas. An Rubinglas mit

Goldrand dürfen Sie hier nicht denken. Das ist nichts für unsre Gegend.«

Und damit kletterten sie wieder hinunter und traten, nach Passierung des Schloßvorhofs, auf den quadratischen Dorfplatz hinaus, an dessen einer

Ecke die Schule gelegen war. Es mußte die Schule sein, das sah man an den offenhängenden Fenstern und den Malven davor, und als die Herren bis

an den grünen Staketenzaun heran waren, hörten sie auch schon den prompten Schulklang da drinnen, erst die scharfe, kurze Frage des Lehrers und

dann die sofortige Massenantwort. Im nächsten Augenblick, unter Vorantritt Dubslavs, betraten alle den Flur, und weil ein kleiner

weißer Kläffer sofort furchtbar zu bellen anfing, erschien Kripperstapel um zu sehen, was los sei.

»Guten Morgen, Kripperstapel,« sagte Dubslav. »Ich bring Ihnen Besuch.«

»Sehr schmeichelhaft, Herr Baron.«

»Ja, das sagen Sie; wenn's nur wahr ist. Aber unter allen Umständen lassen Sie den Baron aus dem Spiel ... Sehen Sie, meine Herren, mein

Freund Kripperkapel is ein ganz eignes Haus. Alltags nennt er mich Herr von Stechlin (den Major unterschlägt er), und wenn er ärgerlich

ist, nennt er mich »gnäd'ger Herr«. Aber sowie ich mit Fremden komme, betitelt er mich Herr Baron. Er will was für mich tun.«

Kripperkapel, still vor sich hinstarrte, hatte mittlerweile die Tür zu der seiner Schulklasse gegenüber gelegenen Wohnkammer geöffnet und bat die

Herren, eintreten zu wollen. Sie nahmen auch jeder einen Stuhl in die Hand, aber stützten sich nur auf die Lehne, während das Gespräch zwischen

Dubslav und dem Lehrer seinen Fortgang nahm. »Sagen Sie, Kripperkapel, wird es denn überhaupt gehen? Sie sollen uns natürlich alles zeigen, und die

Schule ist noch nicht aus.«

»O, gewiß geht es, Herr von Stechlin.«

»Ja, hören Sie, wenn der Hirt fehlt, rebelliert die Herde ...«

»Nicht zu befürchten, Herr von Stechlin. Da war mal ein Bürgermeister, achtundvierzig Jahre alt, Namen will ich lieber nicht nennen, der sagte:

»Wenn ich meinen Stiefel ans Fenster stelle, regier ich die ganze Stadt.« Das war mein Mann.«

»Richtig; den hab ich auch noch gekannt. Ja, der verstand es. Überhaupt immer in der Furcht des Herrn. Dann geht alles am besten. Der Hauptregente

bleibt doch der Krüdenstock.«

»Der Krüdenstock«, bestätigte Kripperkapel. »Und dann freilich die Belohnung.«

»Belohnung?« lachte Dubslav. »Aber Kripperkapel, wo nehmen Sie denn die her?«

»O, die hat's schon, Herr von Stechlin. Aber immer mit Verschiedenheiten. Ist es was Kleines, so kriegt der Junge bloß 'nen

Katzenkopp weniger, ist es aber was Großes, dann kriegt er 'ne Wabe.«

»'ne Wabe? Richtig. Davon haben wir schon heute früh beim Frühstück gesprochen, als Ihr Honig auf den Tisch kam. Ich habe den Herren

dabei gesagt, Sie wären der beste Imker in der ganzen Grafschaft.«

»Zu viel Ehre, Herr von Stechlin. Aber das darf ich sagen, ich versteh es. Und wenn die Herren mir folgen wollen, um das Volk bei der

Arbeit zu sehen — es ist jetzt gerade beste Zeit.«

Alle waren einverstanden, und so gingen sie denn durch den Flur bis in Hof und Garten hinaus und nahmen hier Stellung vor einem

offenen Etagenschuppen, drin die Stöcke standen, nicht altmodische Bienenkörbe, sondern richtige Bienenhäuser, nach der Dzierzonschen

Methode, wo man alles herausnehmen und jeden Augenblick in das Innere bequem hinein gucken kann. Kripperkapel zeigte denn auch alles, und

Rex und Czako waren ganz aufrichtig interessiert.

»Nun aber, Herr Lehrer Krippenkapel«, sagte Czako, »nun bitte, geben Sie uns auch einen Kommentar. Wie ist das eigentlich mit den

»Bienen? Es soll ja was ganz Besonderes damit sein.«

»Ist es auch, Herr Hauptmann. Das Bienenleben ist eigentlich feiner und vornehmer als das Menschenleben.«

»Feiner, das kann ich mir schon denken; aber auch vornehmer? Was Vornehmeres als den Menschen gibt es nicht. Indessen, wie's damit auch sei,

»ja« oder »nein«, Sie machen einen nur immer neugieriger. Ich habe mal gehört, die Bienen sollen sich auf das Staatliche so gut

verstehen, beinah vorbildlich.«

»So ist es auch, Herr Hauptmann. Und eines ist ja da, worüber sich als Thema vielleicht reden läßt. Da sind nämlich in jedem Stock drei Gruppen

oder Klassen. In Klasse eins haben wir die Königin, in Klasse zwei haben wir die Arbeitsbienen (die, was für alles Arbeitsvolk

wohl eigentlich immer das beste ist, geschlechtslos sind), und in Klasse drei haben wir die Drohnen, die sind männlich, worin zugleich ihr

wirklicher Beruf besteht. Denn im übrigen tun sie gar nichts.«

»Interessanter Staat. Gefällt mir. Aber immer noch nicht vorbildlich genug.«

»Und nun bedenken Sie, Herr Hauptmann. Winterlang haben sie so dagessen und gearbeitet oder auch geschlafen. Und nun kommt der Frühling,

und das erwachende neue Leben ergreift auch die Bienen, am mächtigsten aber die Klasse eins, die Königin. Und sie beschließt nun, mit ihrem

ganzem Volk einen Frühlingsausflug zu machen, der sich für sie persönlich sogar zu einer Art Hochzeitsreise gestaltet. So muß ich es

nennen. Unter den vielen Drohnen nämlich, die ihr auf der Ferse sind, wählt sie sich einen Begleiter, man könnte sagen einen Tizzer, der denn auch

berufen ist, alsbald in eine noch intimere Stellung zu ihr einzurücken. Etwa nach einer Stunde kehrt die Königin und ihr Hochzeitszug in die

beengenden Schranken ihres Staates zurück. Ihr Dasein hat sich inzwischen erfüllt. Ein ganzes Geschlecht von Bienen wird geboren, aber weitere

Beziehungen zu dem bewählten Tizzer sind ein für allemal ausgeschlossen. Es ist das gerade das, was ich vorhin als fein und vornehm bezeichnet

habe. Bienenköniginnen lieben nur einmal. Die Bienenkönigin liebt und stirbt.«

»Und was wird aus der bevozugten Drohne, aus dem Prinzessinnen-Tizzer, dem Prince-Consort, wenn dieser Titel ausreicht?«

»Dieser Tizzer wird ermordet.«

»Nein, Herr Lehrer Krippenkapel, das geht nicht. Unter dieser letzten Mitteilung bricht meine Begeisterung wieder zusammen. Das ist ja schlimmer als der

Heineche Asra. Da stirbt doch bloß. Aber hier haben wir Ermordung. Sagen Sie, Rex, wie stehen Sie dazu?«

»Das monogamische Prinzip, woran doch schließlich unsre ganze Kultur hängt, kann nicht strenger und überzeugender demonstriert

werden. Ich finde es großartig.«

Czako hätte gern geantwortet; aber er kam nicht dazu, weil in diesem Augenblicke Dubslav darauf aufmerksam machte, daß man noch viel vor sich habe. Zunächst die Kirche. »Seine Hochwürden, der wohl eigentlich dabei sein müßte, wird es nicht übelnehmen, wenn wir auf ihn verzichten.

Aber Sie, Krippenkapell, können Sie?»

Krippenkapell wiederholte, daß er Zeit vollauf habe. Zudem schlug die Schuluhr, und gleich beim ersten Schlage hörte man, wie's drinnen in

der Klasse lebendig wurde und die Jungens in ihren Holzpantinen über den Flur weg auf die Straße stürzten. Draußen aber stellten sie sich

militärisch auf, weil sie mittlerweile gehört hatten, daß der gnädige Herr gekommen sei.

»Morgen, Jungens«, sagte Dubslav, an einen kleinen Schwarzhaarigen herantretend. »Bist von Globsow?»

»Nein, gnäd'ger Herr, von Dagow.«

»Na, lernst auch gut?»

Der Junge oriente.

»Wann war denn Fehrbellin?»

»Achtzehnte Juni.«

»Und Leipzig?»

»Achtzehnter Oktober. Immer achtzehnter bei uns.«

»Das ist recht, Junge Da.«

Und dabei griff er in seinen Rock und suchte nach einem Nickel. »Sehen Sie, Hauptmann, Sie sind ein bißchen ein Spötter, so viel hab ich schon

gemerkt; aber so muß es gemacht werden. Der Junge weiß von Fehrbellin und von Leipzig und hat ein kluges Gesicht und steht Red' und

Antwort. Und rote Backen hat er auch. Sieht er aus, als ob er einen Kummer hätte oder einen Gram ums Vaterland? Unsinn. Ordnung

und immer feste. Na, so lange ich hier sitze, so lange hält es noch. Aber freilich, es kommen andre Tage.«

Woldemar lächelte.

»Na«, fuhr der Alte fort, »will mich trösten. Als der alte Fritz zu sterben kam, dacht' er auch, nu ginge die Welt unter. Und sie steht immer noch,

und wir Deutsche sind wieder obenauf, ein bißchen zu sehr. Aber immer besser als zu wenig.«

Inzwischen hatte sich Krippenkapell in seiner Stube proper gemacht: schwarzer Rock mit dem Inhaberband des Adlers von Holenzollern, den ihm

sein gütiger Gutsherr verschafft hatte statt des Hutes, den er in der Eile nicht hatte finden können, trug er eine Mutze von sonderbarer Form. In der

Rechten aber hielt er einen ausgehöhlten Kirchenschlüssel, der wie 'ne rostige Pistole aussah.

Der Weg bis zur Kirche war ganz nah. Und nun standen sie dem Portal gegenüber.

Rex, zu dessen Ressort auch Kirchenbauliches gehörte, setzte seinen Kneifer auf und musterte. »Sehr interessant. Ich setze das Portal in die

Zeit von Bischof Luger. Prämonstratenser-Bau. Wenn mich nicht alles täuscht, Anlehnung an die Brandenburger Krypte. Also sagen wir

zwölfhundert. Wenn ich fragen darf, Herr von Stechlin, existieren Urkunden? Und war vielleicht Herr von Quast schon hier oder

Geheimrat Adler, unser bester Kenner?«

Dubslav geriet in eine kleine Verlegenheit, weil er sich einer solchen Gründlichkeit nicht gewärtigt hatte. »Herr von Quast war einmal hier, aber in

Wahlanglegenheiten. Und mit den Urkunden ist es gründlich vorbei, seit Wrangel hier alles niederbrannte. Wenn ich von Wrangel spreche, mein ich

natürlich nicht unsern Vater Wrangel, der übrigens auch keinen Spaß verstand, sondern den chillerschen Wrangel ... Und außerdem, Herr von Rex, ist es

so schwer für einen Laien. Aber Sie, Kripperkapel, was meinen Sie?«

Rex, über den plötzlich etwas von Dienstlichkeit gekommen war, zückte zusammen. Er hatte sich an Herrn von Stechlin gewandt, wenn nicht als an

einen Wissenden, so doch als an einen Ebenbürtigen, und daß jetzt Kripperkapel aufgefordert wurde, das entscheidende Wort in dieser

Angelegenheit zu sprechen, wollte ihm nicht recht passend erscheinen. Überhaupt, was wollte diese Figur, die doch schon stark die Karikatur

striefe. Schon der Bericht über die Bienen und namentlich was er über die Haltung der Königin und den Prince-Consort gesagt hatte,

hatte so merkwürdig artig geklungen, und nun wurde dies Schulmeister-Original auch noch aufgefordert, über bauliche Fragen und aus welchem

Jahrhundert die Kirche kamme, sein Urteil abzugeben. Er hatte wohlweislich nach Quast und Adler gefragt, und nun kam Kripperkapel!

Wenn man durchaus wollte, konnte man das alles patriarchalisch finden; aber es mißfiel ihm doch. Und leider war Kripperkapel — der ja

seinen sonstigen Sonderbarkeiten auch noch den ganzen Trotz des Autodidakten gesellte — keineswegs angetan, die Kleinen Uebertreibungen, in die das

Gespräch hineingeraten war, wieder glatt zu machen. Er nahm vielmehr die Frage »Kripperkapel, was meinen Sie?« ganz ernsthaft auf und sagte:

»Wollen verzeihen, Herr von Rex, wenn ich unter Anlehnung an eine neuerdings erschienene Brochüre des Oberlehrers Tücheband in

Templin zu widersprechen wage. Dieser Gräfschaftswinkel hier ist von mehr mecklenburgischem und ückerländischem als brandenburgischem Charakter,

und wenn wir für unsere Stechliner Kirche nach Vorbildern forschen wollen, so werden wir sie wahrscheinlich in Kloster Himmelpfort

oder Gransee zu suchen haben, aber nicht in Dom Brandenburg. Ich möchte hinzufügen dürfen, daß Oberlehrer Tüchebands Ausstellungen, so viel

100, 100, 100, 100
ich weiß, widersprochen geblieben sind.«

zu, der diesem aufflackernden Kampfe zwischen einem Ministerialassessor und einem Dorfschulmeister mit größtem Vergnügen folgte,

hätte gern noch weitere Scheite herzugetragen, Woldemar aber empfand, daß es höchste Zeit sei, zu intervenieren, und bemerkte:

nichts sei schwerer als auf diesem Gebiete Bestimmungen zu treffen — ein Satz, den übrigens sowohl Rex wie Kripperschapel ablehnen zu

wollen schienen — und daß er vorschlagen möchte, lieber in die Kirche selbst einzutreten, als hier draußen über die Säulen und Kapitelle

weiter zu debattieren.

Man fand sich in diesen Vorschlag, Kripperschapel öffnete die Kirche mit seinem Riesenschlüssel, und alle traten ein.

Gleich nach zwölf — Woldemar hatte sich, wie geplant, schon lange vorher, um bei Lorenzen vorzusprechen, von den andern Herren

getrennt — waren Dubslav, Rex und Czako von dem Globsover Ausfluge zurück, und Rex, feiner Mann, der er war, war bei Passierung

des Vorhofs verbindlich an die mit Zinn ausgelegte blanke Glaskugel herantreten, um ihr, als einem mutmaßlichen Produkte der eben besichtigten

»grünen Glashütte«, seine Ministerialaufmerksamkeit zu schenken. Er ging dabei so weit, von »Inhaltsstaat« zu sprechen. Czako, der

gemeinsamlich mit Rex in die Glaskugel hineinguckte, war mit allem einverstanden, nur nicht mit seinem Spiegelbilde. »Wenn man nur bloß

etwas besser aussähe ...« Rex versuchte zu widersprechen, aber Czako gab nicht nach und versicherte: »Ja, Rex, Sie sind ein schöner Mann,

besser als jeder andere Mensch.« Sie haben eben mehr Lusten. Und da bleibt denn immer noch was übrig.«

Oben auf der Rampe stand Engelke.

»Nun, Engelke, wie geht's? Woldemar und der Pastor schon da?«

»Nein, gnäd'ger Herr. Aber ich kann ja die Christel schicken ...«

»Nein, nein, schicke nicht. Das stört bloß. Aber warten wollen wir auch nicht. Es war doch weiter nach Globso, als ich dachte;

das heißt, eigentlich war es nicht weiter, bloß die Beine wollen nicht mehr recht. Und hat solche Anstrengung bloß das eine Gute, daß man

zurzeit nicht hungrig und durstig wird. Aber da kommen ja die Herren.«

Und er grüßte von der Rampe her nach der Bohlenbrücke hinüber, über die Woldemar und Lorenzen eben in den Schloßhof eintraten. Rex

ging ihnen entgegen. Dubslav dagegen nahm Czakos Arm und sagte: »Nun kommen Sie, Hauptmann, wir wollen derweilen ein bißchen

scherchieren und uns einen guten Platz aussuchen. Mit der ewigen Veranda, das is nichts; unter der Markise steht die Luft wie 'ne Mauer, und ich muß frische

Luft haben. Vielleicht erstes Zeichen von Hydropsie. Kann eigentlich Fremdwörter nicht leiden. Aber mitunter sind sie doch ein Segen. Wenn ich so

zwischen Hydropsie und Wassersucht die Wahl habe, bin ich immer für Hydropsie. Wassersucht hat so was kolossal Anschauliches.«

Unter diesen Worten waren sie bis in den Garten gekommen, an eine stelle, wo viel Buchsbaum stand, dem Poetenfeige gerad gegenüber.

»Sehen Sie hier, Hauptmann, das wäre so was. Niedrige Buchsbaumwand. Da haben wir Luft und doch keinen Zug. Denn vor Zug muß ich mich auch

hüten wegen Rheumatismus, oder vielleicht ist es auch Gicht. Und dabei hören wir das Plätschern von meiner Sanssouci-Fontäne. Was

meinen Sie?«

»Kapital, Herr Major.«

»Ach, lassen Sie den Major. Major klingt immer so dienstlich ... Also hier, Engelke, hier decke den Tisch und stell auch ein paar

Fuchsen oder was gerade blüht in die Mitte. Nur nicht Astern. Astern sind ganz gut, aber doch sozusagen unterm Stand und sehen immer aus wie 'n

Baugarten. Und dann mache dich in den Keller und hol uns was Ordentliches herauf. Du weißt ja, was ich am Finstück am liebsten habe. Vielleicht

hat Hauptmann Czako denselben Geschmack.«

»Ich weiß noch nicht, um was es sich handelt, Herr von Stechlin, aber ich möchte mich für Übereinstimmung schon jetzt verbürgen.«

Inzwischen waren auch Woldemar, Rex und der Pastor vom Gartensalon her auf die Veranda hinausgetreten und Dubslav ging ihnen entgegen. »Guten

Tag, Pastor. Nun, das ist recht. Ich dachte schon, Woldemar würde von Ihnen annektiert werden.«

»Aber, Herr von Stechlin ... Ihre Gäste ... Und Woldemars Freunde.«

»Betonen Sie das nicht so, Lorenzen. Es gibt Umgangsformen und Artigkeitsetze. Gewiß. Aber das alles reicht nicht weit. Was der

Mensch am ehesten durchbricht, das sind gerade solche Formen. Und wer sie nicht durchbricht, der kann einem auch leid tun. Wie geht es denn in der Ehe?

Haben Sie schon einen Mann gesehen, der die Formen wahr, wenn seine Frau ihn ärgert? Ich nicht. Leidenschaft ist immer siegreich.«

»Ja, Leidenschaft. Aber Woldemar und ich ...«

»Sind auch in Leidenschaft, Sie haben die Freundschaftsleidenschaft, Orest und Pylades — so was hat es immer gegeben. Und dann, was noch viel mehr

sagen will, Sie haben nebenher die Konspirationsleidenschaft ...«

»Aber, Herr von Stechlin.«

»Nein, nicht die Konspirationsleidenschaft, ich nehm es zurück; aber Sie haben dafür was andres, nämlich die Weltverbesserungsleidenschaft. Und das

ist eine der größten, die es gibt. Und wenn solche zwei Weltverbesserer zusammen sind, da können Rex und Czako warten, und da kann selbst ein

warmes Finstück warten. Sagt man noch Déjeuner à la fourchette?«

»Kauf, Papa. Wie du weißt, es ist jetzt alles englisch.«

»Natürlich. Die Franzosen sind abgetzt. Und ist auch recht gut so, wiewohl unsre Vettern drüben erst recht nichts taugen. Selbst ist der Mann. Aber ich

gläube, das Finstück wartet.«

Wirklich, es war so. Während die Herren zu zwei und zwei an der Buchsbaumwandung auf und ab schritten, hatte Engelke den Tisch arrangiert,

an denetzt Wirt und Gäste herantraten.

Es war eine längliche Tafel, deren dem Rundel zugekehrte Längsseite man frei gelassen hatte, was allen einen Überblick über das hübsche Gartenbild gestattetete. Dubsjav, das Arrangement musternd, nickte Engelke zu, um Zeichen, daß er's getroffen habe. Dann aber nahm er die Mittschüssel und sagte, während er sie Rex reichte: »*Toujours perdrix.*«
« das heißt, es sind eigentlich Krämmetsvögel, wie schon gestern abend. Aber wer weiß, wie Krämmetsvögel auf französisch heißen? Ich wenigstens weiß es nicht. Und ich glaube, nicht einmal Tücherard wird uns helfen können.«

Ein allgemeines verlegenes Schweigen bestätigte Dubsjavs Vermutung über französische Vokabelkenntnis.
»Wir kamen übrigens,« fuhr dieser fort, »dicht vor Globow durch einen Dohneestrich, überall hingen noch viele Krämmetsvögel in den Schleifen, was mir auffiel und was ich doch, wie so vieles Gute, meinem alten Kripperkapel zuschreiben muß. Es wäre doch 'ne Kleinigkeit für die Jungens, den Dohneestrich auszuplündern. Aber so was kommt nicht vor. Was meinen Sie, Loreren?«
»Ich freue mich, daß es ist, wie es ist, und daß die Dohneestriche nicht ausgeplündert werden. Aber ich glaube, Herr von Stechlin, Sie dürfen es Kripperkapel nicht anrechnen.«

Dubsjav lachte herzlich. »Da haben wir wieder die alte Geschichte. Jeder Schulmeister schulmeistert an seinem Pastor herum, und jeder Pastor pastort über seinen Schulmeister. Ewige Rivalität. Der natürliche Zug ist doch, daß die Jungens nehmen, was sie kriegen können. Der Mensch stiehlt wie'n Rabe. Und wenn er's mit einmal unterläßt, so muß das doch 'nen Grund haben.«
»Den hat es auch, Herr von Stechlin. Bloß einen andern. Was sollen sie mit 'nem Krämmetsvogel machen? Für uns ist es eine Delikatesse, für einen armen Menschen ist es gar nichts, knapp so viel wie'n Sperling.«

»Ach, Lorenzen, ich sehe schon, Sie liegen da wieder mit dem Patrimonium der Erben im Anschlag. Sperling, das klingt ganz so. Aber so viel ist doch richtig, daß Kripperkapel die Jungens brillant in Ordnung hält, wie ging das heute Schlag auf Schlag, als ich den kurzschornen Schwarzkopp ins Examen nahm und wie dramatisch waren die Jungens und wie manierlich, als wir sie nach 'ner Stunde in Globow wiedersahen. Wie sie da so fidel spielten und doch voll Respekt in allem. »Frei, aber nicht frech, das ist so mein Satz.«

Woldemar und Lorenzen, die nicht mit dabei gewesen waren, waren neugierig, auf welchen Vorgang sich all dies Lob des Alten bezöge.
»Was hat denn,« fragte Woldemar, »die Globower Jungens mit einem mal so guter Reputation gebracht?«
»O, es war wirklich scharmant,« sagt Czako »wir steckten noch unter den Waldbäumen, als wir auch schon Stimmen wie Kommandorufe hörten, und kaum daß wir auf einen freien, von Kastanien umstellten Platz hinausgetreten waren (eigentlich war es wohl schon ein großer

Fabrikhof), so sahen wir uns wie mitten in einer Schlacht.«

Rex nickte nimmend, während Czako fortfuhr: »Auf unserer Seite stand die bis dahin augenscheinlich siegreiche Partei, deren

weiterer Angriff aber wegen der guten gegnerischen Deckung mit einemmale stoppte. Kaum zu verwundern. Denn eben diese Deckung bestand aus

wohl tausend, ein großes Karree bildenden Glasballons, hinter die sich die geschlagene Truppe wie hinter eine Barrikade zurückgezogen hatte. Da

standen sie nun und nahmen ein mit den massenhaft umherliegenden Kastanien geführtes Feueergewehr auf. Die meisten ihrer Schüsse gingen zu

kurz und fielen klappernd wie Hagel auf die Ballons nieder. Ich hätte dem Spiel, ich weiß nicht wie lange, zusehn können. Als man

unserer aber ansichtig wurde, stob alles unter Hurra und Mützenschwenken auseinander. Überall sind Photographen. Nur wo sie hingehören, da

fehlen sie. Genau so wie bei der Polizei.«

Dubslav hatte schmunzelnd der Schilderung zugehört. »Hören Sie, Hauptmann, Sie verstehen es aber, Sie können mit 'nem Dukaten den Großen

Kurfürsten vergolden.«

»Ja,« sagte Rex, seinen Partner plötzlich im Stiche lassend, »das tut unser Freund Czako nicht anders; dreiviertel ist immer Dichtung.«

»Ich gebe mich auch nicht für einen Historiker aus und am wenigsten für einen korrekten Aktenmetschen.«

»Und dabei, lieber Czako,« nahm jetzt Dubslav das Wort, »dabei bleiben Sie nur. Auf Ihr spezielles! In so wichtiger Sache müssen

Sie mir aber in meiner Liebingsorte bescheid tun, nicht in Rotwein, den mein berühmter Miteinsiedler das natürliche Getränk des norddeutschen

Menschen genannt hatte. Einer seiner mannigfachen Irrtümer; vielleicht der größte. Das natürliche Getränk des norddeutschen Menschen ist am Rhein und

Main zu finden. Und am vorzüglichsten da, wo sich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, beide vermählen. Ungefähr von dieser Vermählungsstelle

kommt auch der hier.« Und dabei wies er auf eine vor ihm stehende Bocksbeutelflasche. »Sehen Sie, meine Herren, verhaßt sind mir alle

langen Hälse; das hier aber, das nenn ich eine gefällige Form. Heißt es nicht irgendwo: »Laßt mich dicke Leute sehn, oder so

ähnlich. Da stimm' ich zu; dicke Fischen, die sind mein Fall.« Und dabei stieß er wiederholt mit Czako an. »Noch einmal, auf Ihr Wohl. Und auf

Ihres, Herr von Rex. Und dann auf das Wohl meiner Globsower, oder wenigstens meiner Globsower Jungens, die sich nicht bloß um

Fehrbellin kümmern und um Leipzig, sondern, wie wir gesehen haben, auch selber ihre Schlachten schlagen. Ich ärgere mich nur immer, wenn ich diese

riesigen Ballons da zwischen meinen Globsowern sehe. Und hinter dem ersten Fabrikhof (ich wollte Sie nur nicht weiter damit behelligen), da

ist noch ein zweiter Hof, der sieht noch schlimmer aus. Da stehen nämlich wahre Gungsgeuer, auch Ballons, aber mit langem Hals dran,

und die heißen dann Retorten.«

»Aber Papa,« sagte Woldemar, »daß du dich über die paar Retorten und Ballons nie beruhigen kannst. So lang ich nur denken kann, eiferst du dagegen. Es ist doch ein wahres Glück, daß so viel davon in die Welt geht und den armen Fabrikleuten einen guten Lohn sichert. So was wie Streik kommt hier ja gar nicht vor und in diesem Punkt ist unsrer Stechliner Gegend doch wirklich noch wie ein Paradies.«

Lorenzen lachte.

»Ja, Lorenzen, Sie lachen,« warf Dubslav hier ein. »Aber bei Lichte besehen hat Woldemar doch recht, was, (und Sie wissen auch warum,) eigentlich nicht oft vorkommt. Es ist genau so, wie er sagt. Natürlich bleibt uns Eva und die Schlange, das ist uralte Erbschaft. Aber so viel noch von guter alter Zeit in dieser Welt zu finden ist, so viel findet sich hier, hier in unsrer lieben alten Grafschaft. Und in dies Bild richtiger Gliederung, oder meinetwegen auch richtiger Unterordnung (denn ich erschrecke vor sochem Worte nicht), in dieses Bild des Friedens paßt mir diese ganze Globsower Retortenbläserei nicht hinein. Und wenn ich nicht fürchten müßte, für einen Querkopf gehalten zu werden, so hätt ich bei hoher Behörde schon lange meine Vorschläge wegen dieser Retorten und Ballons eingereicht. Und natürlich gegen beide. Warum müssen es immer Ballons sein? Und wenn schon, na, dann lieber solche wie diese. Die lass ich mir gefallen.« Und dabei hob er die Bocksbeutelflasche.

»Wie diese,« bestätigte Czako.

»Ja, Czako, Sie sind ganz der Mann, meinen Papa in seiner Idiosynkrasie [starke Abneigungen, Widerwillen] zu bestärken.«
»Idiosynkrasie,« wiederholte der Alte. »Wenn ich so was höre. Ja, Woldemar, da glaubst du nun wieder wunder was Feines gesagt zu haben. Aber es ist doch bloß ein Wort. Und was bloß ein Wort ist, ist nie was Feines, auch wenn es so aussieht. Dunkle Gefühle, die sind fein. Und so gewiß die Vorstellung, die ich mit dieser lieben Flasche hier verbinde, für mich persönlich was Celestes hat ... kann man Celestes sagen? ...« Lorenzen nickte schweigend, »so gewiß hat die Vorstellung, die sich für mich an diese Globsower Riesenbocksbeutelflaschen knüpft,

etwas Infernalisches.«

»Aber Papa,«

Still, unterbrich mich nicht, Woldemar. Denn ich komme jetzt eben an eine Berechnung, und bei Berechnung darf man nicht gestört werden. Über hundert Jahre besteht nun schon diese Glashütte. Und wenn ich nun so das jedesmalige Jahresprodukt mit hundert multipliziere, so rechne ich mir alles in allem wenigstens eine Million heraus. Die schicken sie zunächst in andre Fabriken, und da destillieren sie flott drauf los und war allerhand schreckliches Zeug in diese grünen Ballons hinein: Salzsäure, Schwefelsäure, rauchende Salpetersäure. Das ist die Schlimmste, die hat immer einen rotgelben Rauch, der einem gleich die Lunge anfrißt. Aber wenn einen der Rauch auch zufrieden läßt, jeder Tropfen brennt

ein Loch, in Leinwand oder in Tuch, oder in Leder, überhaupt in alles; alles wird angebrannt und angeätzt. Das ist das Zeichen unsrer Zeit setzt, angebrannt und angeätzt. Und wenn ich dann bedenke, daß meine Glosower da mittun und ganz gemütlich die Werkzeuge liefern für die große Generalweltanbrennung, ja, hören Sie, meine Herren, das gibt mir einen Stich. Und ich muß Ihnen sagen, ich wollte, jeder kriegte lieber einen halben Morgen Land von Staats wegen und kaufte sich zu Ostern ein Ferkelchen, und zu Martini schlachteten sie ein Schwein und hätten den Winter über zwei Speckseiten, jeden Sonntag eine ordentliche Scheibe, und alltags Kartoffeln und Grieben.«

»Aber Herr von Stechlin,« lachte Lorenzen, »das ist ja die reine Neulandtheorie. Das wollen ja die Sozialdemokraten auch.«
»Ach was, Lorenzen, mit Ihnen ist nicht zu reden ... Übrigens Prosit ... wenn Sie's auch eigentlich nicht verdienen.«

Das Frühstück zog sich lange hin, und das dabei geführte Gespräch nahm noch ein paarmal einen Anlauf ins Politische hinein; Lorenzen aber, der kleine Schraubereien gern vermeiden wollte, wich jedesmal geschickt aus und kam lieber auf die Stechliner Kirche zu sprechen. Er war aber auch hier vorsichtig und beschränkte sich, unter Anlehnung an Tücheband, auf Architektonisches und Historisches, bis Dubslav, ziemlich abrupt, ihn fragte: »Wissen Sie denn, Lorenzen, auf unserm Kirchenboden bescheid? Krippelstapel hat mich erst heute wissen lassen, daß wir da zwei vergoldete Bischöfe mit Krümmtab haben. Oder vielleicht sind es auch bloß Äbte.« Lorenzen wußte nichts davon, weshalb ihm Dubslav gutmütig mit dem Finger drohte.

So ging das Gespräch. Aber kurz vor zwei mußte dem allem ein Ende gemacht werden. Engelke kam und meldete, daß die Pferde da und die Mantelsäcke bereits aufgeschlakt seien. Dubslav ergriff sein Glas, um auf ein frohes Wiedersehen zustoßen. Dann erhob man sich. Rex, bei Passierung der Rampe, trat noch einmal an die kranke Aloe heran und versicherte, daß solche Blüte doch etwas eigentümlich Geheimnisvolles habe. Dubslav hütete sich, zu widersprechen, und freute sich, daß der Besuch mit etwas für ihn so Erheiterndem schloß.

Gleich danach ritt man ab. Als sie bei der Glaskugel vorbeikamen, wandten sich alle drei noch einmal zurück, und jeder lüpfte seine Mütze. Dann ging es zwischen den Findlingen hin, auf die Dorfsaße hinaus, auf der eben eine ziemlich ramponiert aussehende Halbmaise, das lederne Verdeck zurückgeschlagen, an ihnen vorbeifuhr; die Sitze leer, alles an dem Fuhrwerk ließ Ordnung und Sauberkeit vermissen; das eine Pferd war leidlich gut, das andre schlecht, und zu dem neuen Livreerock des Kutschers wollte der alte Hut, der wie ein fuchsiges Torfstück aussah,

1. 11. 1900.

nicht recht passen.

»Echt schön.«
»Das war ja Gundermanns Wagen.«

»So, so,« sagte Czako. »Auf den hätte ich beinahe geraten.«

»Ja, dieser Gundermann«, lachte Woldemar. »Mein Vater wollte Ihnen gestern gern etwas Grafschaftliches vorsehen, aber er vergriff sich.

Gundermann auf Siebenmühlen ist so ziemlich unsere schlechteste Nummer. Ich sehe, er hat Ihnen nicht recht gefallen.«

»Gott, gefallen, Stechlin, — was heißt gefallen? Eigentlich gefällt mir jeder oder auch keiner. Eine Dame hat mir mal gesagt, die

langweiligen Leute wären schließlich gerade so wie die interessanten, und es hat was für sich. Aber dieser Gundermann! Zu welchem Zwecke läßt er

er seinen leeren Wagen in der Welt herumkutschieren?«

»Ich bin dessen auch nicht sicher. Wahrscheinlich in Wahlanlagen. Er persönlich wird irgendwo hängen geblieben sein, um Stimmen einzufangen.

Unser alter braver Kortschdel nämlich, der allgemein beliebt war, ist diesen Sommer gestorben, und da will nun Gundermann, der sich auf den

Konservativen hin ausspielt, aber keiner ist, im Trüben fischen. Er intrigiert. Ich habe das in einem Gespräch, das ich mit ihm hatte, ziemlich deutlich

herausgehört, und Lorenzen hat es mir bestätigt.«

»Ich kann mir denken,« sagte Rex, »daß gerade Lorenzen gegen ihn ist. Aber dieser Gundermann, für den ich weiter nichts übrig habe, hat doch

wenigstens die richtigen Prinzipien.«

»Ach, Rex, ich bitte Sie,« sagte Czako, »richtige Prinzipien! Beschmacklosigkeiten hat er und öde Redensarten. Dreimal hab ich ihn sagen

hören: »Das wäre wieder Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie.« So was sagt kein achtwürdiger Mensch mehr, und jedenfalls

setzt er nicht hinzu: »daß er das Wasser stellen wolle.« Das ist ja eine schreckliche Wendung.«

Unter diesen Worten waren sie bis an den hochüberwölbten Teil der Kastanienallee gekommen.

Engelke, der gleich frühmorgens ein allerschönstes Wetter in Aussicht gestellt hatte, hatte recht behalten; es war ein richtiger

Oktobertag, klar und frisch und milde zugleich. Die Sonne fiel hie und da durch das noch ziemlich dichte Laub, und die Reiter freuten sich des

Spiels der Schatten und Lichter. Aber noch anmutiger gestaltete sich das Bild, als sie bald danach in einen Seitenweg einmündeten, der sich durch eine

flache, nur hie und da von Wasserlachen durchzogene Wiesenlandschaft hüschlängelte. Die großen Heiden und Forsten, die das eigentlich

Charakteristische dieses nordöstlichen Grafschaftswinkels bilden, traten an dieser Stelle weit zurück, und nur ein paar eitelne, wie

vorgeschobene Kulissen wirkende Waldstreifen wurden sichtbar.

Alle drei hielten an, um das Bild auf sich wirken zu lassen; aber sie kamen nicht recht dazu, weil sie, während sie sich umschauten, eines alten Mannes

ansichtig wurden, der, nur durch einen flachen Graben von ihnen getrennt, auf einem Stück Wiese stand und das hochstehende Gras mähte. Jetzt erst sah

auch er von seiner Arbeit auf und zog seine Mütze. Die Herren taten ein Gleiches und schaukelten, ob sie näher heranreiten und

eine Absprache mit ihm haben sollten. Aber er schien das weder zu wünschen noch zu erwarten, und so ritten sie denn weiter.

»Mein Gott,« sagte Rex, »das war ja Krippenkapel. Und hier draußen, so weit ab von seiner Schule. Wenn er nicht die Seehundsfellmütze gehabt

hätte, die wie aus einer konfiszierten Schulmappe geschnitten aussah, hätte ich ihn nicht wieder erkannt.«

»Ja, er war es, und das mit der Schulmappe wird wohl auch zutreffen,« sagte Woldemar. »Krippenkapel kann eben alles — der reine

Robinson.«

»Ja, Stechlin,« warf Czako hier ein, »Sie sagen das so hin, als ob Sie's bespötteln wollten. Eigentlich ist es doch aber was

Großes, sich immer selber helfen zu können. Er wird wohl 'nen Sparren haben, gegeben, aber Ihrem gepriesenen Lorenzen ist er denn doch um

ein gut Stück überlegen. Schon weil er ein Original ist und ein Eulengesicht hat. Eulengesichtsmenschen sind anderen Menschen fast immer überlegen.

»Aber Czako, ich bitte Sie, das ist ja doch alles Unsinn. Und Sie wissen es auch. Sie möchten nur, ganz wie Rex, wenn auch aus einem andern

Motiv, dem armen Lorenzen was am Zeug flicken, bloß weil Sie herausfühlen: »das ist eine lautere Persönlichkeit.««

»Da tun Sie mir Unrecht, Stechlin. Ganz und gar. Ich bin auch fürs Lautere, wenn ich nur persönlich nicht in Anspruch genommen werde.«

»Nun, davor sind Sie sicher, — vom Brombeersauch keine Trauben. Im übrigen muß ich hier abrechnen und Sie bitten, mich auf ein Weilchen

entschuldigend zu wollen. Ich muß da nämlich nach dem Forsthaus hinüber, da drüben neben der Waldecke.«

»Aber Stechlin, was wollen Sie denn bei 'nem Förster?«

»Kein Förster. Es ist ein Oberförster, zu dem ich will, und war derselbe, den Sie gestern Abend bei meinem Papa gesehn haben.

Oberförster Kizler, bürgerlich, aber doch beinah schon historischer Name.«

»So, so; jedenfalls nach dem, was mir Rex zählt, ein brillanter Billardspieler. Und doch, wenn Sie nicht ganz intim mit ihm sind, find ich diesen

Artstecher übertrieben artig.«

»Sie hätten recht, Czako, wenn es sich lediglich um Kizler handelte. Das ist aber nicht der Fall. Es handelt sich nicht um ihn, sondern um seine junge

Frau.«

»A la bonne heure.«

»Ja, da sind Sie nun auch wieder auf einer faulen Fährte. So was kann nicht vorkommen, ganz abgesehen davon, daß mit Oberförstern

immer schlecht Kirschen pflücken ist; die blasen einen weg, man weiß nicht wie. ... Es handelt sich hier einfach um einen Teilnahmebesuch, um

etwas, wenn Sie wollen, schön Menschliches. Frau Kätzer erwartet nämlich.«

»Aber mein Gott, Stechlin, Ihre Worte werden immer rätselhafter. Sie können doch nicht bei jeder Oberförsternfrau, die erwartet, eine

Visite machen wollen. Das wäre denn doch eine Riesenaufgabe, selbst wenn Sie sich auf ihre Grabschaft hier beschränken wollten.«

»Es liegt alles ganz exzeptionell. Übrigens macht ich es kurz mit meinem Besuch, und wenn Sie Schritt reiten, worum ich bitte, so hol

ich Sie bei Genshagen noch wieder ein. Von da bis Witz haben wir kaum noch eine Stunde, und wenn wir's forcieren wollen, keine halbe.«

Und während er noch so sprach, bog er rechts ein und ritt auf das Forsthaus zu.

Woldemar hatte die Mitte zwischen Rex und Czako gehabt; jetzt ritten diese beiden nebeneinander. Czako war neugierig und hätte

gern Fritz herangerufen, um dies und das über Kätzer und Frau zu hören. Aber er sah ein, daß das nicht ginge. So blieb ihm nichts als ein

Meinungsstreich mit Rex.

»Sehn Sie,« hob er an, »unser Freund Woldemar, trabt er da nicht hin, wie wenn er dem Glücke nachjagte? Glauben Sie mir, da steckt 'ne

Geschichte dahinter. Er hat die Frau geliebt oder liebt sie noch. Und dies merkwürdige Interesse für den in Sichtstehenden Erdenbürger. Übrigens vielleicht ein

Mädchen. Was meinen Sie dazu, Rex?«

»Ach Czako, Sie wollen ja doch nur hören, was Ihrer eignen frivolen Natur entspricht. Sie haben keinen Glauben an

reine Verhältnisse. Sehr mit Unrecht. Ich kann ihnen versichern, es gibt dergleichen.«

»Nun ja, Sie, Rex. Sie, der sich Fröhgottesdienste leistet. Aber Stechlin ...«

»Stechlin ist auch eine sittliche Natur. Sittlichkeit ist ihm angeboren, und was er von Natur mitbrachte, das hat sein Regiment weiter in ihm

ausgebildet.«

Czako lachte. »Nun hören Sie, Rex, Regimente kenn' ich doch auch. Es gibt ihrer von allen Arten, aber Sittlichkeitsregimente kenn' ich noch

!.«

»Es gibt's ihrer aber. Um mindesten hat's ihrer immer gegeben, sogar solche mit Askese.«

»Nun ja, Cromwell und die Puritaner. Aber,« merzeln Sie die abgedudelte Phrase. Aber wenn man's um so

feine Dinge wie Askese handelt, muß man notwendig einen englischen Brocken einschnallen. In Wirklichkeit bleibt alles beim

St. b. z. - ... Sie sind ein schlechter Menschenkenner, Rex, wie alle Konventikler. Die glauben immer, was sie wünschen. Und auch an unserm Stechlin werden Sie

mutmaßlich erfahren, wie falsch Sie gerechnet haben. Im übrigen kommt da gerade zu rechter Zeit ein Wegweiser. Lassen Sie uns nachsehen, wo

wir eigentlich sind. Wir reiten so immer drauf los und wissen nicht mehr, ob links oder rechts.«

Rex, der von dem Wegweiser nichts wissen wollte, war einfach für Weiterreiten, und das war auch das richtige. Denn keine halbe Stunde mehr,

so holte Stechlin sie wieder ein. »Ich wußte, daß ich Sie noch vor Genshagen treffen würde. Die Frau Oberförsterin läßt sich übrigens den

Herren empfehlen. Er war nicht da, was recht gut war.«

»Kann ich mir denken,« sagte Czako.

»Und was noch besser war, sie sah brillant aus. Eigentlich ist sie nicht hübsch, Blondine mit großen Vergißmeinnichtaugen und etwas lymphatisch; auch

wohl nicht ganz gesund. Aber sonderbar, solche Damen, wenn was in Sicht steht, sehen immer besser aus als in natürlicher Verfassung, ein Zustand, der

allerdings bei der Kätzer kaum vorkommt. Sie ist noch nicht volle sechs Jahre verheiratet und erwartet mit nächstem das Siebente.«

»Das ist aber doch unerhört. Ich glaube, so was ist Scheidungsgrund.«

»Mir nicht bekannt und auch, offen gestanden, nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls wird es die Prinzessin nicht als Scheidungsgrund nehmen.«

»Die Prinzessin?« fuhren Rex und Czako heraus.

»Ja, die Prinzessin,« wiederholte Woldemar. »Ich war all die Zeit über gespannt, was das wohl für einen Eindruck auf Sie machen würde, weshalb ich

mich auch gehütet habe, vorher mit Andeutungen zu kommen. Und es traf sich gut, daß mein Vater gestern Abend nur so ganz leicht drüber

hing, ich möchte beinah sagen diskret, was sonst nicht seine Sache ist.«

»Prinzessin,« wiederholte Rex, dem die Sache beinah den Atem nahm. »Und aus einem regierenden Hause?«

»Ja, was heißt aus einem regierenden Hause? Regiert haben sie alle mal. Und soviel ich weiß, wird ihnen dies 'mal regiert haben' auch immer noch

angerechnet, wenigstens soweit's um Eheschließungen handelt. Um so großartiger, wenn einzelne der hier in Betracht kommenden Damen auf alle

diese Vorrechte verzichten und ohne Rücksicht auf Ebenbürtigkeit sich aus reiner Liebe vermählen. Ich sage 'vermählen', weil 'sich verheiraten'

etwas plebeje [gewöhnlich] klingt. Frau Kätzer ist eine Ippe-Büchstein.«

»Eine Ippe!« sagte Rex. »Nicht zu glauben. Und erwartet wieder. Ich bekenne, daß mich das am meiste schockiert. Diese Ausgiebigkeit, ich finde kein

andres Wort, oder richtiger, ich will kein andres finden, ist doch eigentlich das Bürgerlichste, was es gibt.«

»Und so hat es die Prinzessin auch wohl selber aufgefaßt. Aber das ist gerade das Große an der Sache; ja, so sonderbar es klingt, das

Ideale.«

»Stechlin, Sie können nicht verlangen, daß man das so ohne weiteres versteht. Ein halb Dutzend Bälge, wo steckt da das Ideale?«

»Doch, Rex, doch. Die Prinzessin selbst, und das ist das Rührendste, hat sich darüber ganz würdevoll ausgesprochen. Und war zu meinem Alten. Sie sieht ihn

öfter und möchte ihn, glaub ich, bekehren, — sie ist nämlich von der strengen Richtung und hält sich auch zu Superintendent Koseleger, unserem

Papst hier. Und kurz und gut, sie macht meinem Papa beinah den Hof und erklärt ihn für einen perfekten Cavalier, wobei

Katzen immer ein etwas süßsaurer Gesicht macht, aber natürlich nicht widerspricht.«

»Und wie kam sie nur dazu, Ihrem Papa gerade Konfessionen in einer so delikaten Sache zu machen?«

»Das war voriges Jahr, genau um diese Zeit, als sie auch mal wieder erwartete. Da war mein Vater drüben und sprach, als das durch die

Situation gegebene Thema berührt wurde, halb diplomatisch, halb humoristisch von der Königin Luise, hinsichtlich deren der alte Doktor Heim, als

der Königin das ›Sechste oder Siebente‹ geboren werden sollte, nemlich freiweg von der Notwendigkeit der ›Brache‹ gesprochen hatte.«

»Bißchen stark«, sagte Rex. »Ganz im alten Heimstil. Aber freilich, Königinnen lassen sich viel gefallen. Und wie nahm es die Prinzessin auf?«

»O, sie war reizend, lachte, war weder verlegen noch verstimmt, sondern nahm meines Vaters Hand so zutraulich, wie wenn sie seine Tochter

gewesen wäre. ›Ja, lieber Herr von Stechlin,‹ sagte sie, ›wer A sagt, der muß auch B sagen. Wenn ich diesen Segen durchaus nicht wollte, dann

mußt ich einen Durchschnittsprinzen heiraten, — da hätte ich vielleicht das gehabt, was der alte Heim empfohlen zu müssen glaubte. Statt dessen nahm

ich aber meinen guten Katzen. Herrlicher Mann. Sie kennen ihn und wissen, er hat die schöne Einfachheit aller mütterlichen Männer, und seine

Fähigkeiten, soweit sich überhaupt davon sprechen läßt, haben etwas Einseitiges. Als ich ihn heiratete, war ich deshalb ganz von dem einen

Gedanken erfüllt, alles Prinzliche von mir abzustreifen und nichts bestehen zu lassen, woraus Übelwollende hätten herleiten können: ›Ah,

sie will immer noch eine Prinzessin sein.‹ Ich entschloß mich also für das Bürgerliche, und war »voll und ganz«, wie man setzt, glaub ich, sagt.

Und was dann kam, nun, das war einfach die natürliche Konsequenz.«

»Großartig,« sagte Rex. »Ich erschlage mich nach solchen Mitteilungen jeder weiteren Opposition. Welch ein Maß von Entschluß! Denn auch

im Nichtentsagen kann ein Entschluß liegen. Andauernde Opferung eines Innersten und Höchsten.«

»Unglaublich!« lachte Czako. »Rex, Rex. Ich hab Ihnen da schon vorhin alle Menschenkenntnis ausgesprochen. Aber hier übertreiben Sie sich

selbst. Wer Konventikel leitet, der sollte doch wenigstens die Weiber kennen. Erinnern Sie sich, Stechlin sagte, sie sei lymphatisch und habe

Vergißmeinnichtaugen. Und nun sehen Sie sich den Katzen an. Beinah sechs Fuß und rotblond und das Eisene Kreuz.«

»Czako, Sie sind mal wieder frivol. Aber man darf es mit Ihnen so genau nicht nehmen. Das ist das Slavische, was in Ihnen nachspukt; latente Sinnlichkeit.«

»Ja, sehr latent; durchaus vergrabener Satz. Und ich wollte wohl, daß ich in die Lage käme, besser damit wüchern zu können. Aber ...«

So ging das Gespräch noch eine gute Weile.

Die große Chaussee, darauf ihr Weg einzuschwenken wieder eingemündet, stieg allmählich an, und als man den Höhepunkt dieser Steigung erreicht hatte, lag

das Kloster samt seinem gleichnamigen Städtchen in verhältnismäßiger Nähe vor ihnen. Auf ihrem Hinritte hatten Rex und Czako so

wenig davon zu Gesicht bekommen, daß ein gewisses Betroffensein über die Schönheit des sich ihnen jetzt darbietenden Landschafts- und

Architekturbildes kaum ausbleiben konnte. Czako besonders war ganz aus dem Häuschen, aber auch Rex stimmte mit ein. »Die große

Leidsteingiebelwand,« sagte er, »so gewagt im allgemeinen bestimmte Zeitangaben auf diesem Gebiete sind, möcht ich in das Jahr 1375, also

Landbuch Kaiser Karls, setzen dürfen.«

»Wohl möglich,« lachte Woldemar. »Es gibt nämlich Zahlen, die nicht gut widerlegt werden können, und Landbuch Kaiser Karls paßt

beinah immer.«

Rex hörte drüber hin, weil er in seinem Geiste mal wieder einer allgemeineren und zugleich höheren Auffassung der Dinge strebte. »Ja,

meine Herren,« hob er an, »das gemähnte Mittelalter. Da verstand man's. Ich wage den Ausspruch, den ich übrigens nicht einem Kunsthandbuch

entnehme, sondern der langsam in mir herangereift ist: »Die Pitzfrage geht über die Stilfrage.« Jetzt wählt man immer die häßlichste Stelle. Das Mittelalter hatte

noch keine Brillen, aber man sah besser.«

»Gewiß,« sagte Czako. »Aber dieser Angriff auf die Brillen, Rex, ist nichts für Sie. Wer mit seinem Kneifer oder Monokel so viel

operiert ...«

Das Gespräch kam nicht weiter, weil in eben diesem Augenblicke mächtige Turmuhrschläge vom Städtchen Witz her herüberklangen. Man hielt

an, und jeder zählte. »Vier.« Kaum aber hatte die Uhr ausgeschlagen, so begann eine zweite und tat auch ihre vier Schläge.

»Das ist die Klosteruhr,« sagte Czako.

»Warum?«

»Weil sie nachschlägt; alle Klosteruhren gehen nach. Natürlich. Aber wie dem auch sei, Freund Woldemar hat uns, glaub ich, für vier

Uhr angemeldet, und so werden wir uns eilen müssen.«

Kloster Wutz.

W. A.
Siebentes Kapitel.

Alle setzten sich denn auch wieder in Trab, mit ihnen Fritz, der dabei näher an die vorausreitenden Herren herankam. Das Gespräch schwieg ganz, weil jeder in Erwartung der kommenden Dinge war.

Die Chaussee lief hier, auf eine gute Strecke, zwischen Pappeln hin, als man aber bis in unmittelbare Nähe von Kloster Wutz gekommen war, hörten diese Pappeln auf, und der sich mehr und mehr verschmälernde Weg wurde zu beiden Seiten von Feldsteinmauern eingefast, über die man

alsbald in die verschiedensten Gartenanlagen mit allerhand Küchen- und Blumenbeeten und mit vielen Obstbäumen dazwischen hineinsah. Alle drei ließen jetzt die Pferde wieder in Schritt fallen.

»Der Garten hier links,« sagte Woldemar, »ist der Garten der Domina, meiner Tante Adelheid; etwas primitiv, aber wundervolles Obst. Und hier gleich rechts, da bauen die Stiftsdamen ihren Dill und ihren Majoran. Es sind aber nur ihrer vier, und wenn welche gestorben sind — aber sie sterben selten — so sind es noch weniger.«

Unter diesen orientierenden Mitteilungen des hier aus seinen Knabenjahren her Weg und Stieg kennenden Woldemar waren alle durch eine Maueröffnung in einen großen Wirtschaftshof eingritten, der baulich so ziemlich jegliches enthielt, was hier, bis in die Tage des Dreißigjährigen

Krieges hinein, der dann freilich alles zerstörte, mal Kloster Wutz gewesen war. Vom Sattel aus ließ sich alles bequem überblicken. Das meiste, was sie sahen, waren wirr durcheinander geworfene, von Baum und Strauch überwachsene Trümmerrmassen.

»Es erinnert mich an den Palatin,« sagte Rex, »nur ins christlich Gotische transponiert.«
»Gewiß,« bestätigte Czako lachend. »So weit ich urteilen kann, sehr ähnlich. Schade, daß Krippentempel nicht da ist. Oder Tücheband.«

Damit brach das Gespräch wieder ab.

In der Tat, wohin man sah, lagen Mauerreste, in die, seltsam genug, die Wohnungen der Klosterfrauen eingebaut waren, zunächst die größere der Domina, daneben die kleineren der vier Stiftsdamen, alles an der vorderen Langseite hin. Dieser gegenüber aber zog sich eine

zweite, parallel laufende Trümmerlinie, darin die Stallgebäude, die Remisen und die Rollkammern untergebracht waren. Verblieben nur noch die zwei Schmalseiten, von denen die eine nichts als eine von Holunderbüschen übergrünte Mauer, die andere dagegen eine hochaufragende mächtige

Гибельwand war, dieselbe, die man schon beim Anritt aus einiger Entfernung gesehen hatte. Sie stand da, wie bereit, alles unter ihrem beständig

drohenden Niedersturz zu begraben, und nur das eine konnte wieder beruhigen, daß sich auf höchster Spitze der Wand ein Storchpaar

eingenistet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiß, ob etwas hält oder fällt.

Von der Maueröffnung, durch die man eingeritten, bis an die in die Felssteinrümpfe eingebauten Wohngebäude waren nur wenige Schritte, und als

man davor hielt, erschien alsbald die Domina selbst, um ihren Neffen und seine beiden Freunde zu begrüßen. Fritz, der, wie überall, so auch hier

bescheid wußte, nahm die Pferde, um sie nach einem an der andern Seite gelegenen Stallgebäude hintüherzuführen, während Rex und Czako nach

kurzer Vorstellung in den vordränglichen Flur eintraten.

»Ich habe dein Telegramm,« sagte die Domina, »erst um ein Uhr erhalten. Es geht über Gransee, und der Bote muß weit laufen. Aber sie

wollen ihm ein Rad anschaffen, solches wie jetzt überall Mode ist. Ich sage Rad, weil ich das fremde Wort, das so verschieden ausgesprochen

wird, nicht leiden kann. Manche sagen »ci«, und manche sagen »schi«. Bildungspräntionen sind mir fremd, aber man will sich doch auch

legen.« nicht bloß stellen.«

Eine Treppe führte bis in den ersten Stock hinauf, eigentlich war es nur eine Stiege. Die Domina, nachdem sie die Herren bis an die unterste Stufe

begleitet hatte, verabschiedete sich hier auf eine Weile. »Du wirst so gut sein,« Woldemar, alles in deine Hand zu nehmen. Führe die Herren

hinauf. Ich habe unser bescheidenes Klostermahl auf fünf Uhr angeordnet; also noch eine gute halbe Stunde. Bis dahin, meine Herren.«

Oben war eine große Plättkammer zur Fremdestube hergerichtet worden. Ein Wachtisch mit Finkennäpfchen und Krügen in

Kleinformat war aufgestellt worden, was in Erwägung der beinahe liliputanischen Raumverhältnisse durchaus passend gewesen wäre, wenn nicht

sechs an eben so vielen Türhaken hängende Riesenhandtücher das Ensemble wieder gestört hätten. Rex, der sich — ihn drückten die Stiefel

— auf kurze zehn Minuten nach einer kleinen Erleichterung sehnte, bediente sich eines eisernen Stiefelknechts, während Czako

sein Gesicht in einer der kleinen Wandschüsseln begrub und beim Abreiben das feste Gewebe der Handtücher lobte.

»Sicherlich Eigengepinst. Überhaupt, Stechlin, das muß wahr sein, Ihre Tante hat so was; man merkt doch, daß sie das Regiment führt. Und wohl

schon seit lange. Wenn ich recht gehört, ist sie älter als Ihr Papa.«

»O, viel; beinahe um zehn Jahre. Sie wird sechsundsiebzig.«

»Ein respektables Alter. Und ich muß sagen, wohl konserviert.«

»Ja, man kann es beinahe sagen. Das ist eben der Vorzug solcher, die man »schlank« nennt. Beiläufig ein Euphemismus. Wo nichts ist, hat

der Kaiser sein Recht verloren und die Zeit natürlich auch; sie kann nichts nehmen, wo sie nichts mehr findet. Aber ich denke — Rex tut

mir übrigens leid, weil er wieder in seine Stiefel muß — wir begeben uns jetzt nach unten und machen uns möglichst liebenswürdig bei der Tante.

Sie wird uns wohl schon erwarten, um uns ihren Liebling vorzustellen.»

»Wer ist das?«

»Nun, das wechselt. Aber da es bloß vier sein können, so kommt jeder bald wieder an die Reihe. Während ich das letzte Mal hier

war, war es ein Fräulein von Schmargendorf. Und es ist leicht möglich, daß sie jetzt gerade wieder dran ist.«

»Eine nette Dame?«

»Ja. Ein Pummel.«

Und wie vorgeschlagen, nach kurzer »Sichajustieren« in der improvisierten Fremdstube, kehrten alle drei Herren in Tante Adelheids

Salon zurück, der niedrig und verblakt und etwas altmodisch war. Die Möbel, lauter Erbschaftsstücke, wirkten in dem niedrigen Raume beinahe

grotesk, und die schwere Tischdecke, mit einer mächtigen, emlich modernen Strallampe darauf, paßte schlecht zu dem Zeisigbauer am Fenster und noch

schlechter zu dem über einem kleinen Klavier hängenden Schlachtenbilde: »König Wilhelm auf der Höhe von Lipa«. Trotzdem hatte dies

stilllose Durcheinander etwas Anheimelndes. In dem primitiven Kamin — nur eine Steinplatte mit Rauchfang — war ein Holzfeuer

anzündet; beide Fensterstanden auf, waren aber durch schwere Gardinen so gut wie wieder geschlossen, und aus dem etwas schief über dem Sofa

hängenden Quadratspiegel wuchsen drei Pfäufenfedern heraus.

Tante Adelheid hatte sich in Staat geworfen und ihre Karlsbader Granatbroche vorgesteckt, die der alte Dubsav wegen der sieben mittelgroßen

Steine, die einen größeren und buckelartig vorspringenden Umstanden, die »Sieben-Kurfürsten-Brosche« nannte. Der hohe hagere

Hals ließ die Domina noch größer und herrlicher erscheinen, als sie war, und rechtfertigte durchaus die brüderliche Malice [boshaft, gemein,

tückisch]: »Wickelkinder, wenn sie sie sehen, werden ruhig, und wenn sie zärtlich wird, fangen sie an zu schreien.« Man sah ihr an, daß sie nur

immer vorübergehend in einer höheren Gesellschaftssphäre gelebt hatte, sich trotzdem aber zeitlebens der angeborenen Zugehörigkeit zu eben

diesen Kreisen bewußt gewesen war. Daß man sie zur Domina gemacht hatte, war nur zu billigen. Sie wußte zu rechnen und anzuordnen und war

nicht bloß von sehr gutem natürlichen Verstand, sondern unter Umständen auch voller Interesse für ganz bestimmte Personen und Dinge. Was aber,

troz solcher Vortüge, den Verkehr mit ihr so schwer machte, das war die tiefe Prosa ihrer Natur, das märkisch Enge, das Mißtrauen gegen alles,

was die Welt der Schönheit oder gar der Freiheit auch nur streifte.

Sie erhob sich, als die drei Herren eintraten, und war gegen Rex und Czako aufs neue von verbindlichstem Entgegenkommen. »Ich muß Ihnen

noch einmal ausgesprechen, meine Herren, wie sehr ich bedaure, Sie nur so kurze Zeit unter meinem Dache sehen zu dürfen.«

»Du vergißt mich, liebe Tante,« sagte Woldemar. »Ich bleibe dir noch eine gute Weile. Mein Dug geht, glaub ich, erst um neun. Und bis

dahin erzähl ich dir eine Welt und — beichte.«

»Nein, nein, Woldemar, nicht das, nicht das. Erzählen sollst du mir recht, recht viel. Und ich habe sogar Fragen auf dem Herzen. Du weißt

wohl schon, welche. Aber nur nicht beichten. Schon das Wort macht mir jedesmal ein Unbehagen. Es hat solch ausgesprochen katholischen

Beigehackmack. Unser Rentmeister Fix hat recht, wenn er sagt: »Beichte sei nichts, weil immer unaufrichtig, und es habe in Berlin — aber das sei

nun freilich schon sehr, sehr lange her — einen Geistlichen gegeben, der habe den Beichtstuhl einen Satanstuhl genannt. Das find ich nun offenbar

übertrieben und habe mich auch in diesem Sinne zu Fix geäußert. Aber andererseits freue ich mich doch immer aufrichtig, einem so mütig

protestantischen Worte zu begegnen. Mut ist, was uns not tut. Ein fester Protestant, selbst wenn er schroff auftritt, ist mir jedesmal eine

Hilfsstütze, und ich darf ein gleiches Empfinden auch wohl bei Ihnen, Herr von Rex, voraussetzen.«

Rex verbeugte sich. Woldemar aber sagte zu Czako: »Ja, Czako, da sehen Sie's. Sie sind nicht einmal genannt worden. Eine

Domina — zerzeih, Tante — bildet eben ein feines Unterscheidungsvermögen aus.«

Die Tante lächelte gnädig und sagte: »Herr von Czako ist Offizier. Es gibt viele Wohnungen in meines Vaters Hause. Das aber muß ich ausgesprechen,

der Unglaube wächst und das Katholische wächst auch. Und das Katholische, das ist das Schlimmere. Götzendienst ist schlimmer als Unglaube.«

»Gehst du darin nicht zu weit, liebe Tante?«

»Nein, Woldemar. Sieh, der Unglaube, der ein Nichts ist, kann den lieben Gott nicht beleidigen; aber Götzendienst beleidigt ihn. Du sollst keine

andern Götter haben neben mir. Da steht es. Und nun gar der Papst in Rom, der ein Obergott sein will und unfehlbar.«

Czako, während Rex schwieg und nur seine Verbeugung wiederholte, kam auf die verwegene Idee, für Papst und Papsttum eine Latze brechen zu

wollen, erschlug sich dieses Vorhabens aber, als er wahrnahm, daß die alte Dame ihr Dominagesicht aufsetzte. Das war indessen nur eine rasch

vorüberziehende Wolke. Dann fuhr Tante Adelheid, das Thema wechselnd, in schnell wiedergewonnener guter Laune fort: »Ich habe die Fenster

öffnen lassen. Aber auch jetzt noch, meine Herren, ist es ein wenig stickig. Das macht die niedrige Decke. Darf ich Sie vielleicht auffordern, noch

eine Promenade durch unsern Garten zu machen? Unser Klostergarten ist eigentlich das Beste, was wir hier haben. Nur der unsers Rentmeisters ist noch

gepflegter und größer und liegt auch am See. Rentmeister Fix, der hier alles zusammenhält, ist uns, wie in wirtschaftlichen Dingen, so auch namentlich in

seinen Gartenanlagen, ein Vorbild; überhaupt ein charaktvoller Mann, und dabei treu wie Gold, trotzdem sein Gehalt unbedeutend ist

und seine Nebeneinnahmen ganz losicher in der Luft schweben. Ich hatte Fix denn auch bitten lassen, mit uns bei Tisch zu sein; er versteht so gut zu

plaudern, gut und leicht, ja beinahe freimütig und doch immer durchaus diskret. Aber er ist dienstlich verhindert. Die Herren müssen sich also

mit mir begnügen und mit einer unser Konventualinnen, einem mir lieben Fräulein, das immer munter und ausgelassen, aber doch zugleich

bekenntrstreng ist, ganz von jener schönen Heiterkeit, die man bloß bei denen findet, deren Glaube feste Wurzeln getrieben hat.

Ein gut Gewissen ist das beste Ruhekissen. Damit hängt es wohl zusammen.«

Rex, an den sich diese Worte vzugsweise gerichtet hatten, drückte wiederholt seine Zustimmung aus, während Czako beklagte, daß Fix

verhindert sei. »Solche Männer sprechen zu hören, die mit dem Volke Fühlung haben und genau wissen, wie's einerseits in den Schlössern,

andererseits in den Hütten der Armut aussieht, das ist immer in hohem Maße fördernd und lehrreich und ein Etwas, auf das ich jederzeit gern

verzichte.«

Gleich danach erhob man sich und ging ins Freie.

Der Garten war von sehr ländlicher Art. Durch seine ganze Länge hin zog sich ein von Buchsbaumrabatten eingefalster Gang, neben dem links und

rechts, in wohlgepflegten Beeten, Fetersporn und Studentenblumen blühten. Gerade in seiner Mitte weitete sich der sonst schmale Gang zu einem

runden Platz aus, darauf eine große Glaskugel stand, ganz an die Stechliner erinnernd, nur mit dem Unterschied, daß hier das eingelegte blanke

Zinn fehlte. Beide Kugeln stammten natürlich aus der Globsover »grünen Hütte«. Weiterhin, ganz am Ausgange des Gartens, wurde man

eines etwas schiefen Bretterzaunes ansichtig, mit einem Pflaumenbaum dahinter, dessen einer Hauptzweig aus dem Nachbargarten her in den der Domina

herüberreichte.

Rex führte die Tante. Dann folgte Woldemar mit Hauptmann Czako, weit genug ab von dem vorausgehenden Paar, um ungeniert miteinander

sprechen zu können.

»Nun, Czako,« sagte Woldemar, »bleiben wir, wenn's sein kann, noch ein bißchen weiter zurück. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gern

ich in diesem Garten bin. Allen Ernstes. Ich habe hier nämlich als Junge hundertmal gespielt und in den Birnbäumen gesessen; damals standen hier

noch etliche, hier links, wo jetzt die Mohrrübenbeete stehen. Ich mache mir nichts aus Mohrrüben, woraus ich übrigens schließe, daß wir heute

welcheu Tisch kriegen. Wie gefällt Ihnen der Garten?«

»offen. Ich will nicht, und ich mag es. - Ich mag es
»Ausgezeichnet. Es ist ja eigentlich ein Bauerngarten, aber doch mit viel Farnsporn drin. Und zu jedem Farnsporn gehört eine
Stiftsdame.«

»Nein, Czako, nicht so. Sagen Sie mir ganz ernsthaft, ob sie solche Gärten leiden können.«

»Ich kann solche Gärten eigentlich nur leiden, wenn sie eine Kegelbahn haben. Und dieser hier ist wie geschaffen dazu, lang und schmal. Alle unsere

modernen Kegelbahnen sind zu kurz, wie früher alle Betten zu kurz waren. Wenn die Kugel aussetzt, ist sie auch schon da, und der Bengel

unten schreit einen an mit seinem »acht um den König«. Für mich fängt das Vergnügen erst an, wenn das Brett lang ist und man der Kugel

anmerkt, sie möchte links oder rechts abirren, aber die eingeborene Gewalt zwingt sie zum Ausharren, zum Bleiben auf der rechten

Bahn. Es hat was Symbolisches oder Pädagogisches, oder meinetwegen auch Politisches.«

Unter dieser Sprache waren sie, ganz nach unten hin, bis an die Stelle gekommen, wo der nachbarliche Pflaumenbaum seinen Zweig über den Zaun

wegstreckte. Neben dem Zaun aber, in gleicher Linie mit ihm, stand eine grün gestrichene Bank, auf der, von dem Gezweig überdacht, eine Dame

saß, mit einem kleinen runden Hut und einer Adlerfeder. Als sich die Herrschaften ihr näherten, erhob sie sich und schritt auf die Domina zu,

dieser die Hand zu küssen, zugleich verneigte sie sich gegen die drei Herren.

»Erlauben Sie mir,« sagte Adelheid, »Sie mit meiner lieben Freundin, Fräulein von Schmargendorf, bekannt zu machen. Hauptmann von Czako,

Ministerialassessor von Rex ... Meinen Neffen, liebe Schmargendorf, kennen Sie ja.«

Adelheid, als sie so vorgestellt hatte, zog ihre kleine Uhr aus dem Gürtel hervor und sagte: Wir haben noch zehn Minuten. Wenn es

Ihnen recht ist, bleiben wir noch in Gottes freier Natur. Woldemar, führe meine liebe Freundin, oder lieber Sie, Herr Hauptmann,

— Fräulein von Schmargendorf wird ohnehin Ihre Tischdame sein.«

Das Fräulein von Schmargendorf war klein und rundlich, einige vierzig Jahre alt, von kurzem Hals und wenig Taille. Von den sieben

Schönheiten über die jede Evastochter Verfügung haben soll, hatte sie, soweit sich ihr »Kredit« feststellen ließ, nur die Büste. Sie war sich

dessen denn auch bewußt und trug immer dunkle Tuchkleider, mit einem Samtbesatz oberhalb der Taille. Dieser Besatz bestand aus drei Dreiecken,

deren Spitze nach unten lief. Sie war immer fidel, zunächst aus glücklicher Naturanlage, dann aber auch, weil sie mal gehört hatte: Fidelität

erhalte jung. Ihr lag daran, jung zu sein, obwohl sie keinen rechten Nutzen mehr daraus ziehen konnte. Benachbarte Adlige gab es nicht, der

Pastor war natürlich verheiratet und Fix auch. Und weiter nach unten ging es nicht.

Adelheid und Rex waren meist weit voraus, so daß man sich immer erst an der Glaskugel traf, wenn das voranschreitende Paar schon wieder auf

dem Rückwege war. Czako grüßte dann jedesmal militärisch zur Domina hinüber.

Diese selbst war in einem Gespräch mit Rex fest engagiert und verhandelte mit ihm über ein bedrohliches Wachsen des Sektiererwesens. Rex fühlte sich

davor getroffen, da er selbst auf dem Punkte stand, Irvingianer [katholisch-apostolisch] zu werden; er war aber Lebermann genug, um sich

schnell durch zu finden und vor allem auf jede nachhaltige Bekämpfung der von Adelheid geäußerten Ansichten zu verzichten. Er lenkte Geschick in

das Gebiet des allgemeinen Unglaubens ein, dabei sofort einer vollen Zustimmung belegend. Ja, die Domina ging weiter, und sich

abwechselnd auf die Apokalypse und dann wieder auf Fix berufend, betonte sie, daß wir am Anfang vom Ende stünden. Fix gehe freilich wohl

etwas zu weit, wenn er eigentlich keinem Tage mehr so recht traue. Das seien nutzlose Bemühungen, weshalb sie denn auch in ihn gedrungen

sei, von solchen Berechnungen Abstand zu nehmen oder wenigstens alles nochmals zu prüfen. »Kein Zweifel,« so schloß sie, »Fix ist

für Rechnungsachen verschieden talentiert, aber ich habe ihm trotzdem sagen müssen, daß zwischen Rechnungen und Rechnungen doch immer noch ein

Unterschied sei.«

Czako hatte dem Fräulein von Schmargendorf den Arm gereicht; Woldemar, weil der Mittelgang zu schmal war, folgte wenige Schritte hinter

den beiden und trat nur immer da, wo der Weg sich erweiterte, vorübergehend an ihre Seite.

»Wie glücklich ich bin, Herr Hauptmann,« sagte die Schmargendorf, »Ihre Partnerin zu sein, jetzt schon hier und dann später bei Tisch.«

Czako verneigte sich.

»Und merkwürdig,« fuhr sie fort, »daß gerade das Regiment Alexander immer so vergnügte Herren hat; einen Namensvetter von Ihnen,

oder vielleicht war es auch Ihr älterer Herr Bruder, den hab ich noch von einer Einquartierung in der Priegnitz her ganz deutlich in Erinnerung, trotzdem es

schon an die zwanzig Jahre ist oder mehr. Denn ich war damals noch blutjung und anzte mit Ihrem Herrn Vetter einen richtigen Radowa, der um

jene Zeit noch in Mode war, aber schon nicht mehr so recht. Und ich hab auch noch den Namenzug und einen kleinen Vers von ihm in

meinem Album: »Jegor von Baczko, Sekondeleutnant im Regiment Alexander.« Ja, Herr von Baczko, so kommt man wieder

zusammen. Oder doch wenigstens mit einem Herren gleichen Namens.«

Czako schwieg und nickte nur, weil er Richtigstellungen überhaupt nicht liebte; Woldemar aber, der jedes Wort gehört und in Bezug auf

solche Dinge kleinlicher als sein Freund, der Hauptmann, dachte, wollte durchaus Abhilfe schaffen und bat, das Fräulein darauf aufmerksam machen zu

dürfen, daß der Herr, der den Vorzug habe, sie zu führen, nicht ein Herr von Baczko, sondern ein Herr von Czako sei.

Die kleine Rundliche geriet in eine momentane Verlegenheit, Czako selbst aber kam ihr mit großer Höflichkeit zu Hilfe.

»Lieber Stechlin,« begann er, »ich beschwöre Sie um sechsundschrzig Schock [60 Stück] sächsische Schloßzwecken, kommen Sie doch nicht mit solchen Kleinigkeiten, die man jetzt glaub ich, Velleitäten nennt. Wenigstens habe ich das Wort immer so übersetzt. Czako, Baczko, Baczko, Czako, — wie kann man davon so viel Aufhebens machen. Name, wie Sie wissen, ist Schall und Rauch, siehe Goethe, und Sie werden sich doch nicht in Widerspruch mit dem bringen wollen. Dazu reicht es denn doch am Ende nicht aus.«

»Hihi.«

»Auserdem, ein Mann wie Sie, der es trotz seines Liberalismus fertig bringt, immer seinen Adel bis wenigstens dritten Kreuzszurückzuführen, ein Mann wie Sie sollte mir doch diese kleine Verwechslung ehrlich gönnen. Denn dieser mir in der Schoß gefallene Baczko, ... Gott sei Dank, daß auch unsereinem noch was in der Schoß fallen kann ...«

»Hihi.«

»Denn dieser mir in der Schoß gefallene Baczko ist doch einfach eine Rang- und Standeserhöhung, ein richtiges Avancement [Aufstieg]. Die Baczkos reichen mindestens bis Huss oder Ziska, und wenn es vielleicht Ungarn sind, bis auf die Hunyadi zurück, während der erste wirkliche Czako noch keine zweihundert Jahre alt ist. Und von diesem ersten wirklichen Czako stammen wir doch natürlich ab. Erwägen Sie, bevor es nicht einen wirklichen Czako gab, also einen steifen grauen Filzhut mit Leder oder Blech beschlagen, eher kann es auch keinen vor Czako gegeben haben; der Adel schreibt sich immer von solchen Dingen seiner Umgebung oder seines Metiers oder seiner Beschäftigung her. Wenn ich wirklich noch mal Lust verspüren sollte, mich standesgemäß zu verheiraten, so scheitere ich vielleicht an der Jugendlichkeit meines Adels — und werde mich dann dieser Stunde wehmütig freundlich erinnern, die mich, wenn auch nur durch eine Namensverwechslung, auf einen kurzen Augenblick zu erhöhen trachtete.«

Woldemar, seiner Philisterei sich bewußt werdend, zog sich wieder zurück, während die Schmargendorf trüherzig sagte: »Sie glauben also

wirklich, Herr von ... Herr Hauptmann ... daß Sie von einem Czako abstammen?«

»So weit solch merkwürdiges Spiel der Natur überhaupt möglich ist, bin ich fest davon durchdrungen.«

In diesem Moment, nach abermaliger Passierung des Pflzes mit der Glaskugel, erreichte das Paar die Bank unter dem Pflaumenarmzweige. Die Schmargendorf hatte schon lange vorher nachzwei großen, dicht zusammensitzenden Pflaumen hinübergeblickt und sagte, während sie jetzt ihre Hand

danach ausstreckte: »Nun wollen wir aber ein Vielliebchen [zusammengewachsene Früchte] essen, Herr Hauptmann; wo, wie hier, zwei zusammensitzen, da ist immer ein Vielliebchen.«

»Eine Definition, der ich mich durchaus anschließe. Aber, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich vorschlagen dürfte, mit dieser herrlichen Gabe

noch lieber bis zum Dessert zu warten. Das ist ja doch auch die eigentliche Zeit für Vielliebchen.«

»Nun, wie Sie wollen, Herr Hauptmann. Und ich werde diese zwei bis dahin für uns aufheben. Aber diese dritte hier, die nicht mehr so ganz dazu

gehört, die werd ich essen. Ich esse so gern Pflaumen. Und Sie werden sie mir auch gönnen.«

»Alles, alles. Eine Welt.«

Es schien fast, als ob sich Czako noch weiter über dies Pflaumenthema, namentlich auch über die sich darin bergenden Wagnisse verbreiten

wollte, kam aber nicht dazu, weil eben jetzt ein Diener in weißen Baumwollhandschuhen, augenscheinlich eine Gelegenheitsbeschöpfung, in der

Hoftür sichtbar wurde. Dies war das mit der Domina verabredete Zeichen, daß der Tisch gedeckt sei. Die Schmargendorf, ebenfalls

eingeweiht in diese zu raschen Entschlüssen drängende Zeichensprache, bückte sich deshalb, um von einem der Gemüsebeete rasch noch ein großes

Kohlblatt abzubrechen, auf das sie sorglich die beiden rotgestüpfelten Pflaumen legte. Gleich danach aber aufs neue des Hauptmanns Arm

nehmend, schritt sie, unter Vorantritt der Domina, auf Hof und Flur und ganz gesetzt auf den Salon zu, der sich inzwischen in manchem Stücke

verändert hatte, vor allem darin, daß neben dem Kamin eine zweite Konventualin stand, in dunkler Seide, mit Kopfschleifen und

tiefliegenden, starren Kakadur-Augen, die in das Wesen aller Dinge einzudringen schienen.

»Ah, meine Liebste,« sagte die Domina, auf diese zweite Konventualin schreitend, »es freut mich herzlich, daß Sie sich, trotz Migräne,

noch herausgemacht haben; wir wären sonst ohne dritte Tischdame geblieben. Erlauben Sie mir vorzustellen: Herr von Rex, Herr von Czako ...

Fräulein von Triglaff aus dem Hause Triglaff.«

Rex und Czako verbeugten sich, während Woldemar, dem sie keine Fremde war, an die Konventualin herantrat, um ein Wort der

Begrüßung an sie zu richten. Czako, die Triglaff willkürlich musternd, war sofort von einer ihn frappierenden Ähnlichkeit betroffen und flüsterte

gleich danach dem sein Monokel wiederholt in Angriff nehmenden Rex leise zu: »Krippenkapel, weibliche Linie.«

Rex nickte.

Während dieser Vorstellung hatte der im Hintergrunde stehende Diener den oberen und unteren Türriegel mit einer gewissen Ostentation zurückgezogen;

einen Augenblick noch und beide Flügel zu dem neben dem Salon gelegenen Eczimmer taten sich mit einer stillen Feierlichkeit auf.

»Herr von Rex,« sagte die Domina, »darf ich um Ihren Arm bitten.«

Im Nu war Rex an ihrer Seite und gleich danach traten alle drei Paare in den Nebenraum ein, auf dessen gastlicher und nicht ohne Glück

hergerichteter Tafel zwei Blumenvasen und zwei silberne Doppelleuchter standen. Auch der Diener war schon in Aktion; er hatte sich inzwischen am Büfett in Front einer Meißner Suppenterrine aufgestellt, und indem er den Deckel (mit einem gestoßenen Engel obenauf) abnahm, stieg der Wrasen wie Opferrauch in die Höhe.

Tante Adelheid, wenn sich nichts geradezu Bestimmtes ereignete, war, von alter Zeiten her, eine gute Wirtin und besaß neben andern auch jene Direktoralaugen, die bei Tische so viel bedeuten; aber eine Gabe besaß sie nicht, die, das Gespräch, wie's in einem engsten Zirkel doch sein sollte, zusammenzufassen. So zerfiel denn die kleine Tafelrunde von Anfang an in drei Gruppen, von denen eine, wiewohl nicht absolut schweigsam, doch vorwiegend als Tafelornament wirkte. Dies war die Gruppe Woldemar-Triglaff. Und das konnte nicht wohl anders sein. Die Triglaff, wie sich das bei Kakadugesichtern so häufig findet, verband in sich den Ausdruck höchster Tiefsinnigkeit mit ganz ungewöhnlicher Umnachtung, und ein letzter Rest von Helle, der ihr vielleicht geblieben sein mochte, war ihr durch eine stupende Triglaffvorstellung schließlich doch auch noch abhanden gekommen. Eine direkte Descendenz von dem gleichnamigen Wendengott, etwa wie Czako von Czako, war freilich nicht nachzuweisen, aber doch auch nicht ausgeschlossen, und wenn dergleichen überhaupt vorkommen oder nachstiller Übereinkunft auch nur allgemein angenommen werden konnte, so war nicht abzusehen, warum gerade sie leer ausgehen oder auf solche Möglichkeit verzichten sollte. Dieser hochgepannten, ganz im Speziellen sich bewegenden Adelsvorstellung entsprach denn auch das gereizte Gefühl, das sie gegen den Zweig des Hauses Thadden unterhielt, der sich, nach seinem pommerschen Güte Triglaff, Thadden-Triglaff nannte, — eine Umbenennung, die ihr, der einzig wirklichen Triglaff, einfach als ein Übergriß oder doch mindestens als eine Beeinträchtigung erschien. Woldemar, der dies alles kannte, war dagegen gefeit und wußte seinerseits seit lange, wie zu verfahren sei, wenn ihm die Triglaff als Tischnachbarin zufiel. Er hatte sich für diesen Fall, der übrigens öfter eintrat als ihm lieb war, die Namen aller Konventualinnen auswendig gelernt, die während seiner Kinderzeit im Kloster Witz gelebt hatten und von denen er recht gut wußte, daß sie seit lange tot waren. Er begann aber trotzdem regelmäßig seine Fragen so zu stellen, als ob das Dasein dieser längst Abgeschiedenen immer noch einer Möglichkeit unterläge.

»Da war ja hier früher, mein gnädigstes Fräulein, eine Drachenhausen, Aurelie von Drachenhausen, und übersiedelte dann, wenn ich nicht irre, nach Kloster Lehdenick. Es würde mich lebhaft interessieren, in Erfahrung zu bringen, ob sie noch lebt oder ob sie vielleicht schon tot ist.«
Die Triglaff nickte.

Czako, dieses Nicken beobachtend, sprach sich später gegen Rex dahin aus, daß das alles mit der Abstammung der Triglaff ganz natürlich zusammenhänge.
»Götzen nicken bloß.«

Um vieles lebendiger waren Rede und Gegenrede zwischen Tante Adelheid und dem Ministerialassessor, und das Gespräch beider, das nur sittliche

Hebungsfragen berührte, hätte durchaus den Charakter einer gemütlichen, aber doch durch Ernst geweihten Synodalplauderei gehabt, wenn sich nicht die

Gestalt des Rentmeisters Fix ständig eingedrängt hätte, dieses Dominaprotegés, von dem Rex, unter Zurückhaltung seiner wahren Meinung,

immer aufs neue versicherte, »daß in diesem klösterlichen Beamten eine seltene Verquickung von Prinzipienstrenge mit Geschäftsgenie vorliegen

scheine.«

Das waren die zwei Paare, die den linken Flügel, beziehungsweise die Mitte des Tisches bildeten. Die beiden Hauptfiguren waren aber doch

Czako und die Schmargendorf, die ganz nach rechts hin saßen, in Nähe der dicken Fenstergardinen aus Vilstoff, in deren Falten denn

auch vieles glücklicherweise verklang. An die Suppe hatte sich ein Fisch und an diesen ein Linsensüree mit gebackenem Schinken gereiht, und nun

wurden gespickte Rebhuhnflügel in einer pikanten Sauce, die zugleich Küchenheimnis der Domina war, herumgereicht. Czako, trotzdem

er schon dem gebackenen Schinken erheblich gesprochen hatte, nahm ein zweites Mal auch noch von dem Rebhühnergericht und fühlte das Bedürfnis, dies

zu motivieren.

»Eine gesegnete Gegend, Ihre Grafschaft hier,« begann er. »Aber freilich heuer auch eine gesegnete Jahreszeit. Gestern Abend bei Dubslav von

Stechlin Krämmetsvögelbrüste, heute bei Adelheid von Stechlin Rebhuhnflügel.«

»Und was ziehen Sie vor?« fragte die Schmargendorf.

»Im allgemeinen, mein gnädigstes Fräulein, ist die Frage wohl zu Gunsten ersterer entschieden. Aber hier und speziell für mich ist doch wohl der

Ausnahmefall gegeben.«

»Warum ein Ausnahmefall?«

»Sie haben recht, eine solche Frage zu stellen. Und ich antworte, so gut ich kann. Nun denn, in Brust und Flügel ...«

»Hihi.«

»In Brust und Flügel schlummert, wie mir scheinen will, ein großartiger Gegensatz von hüben und drüben; es gibt nichts Diesseitigeres als Brust, und es gibt

nichts Jenseitigeres als Flügel. Der Flügel trägt uns, erhebt uns. Und deshalb, trotz aller nach der andern Seite hin liegenden Verlockung, möchte ich

alles, was Flügel heißt, doch höher stellen.«

Er hatte dies in einem möglichst gedämpften Tone gesprochen. Aber es war nicht nötig, weil einerseits die links ihm zunächst sitzende Triglaff

aus purem Hochgefühl ihr Ohr gegen alles, was gesprochen wurde, verschloß, während andererseits die Domina, nachdem der Diener allerlei

kleine spitzgläser herumgereicht hatte, ganz ersichtlich mit einer Absprache beschäftigt war.

»Lassen Sie mich Ihnen noch einmal ansprechen,« sagte sie, während sie sich halb erhob, »wie glücklich es mich macht, Sie in meinem Kloster

begrüßend zu können. Herr von Rex, Herr von Czako, Ihr Wohl.«

Man stieß an. Rex dankte unmittelbar und sprach, als man sich wieder gesetzt hatte, seine Bewunderung über der schönen Wein aus. »Ich vermüte

Montefiascone.«

»Vornehmer, Herr von Rex,« sagte Adelheid in guter Stimmung, »eine Randstute höher. Nicht, den wir allerdings

unter meiner Amtsvorgängerin auch hier im Keller hatten, sondern Mein Bruder, der alles bemängelt, meinte

freilich, als ich ihm vor einiger Zeit davon vorsetzte, das passe nicht, das sei Begräbniswein, höchstens Wein für Einsegnungen, aber nicht

für heitere Zusammenkünfte.«

»Ein Wort von eigenartiger Bedeutung darin ich Ihren Herrn Bruder durchaus wiedererkenne.«

»Gewiß, Herr von Rex. Und ich bin mir bewusst, daß uns der Name gerade dieses Weines allerlei Rücksichten auferlegt. Aber wenn Sie sich

vergegenwärtigen wollen, daß wir in einem Stift, einem Kloster sind ... und so meine ich denn, der Ort, an dem wir leben, gibt uns doch

auch ein Recht und eine Weihe.«

»Kein Zweifel. Und ich muß nachträglich die Bedenken Ihres Herrn Bruders als irrtümlich anerkennen. Aber wenn ich mich so ausdrücken darf,

ein kleidsamer Irrtum ... Auf das Wohl Ihres Herrn Bruders!«

Damit schloß das etwas diffizile Gespräch, dem alle mit einiger Verlegenheit gefolgt waren. Nur nicht die Schmargendorf. »Ach,« sagte diese,

während sie sich halb in den Vorhängen versteckte, »wenn wir von dem Wein trinken, dann hören wir auch immer dieselbe Geschichte. Die

Domina muß sich damals sehr über den alten Herrn von Stechlin geärgert haben. Und doch hat er eigentlich recht; schon der bloße Name stimmt

erst und feierlich und es liegt was drin, das einem Christenmännchen denn doch zu denken gibt. Und gerade wenn man so recht vergnügt ist.«

»Darauf wollen wir anstoßen,« sagte Czako, völlig im Dunkeln lassend, ob er mehr den Christenmännchen oder den Ernst oder das

Vergnügtsein meinte.

»Und überhaupt,« fuhr die Schmargendorf fort, »die Weine müßten eigentlich alle anders heißen, oder wenigstens sehr sehr viele.«

»Ganz meine Meinung, meine Gnädigste,« sagte Czako. »Da sind wirklich so manche ... Man darf aber andererseits das Zartgefühl nicht

überspannen. Will man das, so bringen wir uns einfach um die reichsten Quellen wahrer Poesie. Da haben wie beispielsweise, so ganz

allgemein und bloß als Gattungsbegriff, die 'Milch der Greise', — zunächst ein durchaus unbräunstandswertes Wort. Aber alsbald (denn unsere

»Sprache liebt solche Spiele) treten mannigfache Fort- und Weiterbildungen, selbst Geschlechtsüberspringungen an uns heran, und ehe wir's uns versehen, hat sich

die »Milch der Greise« in eine »Liebfrauenmilch« verwandelt.«

»Hihi ... Ja, Liebfrauenmilch, die trinken wir auch. Aber nur selten. Und es ist auch nicht der Name, woran ich eigentlich dachte.«

»Sicherlich nicht, meine Gnädigste. Denn wir haben eben noch andre, dezidiertere, denen gegenüber uns dann nur noch das Refugium der französischen

Aussprache bleibt.«

»Hihi ... Ja, französisch, da geht es. Aber doch auch nicht immer, und jedesmal, wenn Rentmeister Fix unser Gast ist und die Triglaff die Fische hin und her

dreht (und ich habe gesehen, daß sie sie dreimal herumdrehte), dann lacht Fix ... Übrigens sieht es so aus, als ob die Domina noch was auf dem Herzen

hätte; sie macht ein so feierliches Gesicht. Oder vielleicht will sie auch bloß die Tafel aufheben.«

Und wirklich, es war so, wie die Schmargendorf vermutete. »Meine Herren,« sagte die Domina, »da Sie zu meinem Leidwesen so früh

fort wollen (wir haben nur noch wenig über eine Viertelstunde), so geb ich anheim, ob wir den Kaffee lieber in meinem Zimmer nehmen

wollen oder draußen unter dem Holunderbaum.«

Eine Gesamtantwort wurde nicht laut, aber während man sich unmittelbar danach erhob, küßte Czako die Schmargendorf die Hand und sagte mit

einem gewissen Eifer: »Unter dem Holunderbaum also.«

Die Schmargendorf verstand nicht im entferntesten, auf was es sich bezog. Aber das war Czako gleich. Ihm lag lediglich daran, sich ganz privat,

ganz für sich selbst, die Schmargendorf auf einen kurzen aber großen Augenblick als »Kätchen« vorstellen zu können.

Im übrigen zeigte sich, daß nicht bloß Czako, sondern auch Rex und Woldemar für den Holunderbaum waren, und so näherte man sich

denn diesem.

Es war derselbe Baum, den die Herren schon beim Einreiten in den Klosterhof gesehen, aber in jenem Augenblick wenig beachtet hatten.

Nur jetzt erst bemerkten sie, was es mit ihm auf sich habe. Der Baum, der uralte sein mochte, stand außerhalb des Gehöftes, war aber, ähnlich wie

der Pflaumenbaum im Garten, mit seinem Gezweig über das zerbröckelte Gemäuer fortgewachsen. Er war an und für sich schon eine Pracht. Was ihm aber

noch eine besondere Schönheit lieh, das war, daß sein Laubdach von ein paar dahinterstehenden Ebereschensbäumen wie durchwachsen war, so daß

man überall, neben den schwarzen Fruchtdolden des Holunders die leuchtenden roten Ebereschensbüschel sah. Auch das verschiedene Laub schattierte sich. Rex

und Czako waren aufrichtig entzückt, beinahe mehr als zulässig. Denn so reizend die Laube selbst war, so zweifelhaft war das unmittelbar

vor ihnen in großer Unordnung und durchaus ermangelnder Sauberkeit ausgebreitete Hofbild. Aber pittoresk blieb es doch.

zusammengemörte Kalksteinklumpen lagen in hohem Grase, dazwischen Karren und Düngerwagen, Enten- und Hühnerkörbe, während ein

kollernder Truthahn von Zeit zu Zeit bis dicht an die Laube herankam, sei's aus Neugier oder um sich mit der Triglaff zu messen.

Als sechs Uhr heran war, erschien Fritz und führte die Pferde vor. Czako wies darauf hin. Bevor er aber noch an die Domina herantreten und

ihr einige Dankesworte sagen konnte, kam die Schmargendorf, die kurz vorher ihren Platz verlassen, mit dem großen Kohlblatt

zurück, auf dem die beiden zusammengewachsenen Pflaumen lagen. »Sie wollten mir entgehen, Herr vor Czako. Das hilft Ihnen aber nichts. Ich will

mein Vielliebchen gewinnen. Und Sie sollen sehen, ich siege.«

»Sie siegen immer, meine Gnädigste.«

Rex und Czako ritten ab; Fritz führte Woldemars Pferd am Zügel. Aber weder die Schmargendorf noch die Triglaff erwiesen sich, als die beiden Herren fort und die drei Damen samt Woldemar in die Wohnräume zurückgekehrt waren, irgendwie beflissen, das Feld zu räumen, was die Domina, die wegen der verhandelnder diffiziler Dinge mit ihrem Neffen allein sein wollte, stark erstimmte. Sie zeigte das auch, war steif und schweigsam und belebte sich erst wieder, als die Schmargendorf mit einemmale glückstrahlend versicherte: Jetzt wisse sie's; sie habe noch eine Photographie, die wolle sie gleich an Herrn vor Czako schicken, und wenn er dann morgen mittag von Cremmen her in Berlin einträfe, dann werd er Brief und Bild schon vorfinden und auf der Rückseite des Bildes ein »Guten morgen, Vielliebchen.« Die Domina fand alles so lächerlich und unpassend wie nur möglich, weil ihr aber daran lag, die Schmargendorf los zu werden, so hielt sie mit ihrer wahren Meinung zurück und sagte: »Ja, liebe Schmargendorf, wenn Sie so was vorhaben, dann ist es allerdings die höchste Zeit. Der Postbote kann gleich kommen.« Und wirklich, die Schmargendorf ging, nur die Triglaff zurücklassend, deren Auge sich jetzt von der Domina zu Woldemar hinüber und dann wieder von Woldemar zur Domina rückbewegte. Sie war bei dem allem ganz unbefangen. Ein Verlangen, etwas zu belästigen oder von ungefähr in Familienangelegenheiten eingeweiht zu werden, lag ihr völlig fern, und alles, was sie trotzdem zum Ausharren bestimmte, war lediglich der Wunsch, solchem historischen Beisammensein eine durch ihre Triglaffgegenwart gesteigerte Weihe zu geben. Indessen schließlich ging auch sie. Man hatte sich wenig um sie gekümmert, und Tante und Neffe ließen sich, als sie jetzt allein waren, in zwei braune Plüsch-Polstersessel (Ebstücke noch vom Schloß Stechlin her) nieder, Woldemar allerdings mit äußerster Vorsicht, weil die Sprungfedern bereits jenen Altersgrad erreicht hatten, wo sie nicht nur einen dumpfen Ton von sich zu geben, sondern auch zu techen anfangen.

Die Tante bemerkte nichts davon, war vielmehr froh, ihren Neffen endlich allein zu haben und sagte mit rach wiedergewonnenem Behagen: »Ich hätte dir schon bei Tische gern was Bessres an die Seite gegeben; aber wir haben hier, wie du weißt, nur unsre vier Konventualinnen, und von diesen vier sind die Schmargendorf und die Triglaff immer noch die besten. Unsre gute Schimonski, die morgen einundachtzig wird, ist eigentlich ein Schatz, aber leider stocktaub, und die Teschendorf, die mal Gouvernante bei den Esterzys war und auch noch den Fürsten Scharzenberg, dessen Frau in Paris verbrannte, gekannt hat, ja, die hätte ich natürlich solchem feinen Herrn wie dem Herrn von Rex, gerne vorgesetzt, aber es ist ein Unglück, die arme Person, die Teschendorf, ist so zittrig und kann den Löffel nicht recht mehr halten. Da hab ich denn doch lieber die Triglaff genommen; sie ist sehr dumm, aber doch wenigstens manierlich, so viel muß man ihr lassen. Und die Schmargendorf

...«
...«

Woldemar lachte.

»Ja, du lachst, Woldemar, und ich will dir auch nicht bestreiten, daß man über die gute Seele lachen kann. Aber sie hat doch auch was Gehaltvolles in ihrer Natur, was sich erst neulich wieder in einem intimen Gespräch mit unserm Fix zeigte, der trotz aller Bekenntnisstrenge (die selbst Koseleger ihm absteht) an unserm letzten Whistabend [Kartenspiel] Äußerungen tat, die wir alle tief bedauern mußten, wir, die wir die Whistpartie machten, nun schon ganz gewiß, aber auch die gute, taube Schimonski, der wir, weil sie uns so aufgeregt sah, alles auf einen Zettel schreiben mußten.«

»Und was war es denn?«

»Ach, es handelte sich um das, was uns allen, wie du dir denken kannst, jetzt das Teuerste bedeutet, um den ›Wortlaut‹. Und denke dir, unser Fix war dagegen. Er mußte wohl denselben Tag was gelesen haben, was ihn abtrünnig gemacht hatte. Personen wie Fix sind sehr bestimmbare. Und kurz und gut, er sagte: das mit dem ›Wortlaut‹, das ginge nicht länger mehr, die ›Werte‹ wären jetzt anders, und weil die Werte nicht mehr dieselben wären, müßten auch die Worte sich danach richten und müßten gemodelt werden. Er sagte ›gemodelt‹. Aber was er am meisten immer wieder betonte, das waren die ›Werte‹ und die Notwendigkeit der ›Umwertung‹.«

»Und was sagte die Schmargendorf dazu?«

»Du hast ganz recht, mich dabei wieder auf die Schmargendorf zu bringen. Nun, die war außer sich und hat die darauf folgende Nacht nicht schlafen können. Erst gegen Morgen kam ihr ein tiefer Schlaf, und da sah sie, so wenigstens hat sie's mir und dem Superintendenten versichert, einen Engel, der mit seinem Flammenfinger immer auf ein Buch wies und in dem Buch auf eine und dieselbe Stelle.«

»Welche Stelle?«

»Ja, darüber war ein Streit; die Schmargendorf hatte sie genau gelesen und wollte sie hersagen. Aber sie sagte sie falsch, weil sie Sonntags in der Kirche nie recht aufpaßt. Und wir sagten ihr das auch. Und denke dir, sie widersprach nicht und blieb überhaupt ganz ruhig dabei. ›Ja‹, sagte sie, ›sie wisse recht gut, daß sie die Stelle falsch hergesagt hätte, sie habe nie was richtig hersagen können; aber das wisse sie ganz genau, die Stelle mit dem Flammenfinger, das sei der ›Wortlaut‹ gewesen.«

»Und das hast du wirklich alles geglaubt, liebe Tante? Diese gute Schmargendorf! Ich will ihr ja gerne folgen; aber was ihren Traum angeht, da kann ich beim besten Willen nicht mit. Es wird ihr ein Amtmann erschienen sein oder ein Pastor. Dreißig Jahre früher wär es ein

fehlend.«
Student gewesen.«

»D, c, er, p, d l - e, h, i, n, z, b, a, n, i, w, u, n, f, l, - i, c, h, i, c, i, e, n
»Ach, Woldemar, sprich doch nicht so. Das ist ja die neue Façon, in der die Berliner sprechen, und in dem Punkt ist einer wie der andre. Dein
Freund Czako spricht auch so. Du mokierst dich jetzt über die gute Schmargendorf, und dein Freund, der Hauptmann, so viel hab ich ganz

deutlich gesehen, tat es auch und hat sie bei Tische geuzt.«

»H?«
geuzt?«

»Du wunderst dich über das Wort, und ich wundre mich selber darüber. Aber daran ist auch unser guter Fix schuld. Der ist alle Monat mal nach Berlin
über und wenn er dann wiederkommt, dann bringt er so was mit, und wiewohl ich's unpassend finde, nehm ich's doch an und die Schmargendorf auch.

Bloß die Triglaß nicht und natürlich die gute Schimonski auch nicht, wegen der Taubheit. Ja, Woldemar, ich sage geuzt, und dein Freund Czako
hätt es lieber unterlassen sollen. Aber das muß wahr sein, er ist amüsant, wenn auch ein bißchen auf der Wippe. Siehst du ihn oft?«

»Nein, liebe Tante. Nicht oft. Bedenke die weiten Entfernungen. Von unsrer Kaserne bis zu seiner, oder auch umgekehrt, das ist eine
kleine Reise. Dazu kommt noch, daß wir vor unserm Hallischen Tor eigentlich gar nichts haben, bloß die Kirchhöfe, das Tempelhofer

Feld und das Rothstift.«

»Aber ihr habt doch die Pferdebahn, wenn ihr irgendwo hin wollt. Beinah' muß ich sagen leider. Denn es gibt mir immer einen Stich, wenn
ich mal in Berlin bin, so die Offiziere zu sehen, wie sie da hinter stehen und Platz machen, wenn eine Madammaufsteigt, manchmal mit 'nem

Korb und manchmal auch mit 'ner Speewaldsämmle. Mir immer ein
Horreur.«

»Ja, die Pferdebahn, liebe Tante, die haben wir freilich, und man kann mit ihr in einer halben Stunde bis in Czako's Kaserne. Der weite Weg ist es
auch eigentlich nicht, wenigstens nicht allein, weshalb ich Czako so selten sehe. Der Hauptgrund ist doch wohl der, er paßt nicht so ganz zu uns und

eigentlich auch kaum zu seinem Regiment. Er ist ein guter Kerl, aber ein mehrdeutiger Mensch und erzählt immer Nachmittagsgeschichten. Wenn
man ihn allein hat, geht es. Aber hat er ein Publikum, dann kribbelt es ihn ordentlich, und je feiner das Publikum ist, desto mehr. Er hat

mich schon oft in Verlegenheit gebracht. Ich muß sagen, ich hab ihn sehr gern, aber gesellschaftlich ist ihm Rex doch sehr überlegen.«

»Ja, Rex; natürlich. Das hab ich auch gleich bemerkt, ohne mir weiter Rechenschaft darüber zu geben. Du wirst es aber wissen, wodurch er ihm

überlegen ist.«

»Durch vieles. Erstens, wenn man die Familien abwägt. Rex ist mehr als Czako. Und dann ist Rex Kavallerist.«

»Aber ich denke, er ist Ministerialassessor.«

»Ja, das ist er auch. Aber nebenher, oder vielleicht noch darüber hinaus, ist er Offizier, und sogar in unsrer Dragonerbrigade.«

»Das freut mich; da ist er ja so gut wie ein Spezialkamerad von dir.«

»Ich kann das zugeben und doch auch wieder nicht. Denn erstens ist er in der Reserve, und zweitens steht er bei den zweiten Dragonern.«

»Macht das 'nen Unterschied?«

»Gott, Tante, wie man's nehmen will. Ja und nein. Bei Mars la Tour 21. und 22. haben wir dieselbe Attacke/geritten.«

»Und doch ...«

»Und doch ist da ein gewisses ...«

»Sage nichts Französisches. Das verdriest mich immer. Manche sagen jetzt auch Englisch, was mir noch weniger gefällt. Aber lassen wir das; ich finde

nur, es wäre doch schrecklich, wenn es so bloß nach der Zahl ginge. Was sollte denn da das Regiment anfangen, bei dem ein Bruder

unsrer guten Schmargendorf steht? Es ist, glaube ich, das hundertfünfundvierzigste.«

»Ja, wenn es so hoch kommt, dann vertut es sich wieder. Aber so bei der Garde ...«

Die Domina schüttelte den Kopf. »Darin, mein lieber Woldemar, kann ich dir doch kaum folgen. Unser Fix sagt mitunter, ich sei zu exklusiv,

aber so exklusiv bin ich doch noch lange nicht. Und solch Verstandesmerch, wie du bist, so ruhig und dabei so, abgeklärt, wie

manche jetzt sagen, und Gott verzeih mir die Sünde, auch so liberal, worüber selbst dein Vater klagt. Und nun kommst du mir mit solchem

Vorurteil, ja, verzeih mir das Wort, mit solchen Überheblichkeiten. Ich erkenne dich darin gar nicht wieder. Und wenn ich nun das erste

Garderegiment nehme, das ist ja doch auch ein erstes. Ist es denn mehr als das zweite? Man kann ja sagen, so viel will ich zugeben, sie haben die

Blechnützen und sehen aus, als ob sie lauter Holländerinnen heiraten wollten ... Was ihnen schon gefallen sollte.«

»Den Holländerinnen?«

»Nun, denen auch,« lachte die Tante. »Aber ich meinte jetzt unsre Leute. Mißerstehe mich übrigens nicht. Ich weiß recht gut, was es mit den

großen Grenadiern auf sich hat; aber die andern sind doch ebensogut, und Potsdam ist doch schließlich bloß Potsdam.

»Ja, Tante, das ist es ja eben. Daß sie noch immer in Potsdam sind, das macht es. Deshalb ist es nach wie vor die »Potsdamer Wachtparade.«

Und dann das Wort »erstes« spielt allerdings auch mit. Ein alter Römer, mit dessen Namen ich dich nicht behelligen will, der wollte in seinem

Potsdam lieber der Erste, als in seinem Berlin der Zweite sein. Wer der Erste ist, nun, der ist eben der Erste, und als die andern zstanden, da hatte

dieser »Erste« schon seinen Morgenpaziergang gemacht und mitunter was für einen! Sieh, als das zweite Garderegiment geboren wurde, da hatten die

mit den Blechmützen schon den ganzen Siebenjährigen Krieg hinter sich. Es ist damit, wie mit dem ältesten Sohn. Der älteste Sohn kann unter Umständen

dümmere und schlechter sein als sein Bruder, aber er ist der älteste, das kann ihm keiner nehmen, und das gibt ihm einen gewissen Vorrang, auch

wenn er sonst gar keinen Vorrang hat. Alles ist göttliches Geschenk. Warum ist der eine hübsch und der andere häßlich? Und nun gar erst die Damen.

In das eine Fräulein verliebt sich alles, und das andere spielt bloß Mauerblümchen. Es wird jedem seine Stelle gegeben. Und so ist es auch mit unserm

Regiment. Wir mögen nicht besser sein als die andern, aber wir sind die ersten, wir haben die Nummer eins.»

»Ich kann da beim besten Willen nicht recht mit, Woldemar. Was in unsrer Armee den Ausschlag gibt, ist doch immer die Schneidigkeit.«

»Liebe Tante, sprich, wovon du willst, nur nicht davon. Das ist ein Wort für kleine Garnisonen. Wir wissen, was wir zu tun haben. Dienst

ist alles, und Schneidigkeit ist bloß Renommisterei. Und das ist das, was bei uns am niedrigsten steht.«

»Gut, Woldemar, was du da jetzt gesagt hast, das gefällt mir. Und in diesem Punkte muß ich auch deinen Vater loben. Er hat vieles, was mir nicht

sagt, aber darin ist er doch ein echter Stechlin. Und du bist auch so. Und das hab ich immer gefunden, alle die so sind, die chießen jetzt doch den

Vogel ab, ganz besonders auch bei den Damen.«

Dies »bei den Damen« war nicht ohne Absicht gesprochen und schien auf das bis dahin vorsichtig vermiedene Hauptthema hinüberzuführen zu sollen. Aber

ehe die Tante noch eine direkte Frage stellen konnte, wurde der Rentmeister gemeldet, der ihr in diesem Augenblicke sehr gelegen kam. Die Domina

wandte sich denn auch in sichtlicher Verstimmung an Woldemar und sagte: »Soll ich ihn fortchicken?«

»Es wird kaum gehen, liebe Tante.«

»Nun denn.«

Und gleich darnach trat Fix ein.

Während Woldemar und die Domina miteinander plauderten, erst im dann in Gegenwart von Rentmeister Fix, ritten Rex und

Czako (Fritz mit dem Leinpferd folgend) auf Creimmen u. Das war noch eine tüchtige Strecke, gute drei Meilen. Aber trotzdem waren

beide Reiter überangekommen, nichts zu übereilen und so's nach Möglichkeit bequem zu machen. »Es ist am Ende gleichgültig, ob wir um

acht oder um neun über den Creimner Damm reiten. Das bißchen Abendrot, das da drüben noch hinter dem Kirchturm steht ... Fritz, wie

heißt er? Welcher Kirchturm ist es? ...« — »Das ist der Wulkowsche, Herr Hauptmann!« — »... Also, das bißchen Abendrot, das da

noch hinter dem Wulkowschen steht, wird ohnehin nicht lange mehr vorhalten. Dunkel wird's also doch, und von dem Hohenlohedenkmal, das ich

mir übrigens gern einmal näher angesehen hätte (man muß so was immer auf dem Hinwege mitnehmen), kommt uns bei Tageslicht

nichts mehr vor die Klinge. Das Denkmal liegt etwas ab vom Wege.«

»Schade,« sagte Rex.

»Ja, man kann es beinah sagen. Ich für meine Person komme schließlich drüber hin, aber ein Mann wie Sie, Rex, sollte dergleichen mehr

wallfahrtartig auffassen.«

»Ach Czako, Sie reden wieder tolles Zeug, diesmal mit einem kleinen Astecher ins Lästerliche. Was soll ›Wallfahrt‹ hier überhaupt? Und dann,

was haben Sie gegen Wallfahrten? Und was haben Sie gegen die Hohenlohes?«

»Gott, Rex, wie Sie sich wieder irren. Ich habe nichts gegen die einen, und ich habe nichts gegen die andern. Alles, was ich von Wallfahrten gelesen habe, hat

mich immer nur wünschen lassen, mal mit dabei zu sein. Und der Hohenlohes, so kann ich Ihnen nur sagen, für die hab

ich sogar was übrig in meinem Hzen, viel, viel mehr als für unser eigentliches Landesgewächs. Oder wenn Sie wollen, für unsre

Ureinwohner.«

»Und das meinen Sie ganz ernsthaft?«

»Ganz ernsthaft. Und wir wollen mal fünf Minuten wie vernünftige Leute darüber reden. Wenn ich sage ›wir‹, so meine ich natürlich mich.

Denn Sie sprechen immer vernünftig. Vielleicht ein bißchen zu sehr.«

Rex lächelte. »Nun gut; ich will's Ihnen glauben.«

»Also die Hohenlohes,« fuhr Czako fort. »Ja, wie steht es damit? Wie liegt da die Sache? Da kommt hier so Anno

Domini ein Burggraf ins Land, und das Land will ihn nicht, und er muß sich alles erst erobern, die Städte beinah und die Schlösser gewiß.

Und die Hützen natürlich erst recht. Und der Kaiser sitzt mal wieder weitab und kann ihm nicht helfen. Und da hat nun dieser Nürnberger

Burggraf, wenn's hoch kommt, ein halbes Duzend Menschen um sich, schwäbische Leute, die mit ihm in diese Mördergrube hinabsteigen. Denn

ein bißchen so was war es. Und geht auch gleich los, und die Quitzows und die, die's sein wollen, rufen die Pomern ins Land, und hier

auf diesem alten Creimner Damm stoßen sie zusammen, und die paar, die da fallen, das sind eben die Schwaben, die's gewagt hatten und mit in den Kahn

gestiegen waren. Allen voraus aber ein Graf, so ein Herr in mittleren Jahren. Der fiel zuerst und versank in den Sumpf, und da liegt er.

das heißt, sie haben ihn rausgeholt, und nun liegt er in der Klosterkirche. Und dieser eine, der da voran fiel, der hieß Hohenlohe.«

»Ja, Czako, das weiß ich ja alles. Das steht ja schon im Brandenburgischen Kinderfreund. Sie denken aber immer, Sie haben so was

allein gepachtet.«

»Immer vorsichtig, Rex; im Kinderfreund steht es. Gewiß. Aber was steht nicht alles, — von Kinderfreund garnicht zu reden — in Bibel und

Katechismus und die Leute wissen es doch nicht. Ich im Beispiel. Und ob es nun drin steht oder nicht drin steht, ich sage nur: so hat es

angefangen, und so läut der Hase noch. Oder glauben Sie, daß der alte Fürst, der jetzt dran ist, daß der zu seinem Spezialvergnügen in unser

sogenanntes Reichskanzlerpalais gezogen ist, drin die Bismarckschen Nachfolger, die sich wahrhaftig nicht darnach drängten, ihre Tage

verfaulen? Ein Opfer ist es, nicht mehr und nicht weniger, und ein Opfer bringt auch der alte Fürst, gerade wie der, der damals am Creimner Damm

als erster fiel. Und ich sage Ihnen, Rex, das ist das, was mir imponiert; immer da sein, wenn Not an Mann ist. Die Kleinen von hier, trotz der

»Loyalität bis auf die Knochen«, die mucken immer bloß auf, aber die wirklich Vornehmen, die gehorchen, nicht einem Machthaber,

sondern dem Gefühl ihrer Pflicht.«

Rex war einverstanden und wiederholte nur: »Schade, daß wir so spät an dem Denkmal vorbeikommen.«

»Ja, schade,« sagte Czako. »Wir müssen es uns aber schenken. Im übrigen, denk ich, lassen wir in dem, was wir uns noch weiter zu sagen haben,

die Hohenlohes aus dem Spiel. Andres liegt uns heute näher. Wie hat Ihnen denn eigentlich die Schmargendorf gefallen?«

»Ich werde mich hüten, Czako, Ihnen darauf zu antworten. Außerdem haben Sie sie durch den Garten geführt, nicht ich, und mir war immer, als ob

ich Faüst und Gretchen sähe.«

Czako lachte. »Natürlich schwebt Ihnen das andre Paar vor, und ich bin nicht böse darüber. Die Rolle, die mir dabei zufällt — der mit der

Hahnenfeder ist doch am Ende 'ne andre Nummer wie der sentimentale »Habe-nun-ach-Mann« — diese Mephistorolle, sag ich, gefällt mir besser, und

was die Schmargendorf angeht, so kann ich nur sagen: Von meiner Martha lass ich nicht.«

»Zzako, Sie münden wieder ins Frivole.«

»Güt, güt, Rex, Sie werden erwünscht, und Sie sollen recht haben. Lassen wir also die Schmargendorf so gut wie die Hohenlohes. Aber über die

Domina ließe sich vielleicht sprechen, und sind wir erst bei der Tante, so sind wir auch bald bei dem Neffen. Ich fürchte, unser Freund Woldemar

befindet sich in diesem Augenblick in einer scharfen Wickmühle. Die Domina liegt ihm seit Jahr und Tag (er hat mir selber Andeutungen darüber

gemacht) mit Heiratsplänen in den Ohren, mütmaßlich weil ihr die Vorstellung einer Stechlinlosen Welt einfach ein Schrecknis ist. Solche alten

Jungfern mit einer Granatbroche haben immer eine merkwürdig hohe Meinung von ihrer Familie. Freilich auch andre, die klüger sein sollten.

Unsre Leute gefallen sich nun mal in der Idee, sie hingen mit dem Fortbestande der göttlichen Weltordnung aufs engste zusammen. In Wahrheit liegt es so,

daß wir sämtlich abkommen können. Ohne die Czacos geht es nun schon gewiß, wofür sozusagen historisch-symbolisch der Beweis erbracht ist.«

»Und die Rex?«

»Vor diesem Namen mach ich Halt.«

»Wer's Ihnen glaubt. Aber lassen wir die Rex und lassen wir die Czacos, und bleiben wir bei den Stechlin's, will sagen bei unserm Freunde

Woldemar. Die Tante will ihn verheiraten, darin haben Sie recht.«

»Und ich habe wohl auch recht, wenn ich das eine heikle Lage nenne. Denn ich glaube, daß er sich seine Freiheit wahren will und mit Bewußtsein auf den

Célibataire ssteuert.«

»Ein Glauben, in dem Sie sich, lieber Czako, wie jedesmal, wenn Sie zu glauben anfangen, in einem großen Irrtum befinden.«

»Das kann nicht sein.«

»Es kann nicht bloß sein, es ist. Und ich würde mich nur, daß gerade Sie, der Sie doch sonst das Gras wachsen hören und allen Gesellschaftskitsch

kennen wie kaum ein zweiter, daß gerade Sie von dem allen kein Sterbenswörtchen vernommen haben sollen. Sie verkehren doch auch

bei den Xylanders, ja, ich glaube, Sie da, letzten Winter, mal kämpfend am Büfett gesehen zu haben.«

»Gewiß.«

»Und da waren an jenem Abend auch die Berchtesgadens, Baron und Frau, und in lebhaftestem Gespräche mit diesem bayerischen Baron ein

distinguirter alter Herr und zwei Damen. Und diese drei, das waren die Barbys.«

»Die Barbys,« wiederholte Czako, »Botschaften oder dergleichen. Ja, gewiß, ich habe davon gehört; aber ich kann mich jedenfalls nicht erinnern,

ihn und die Damen gesehen zu haben. Und sicherlich nicht an jenem Abend, wo ja von Votellen keine Rede war, die reine Völkerschlacht.

Aber Sie wollten mir, glaube ich, von eben diesen Barbys erzählen.»

»Ja, das wollte ich. Ich wollte Sie nämlich wissen lassen, daß Ihr seit Ausgang vorigen Winters in eben diesem Hause

regelmäßig verkehrt.«

»Er wird wohl in vielen Häusern verkehren.«

»Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, da das eine Haus ihn ganz in Anspruch nimmt.«

»Nun gut, so lassen wir ihn bei den Barbys. Aber was bedeutet das.«

»Das bedeutet, daß in einem solchen Hause verkehren und sich mit einer Tochter verloben so ziemlich ein und dasselbe ist. Bloß eine Frage

der Zeit. Und die Tante wird sich damit aussöhnen müssen, auch wenn sie, wie beinahe gewiß, über ihr Herzblatt bereits anders verfügt haben sollte.

Solche Dinge begleichen sich indessen fast immer. Unser Woldemar wird sich aber mittlerweile vor ganz andre Schwierigkeiten gestellt sehen.«

»Und die wären? Ist er nicht vornehm genug? Oder mankiert vielleicht Gegenliebe?«

»Nein, Czako, von ›mankierender Gegenliebe‹, wie Sie sich auszudrücken belieben, kann keine Rede sein. Die Schwierigkeiten liegen in was andern.

Es sind da nämlich, wie ich mir schon anzudeuten erlaubte, zwei Comtessen im Hause. Nun, die jüngere wird es wohl werden, schon weil sie

eben die jüngere ist. Aber so ganz sicher ist es doch keineswegs. Denn auch die ältere, wiewohl schon über dreißig, ist sehr reizend und im

Überfluß auch noch Witwe — das heißt eigentlich nicht Witwe, sondern richtiger eine gleich nach der Ehe geschiedene Frau. Sie war nur ein halbes Jahr

verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet.«

»Verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet,« wiederholte Czako, während er willkürlich sein Pferd anhielt. »Aber Rex, das ist ja

hoch pikant. Und daß ich erst heute davon höre und noch dazu durch Sie, der Sie sich von solchen Dingen doch zunächst ersetzt abwenden müßten.

Aber so seid ihr Konventikler. Schließlich ist all dergleichen doch eigentlich euer Lieblingsfeld. Und nun erzählen Sie weiter, ich bin

neugierig wie ein Backfisch. Wer war denn der unglücklich Glückliche?«

»Sie meinen, wenn ich Sie recht verstehe, wer es war, der diese ältere Comtesse heiratete. Nun, dieser glücklich unglückliche — oder vielleicht

auch umgekehrt — war auch Graf, sogar ein italienischer (vorausgesetzt, daß Sie dies als eine Steigerung ansehen), und hatte natürlich einen

echt italienischen Namen: Conte Ghiberti, derselbe Name wie der des florentinischen Bildhauers, von dem die berühmten Türen herrühren.«

»Welche Türen?«

»Nun, die berühmten Baptisteriumtüren in Florenz, von denen Michelangelo gesagt haben soll, sie wären wert, den Eingang zum Paradiese zu bilden. Und diese Türen heißen denn auch, ihrem großen Künstler zu Ehren, die Ghibertischen Türen. Übrigens eine Sache, von der ein Mann wie Sie was wissen müßte.«

»Ja, Rex, Sie haben gut reden von 'wissen müssen'. Sie sind aus einem großen Hause, haben mutmaßlich einen frommen Kandidaten als Lehrer gehabt und sind dann auf Reisen gegangen, wo man so feine Dinge wegstiehlt. Aber ich! Ich bin aus Ostrowo.«

»Echt?«
»Das ändert nichts.«

»Doch, doch, Rex. Italienische Kunst! Ich bitte Sie, wo soll dergleichen bei mir herkommen? Was Hänschen nicht lernt, — dabei bleibt es nun mal. Ich erinnere mich noch ganz deutlich einer Auktion in Ostrowo, bei der (es war in einem kommerziellrätlichen Hause) schließlich ein roter Kasten zur Versteigerung kam, ein Kasten mit Doppelbildern und einem Opernkucker dazu, der aber keiner war. Und all das kaufte sich meine Mutter. Und an diesem Stereoskopenkasten, ein Wort, das ich damals noch nicht kannte, habe ich meine italienische Kunst gelernt. Die 'Türen' waren aber nicht dabei. Was können Sie da groß verlangen? Ich habe, wenn sie das Wort gelten lassen wollen, 'ne Panoptikumbildung.«

Rex lachte. »Nun, gleichviel. Also der Graf, der die ältere Comtesse Barby heiratete, hieß Ghiberti. Seiner Ehe fehlten indes durchaus die Himmelstüren, — soviel läßt sich mit aller Bestimmtheit sagen. Und deshalb kam es zur Scheidung. Ja, mehr, die scharmante Frau (scharmant ist übrigens ein viel zu plebejes und minderwertiges Wort) hat in ihrer Empörung den Namen Ghiberti wieder abgetan, und alle Welt nennt sie jetzt nur Lucretia.«

»Und der ist?«

»Melusine.«

»Melusine? Hören Sie, Rex, das läßt aber tief blicken.«

Unter diesem Gespräch waren sie bis an den Creimner Damm herangekommen. Es dunkelte schon stark, und ein Gewölk, das am Himmel hinzog, verbarg die Mondsichel. Ein paarmal indessen trat sie hervor, und dann sahen sie bei halber Beleuchtung das Höhenlohedenkmal, das unten im Luche schimmerte. Hiunterzureiten, was noch einmal flüchtig in Erwägung gezogen wurde, verbot sich, und so setzten sie sich in einen munteren Trab und hielten erst wieder in Creimmen vor dem Gasthause zum »Markgrafen Otto«. Es schlug eben neun von der Nikolaikirche.

Draußen war man bald in einem lebhaften Gespräch, in dem sich Rex über die in der Stadt herrschende Gesinnung und Kirchlichkeit zu unterrichten suchte. Der Wirt stellte der einen wie der andern ein gleich gutes Zeugnis aus und hatte die Genugtuung, daß ihm Rex freundlich zunickte. Czako aber sagte: »Sagen Sie, Herr Wirt, Sie haben da ein so schönes Billard: ich habe mir jüngst erst sagen lassen, wenn's wirklich flott gehe, so könne man's im Jahr bis auf dreitausend Mark bringen. Natürlich bei zwölfstündigem Arbeitstag. Wie steht es damit? Für möglich halt ich es.«

Nach dem »Eierhäuschen«.

L. M.
Elftes Kapitel.

Die Barbys, der alte Graf und seine zwei Töchter, lebten seit einer Reihe von Jahren in Berlin und zwar am Kronprinzenufer, zwischen Alsen- und Moltkebrücke. Das Haus, dessen erste Etage sie bewohnten, unterschied sich, ohne sonst irgendwie hervorragend zu sein (Berlin ist nicht reich an Privathäusern, die Schönheit und Eigenart in sich vereinigen), immerhin vorteilhaft von seinen Nachbarhäusern, von denen es durch zwei Terrassenstreifen getrennt wurde; der eine davon ein kleiner Baumgarten, mit allerlei Buschwerk dazwischen, der andre ein Hofraum mit einem milderlichen malerisch wirkenden Stalgebäude, dessen obere Fenster, hinter denen sich die Küchenwohnung befand, von wildem Wein umwachsen waren. Schon diese Lage des Hauses hätte demselben ein bestimmtes Maß von Aufmerksamkeit gesichert, aber auch seine Fassade mit ihren zwei Loggien links und rechts ließ die des Weges Kommenden willkürlich ihr Auge darauf richten. Hier, in eben diesen Loggien, verbrachte die Familie mit Vorliebe die Früh- und Nachmittagsstunden und bevorzugte dabei, je nach der Jahreszeit, mal den zum Zimmer des alten Grafen gehörigen, in pompejischem Rot gehaltenen Einbau, mal die gleichartige Loggia, die zum Zimmer der beiden jungen Damen gehörte. Dazwischen lag ein dritter großer Raum, der als Repräsentations- und zugleich als Ezzimmer diente. Das war, mit Ausnahme der schlaf- und Wirtschaftsräume, das Ganze, worüber man Verfügung hatte; man wohnte mithin ziemlich beschränkt, hing aber sehr an dem Hause, so daß ein Wohnungswechsel oder auch nur der Gedanke daran, so gut wie ausgeschlossen war. Einmal hatte die liebenswürdige, besonders mit Gräfin Melusine befreundete Baronin Berchtesgaden einen solchen Wohnungswechsel in Vorschlag gebracht, aber nur um sofort einem lebhaften Widerspruch zu begegnen. »Ich sehe schon, Baronin, Sie führen den ganzen Lenzestraßenstolz gegen uns ins Gefecht. Ihre Lenzestraße! Nun ja, wenn's sein muß. Aber was haben Sie da groß? Sie haben den Lessing ganz und den Goethe halb. Und um beides will ich Sie beneiden und Ihnen auch die Seeewaldsämmen in Rechnung stellen. Aber die Lenzestraßenwelt ist geschlossen, ist zu, sie hat keinen Blick ins Weite, kein Wasser, das fließt, keinen Verkehr, der flüht. Wenn ich in unsrer Nische sitze, die lange Reihe der herankommenden Stadtbahnwaggons vor mir, nicht zu nah und nicht zu weit, und sehe dabei, wie das Abendrot den Lokomotivenrauch durchglüht und in dem Filigranwerk der Ausdehnungsparktürmchen schimmert, was will Ihre grüne Tiergartenwand dagegen?« Und dabei wies die Gräfin auf einen gerade vorbeidampfenden Zug, und die Baronin gab sich zufrieden.

Ein solcher Abend war auch heute; die Balkontür stand auf, und ein kleines Feuer im Kamin warf seine Lichter auf den schweren

Teppich, der durch das ganze Zimmer hin lag. Es mochte die sechste Stunde sein und die Fenster drüben an den Häusern der andern Seite standen

wie in roter Glut. Ganz in der Nähe des Kamins saß Armgard, die jüngere Tochter, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die linke Fußspitze

leicht auf den Ständer gestemmt. Die Stickerei, daran sie bis dahin gearbeitet, hatte sie, seit es dunkeln begann, aus der Hand gelegt und spielte

statt dessen mit einem Ballbecher, zu dem sie regelmäßig griff, wenn es galt, leere Minuten auszufüllen. Sie spielte das Spiel sehr geschickt, und es gab

immer einen kleinen hellen Schlag, wenn der Ball in den Becher fiel. Melusine stand draußen auf dem Balkon, die Hand an die Stirn gelegt, um sich

gegen die Blendung der untergehenden Sonne zu schützen.

»Armgard,« rief sie in das Zimmer hinein, »komm; die Sonne geht eben unter!«

»Laß. Ich sehe hier lieber in den Kamin. Und ich habe auch schon zwölfmal gefangen.«

»Wen?«

»Nun natürlich den Ball.«

»Ich glaube, du fängst lieber wen anders. Und wenn ich dich so dasitzen sehe, so kommt es mir fast vor, als dächtest du selber auch

so was. Du sitzt so märchenhaft da.«

»Ach, du denkst immer nur an Märchen und glaubst, weil du Melusine heißt, du hast so was wie eine Verpflichtung dazu.«

»Kann sein. Aber vor allem glaub ich, daß ich es getroffen habe. Weißt du, was?«

»Nun?«

»Ich kann es so leicht nicht sagen. Du sitzt zu weit ab.«

»Dann komm und sag es mir ins Ohr.«

»Das ist zu viel verlangt. Denn erstens bin ich die ältere, und zweitens bist du's, die was von mir will. Aber ich will es so genau nicht nehmen.«

Und dabei ging Melusine vom Balkon her auf die Schwester zu, nahm ihr das Fanspiel fort und sagte, während sie ihr die Hand auf die Stirn legte:

»Du bist verliebt.«

»Aber Melusine, was das nun wieder soll! Und wenn man so klug ist wie du ... Verliebt. Das ist ja gar nichts; etwas verliebt ist man immer.«

»Gewiß. Aber in wen? Da beginnen die Fragen und die Finessen.«

In diesem Augenblicke ging die Klingel draußen, und Armgard horchte.

»Wie du dich verrätst,« lachte Melusine. »Du horchst und willst wissen, wer kommt.«

Melusine wollte noch weiter sprechen, aber die Tür ging bereits auf und Lizzi, die Kammerjungfer der beiden Schwestern, trat ein, unmittelbar

hinter ihr ein Gersonscher Livreedierer mit einem in einen Riemen geschnallten Karton. »Er bringt die Hüte,« sagte die Kammerjungfer.

»Ah, die Hüte. Ja, Armgard da müssen wir freilich unsre Frage vertagen. Was doch wohl auch deine Meinung ist. Bitte, stellen Sie hin. Aber Lizzi, du,

du bleibst und mußt uns helfen; du hast einen guten Geschmack. Übrigens ist kein Spiegel da?«

»Soll ich ihn holen?«

»Nein, nein, laß. Unsre Köpfe, worauf es doch bloß ankommt, können wir schließlich auch in diesem Spiegel sehen ... Ich denke,

Armgard, du läßt mir die Vorhand; dieser hier mit dem Heliotrop und den Stiefmütterchen, der ist natürlich für mich; er hat den richtigen

Frauencharakter, fast schon Witwe.«

Unter diesen Worten setzte sie sich den Hüt auf und trat an den Spiegel. »Nun, Lizzi, sprich.«

»Ich weiß nicht recht, Frau Gräfin, er scheint mir nicht modern genug. Der, den Comtesse Armgard eben aufsetzt, der würde wohl auch für Frau Gräfin

besser passen; — die hohen Straußfedern, wie ein Ritterhelm, und auch die Hutform selbst. Hier ist noch einer, fast ebenso und beinah noch

hübscher.«

Beide Damen stellten sich jetzt vor den Spiegel; Armgard, hinter der Schwester stehend und größer als diese, sah über deren linke Schulter fort.

Beide gefielen sich ungemein und schließlich lachten sie, weil jede der andern ansah, wie hübsch sie sich fand.

»Ich möchte doch beinah glauben ...« sagte Melusine, kam aber nicht weiter, denn in eben diesem Augenblicke trat ein in schwarzen Frack und

Slippers gekleideter alter Diener ein und meldete: »Rittmeister von Stechlin.«

Unmittelbar darauf erschien denn auch Woldemar selbst und verbeugte sich gegen die Damen. »Ich fürchte, daß ich zu sehr ungelegener Stunde komme.«

»Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Um wessentwillen quälen wir uns denn überhaupt mit solchen Sachen? Doch bloß um unsrer Gebieter willen, die man ja

(vielleicht leider) auch noch hat, wenn man sie nicht mehr hat.«

»Immer die lebenswürdige Frau.«

»Keine Schmeicheleien. Und dann, diese Hüte sind wichtig. Ich nehm es als eine Fügung, daß Sie da gerade einzukommen; Sie sollen entscheiden. Wir

haben freilich schon Lizzis Meinung angerufen, aber Lizzi ist zu diplomatisch; Sie sind Soldat und müssen mehr Mut haben; Armgard sprich auch; du

bist nicht mehr jung genug, um noch ewig die Verlegenen zu spielen. Ich bin sonst gegen alle Gutachten, namentlich in Preßsachen (ich weiß ein

Lied davon zu singen), aber ein Gütächten von Ihnen, da laß ich all meine Bedenken fallen. Außerdem bin ich für Autoritäten, und wenn es überhaupt Autoritäten in Sachen von Geschmack und Mode gibt, wo wären sie besser zu finden als im Regiment Ihrer Kaiserlich Königlichen Majestät von Großbritannien und Indien? Irland laß ich absichtlich fallen und nehme lieber Indien, woher aller gute Geschmack kommt, alle alte Kultur, alle Schals und Teppiche, Buchha und die weißen Elefanten. Also antreten, Armgard; du natürlich an den rechten Flügel, denn du bist größer. Und nun, lieber Stechlin, wie finden Sie uns?»

»Aber meine Damen ...«

»Keine Feigheiten. Wie finden Sie uns?«

»Uendlich nett.«

»Nett? Verzeihen Sie, Stechlin, nett ist kein Wort. Wenigstens kein nettes Wort. Oder wenigstens ungenügend.«

»Also schlankweg hitzrückend.«

»Das ist gut. Und zur Belohnung die Frage: wer ist entzückender?«

»Aber Frau Gräfin, das ist ja die reine Geschichte mit dem seligen Paris. Bloß, er hatte es viel leichter, weil es drei waren. Aber zwei. Und

noch dazu Schwestern.«

»Wer? Wer?«

»Nun, wenn es denn durchaus sein muß, Sie, gnädigste Frau.«

»Schändlicher Lügner. Aber wir behalten diese zwei Hüte. Luzzi, gib all das andre zurück. Und Jeserich soll die Lampen bringen; draußen ein Streifen

Abendrot und hier drinnen ein verglimmendes Feuer, — das ist denn doch zu wenig oder, wenn man will, zu gemütlich.«

Die Lampen hatten draußen schon gebrannt, so daß sie gleich da waren.

»Und nun schließen Sie die Balkontür, Jeserich, und sagen Sie's Papa, daß der Herr Rittmeister gekommen. Papa ist nicht gut bei Wege, wieder die

neuralgischen Scherzen; aber wenn er hört, daß Sie da sind, so tut er ein übriges. Sie wissen, Sie sind sein Vezug. Man weiß immer, wenn

man Vezug ist. Ich wenigstens hab es immer gewußt.«

»Das glaub ich.«

»Das glaub ich! Wie wollen Sie das erklären?«

»Einfach genug, gnädigste Gräfin. Jede Sache will gelernt sein. Alles ist schließlich Erfahrung. Und ich glaube, daß Ihnen reichlich Gelegenheit gegeben

würde, der Frage ›Vorzug oder Nichterzug‹ praktisch näherzutreten.«

»Gut herausgeredet. Aber nun, Armgard, sage dem Herrn von Stechlin (ich persönlich vertraue mich's nicht), daß wir in einer halben Stunde fort müssen,

Opernhaus, ›Tristan und Isolde‹. Was sagen Sie dazu? Nicht zu Tristan und Isolde, nein zu der heikleren Frage, daß wir eben gehen, im

selben Augenblick, wo Sie kommen. Denn ich seh es Ihnen an, Sie kamen nicht so bloß um

besser mit uns vor. Sie wollten bleiben ...«

»Ich bekenne ...«

»Also getroffen. Und um Zeichen, daß Sie großmütig sind und Verzeihung üben, versprechen Sie, daß wir Sie bald wiedersehen, recht, recht bald. Ihr

Wort darauf. Und dem Papa, der Sie vielleicht erwartet, wenn es Jeserich für gut befunden hat, die Meldung auszurichten, — dem Papa werd ich sagen, Sie

hätten nicht bleiben können, eine Verabredung, Klub oder sonst was.«

Während Woldemar nach diesem abschließenden Gespräch mit Melusine die Treppe hinausstieg und auf den nächsten Droschkenstand zuschritt, saß der alte Graf

in seinem Zimmer und sah, den rechten Fuß auf einen Stuhl gelehnt, durch das Balkenfenster auf den Abendhimmel. Er liebte diese Dämmerstunde, drin er

sich nicht gerne stören ließ (am wenigsten gern durch vorzeitig gebrachtes Licht), und als Jeserich, der das alles wußte, jetzt eintrat, war es nicht,

um dem alten Grafen die Lampe zu bringen, sondern nur um ein paar Kohlen auszuschütten.

»Wer war denn da, Jeserich?«

»Der Herr Rittmeister.«

»So, so. Schade, daß er nicht geblieben ist. Aber freilich, was soll er mit mir? Und der Fuß und die Schmerzen, dadurch wird man auch nicht interessanter.

Armgard und nun gar erst Melusine, ja, da geht es, da redet sich's schon besser, und das wird der Rittmeister wohl auch finden. Aber so viel ist richtig,

ich spreche gern mit ihm; er hat so was Rühiges und Geletztes und immer Schlicht und natürlich. Meinst du nicht auch?«

Jeserich nickte.

»Und glaubst du nicht auch (denn warum käme er sonst so oft), daß er was vorhat?«

»Glaub ich auch, Herr Graf.«

»Na, was glaubst du?«

»Gott, Herr Graf ...«

»Ja, Jese rich, du willst nicht raus mit der Sprache. Das hilft dir aber nichts. Wie denkst du dir die Sache?«

Jese rich schranzte, schwie aber weiter, weshalb dem alten Grafen nichts übrig blieb, als seinerseits aufzufahren. »Natürlich paßt Armgard besser,

weil sie jung ist; es ist so mehr das richtige Verhältnis, und überhaupt, Armgard ist sozusagen dran. Aber, weiß der Teufel, Melusine ...«

»Freilich, Herr Graf.«

»Also du hast doch auch so was gesehen. Alles dreht sich immer um die. Wie denkst du dir nun den Rittmeister? Und wie denkst du dir die

Damen? Und wie steht es überhaupt? Ist es die oder ist es die?

»Ja, Herr Graf, wie soll ich darüber denken? Mit Damen weiß man ja nie — vornehm und nicht vornehm, klein und groß, arm und

reich, das is all eins. Mit unsrer Lizzi is es gerad' ebenso wie mit Gräfin Melusine. Wenn man denkt, es is so, denn is es so, und wenn

man denkt, es is so, denn is es wieder so. Wie meine Frau noch lebte, Gott habe sie selig, die sagte auch immer: »Ja, Jese rich, was du dir

bloß denkst; wir sind eben ein Rätsel.« Ach Gott, sie war ja man einfach, aber das können Sie mir glauben, Herr Graf, so sind sie

alle.«

»Hast ganz recht, Jese rich. Und deshalb können wir auch nicht gegen an. Und ich freue mich, daß du das auch so scharf aufgefaßt hast. Du bist

überhaupt ein Menschenkenner. Wo du's bloß her hast? Du hast so was von 'nem Philosophen. Hast du schon mal einen gesehen?«

»Nein, Herr Graf. Wenn man so viel zu tun hat und immer Silber putzen muß.«

»Ja, Jese rich, das hilft doch nu nich, davon kann ich dich nicht frei machen ...«

»Nein, so mein ich es ja auch nich, Herr Graf, und bin ja auch fürs Alte. Gute Herrschaft und immer denken, »man gehört so

halb wie mit dazu«, — dafür bin ich. Und manche sollen ja auch halb mit dazu gehören ... Aber ein bißchen strengend is es doch mitunter, und man

is doch am Ende auch ein Mensch ...«

»Na höre, Jese rich, das hab ich dir doch noch nicht gesprochen.«

»Nein, nein, Herr Graf. Gott, man sagt so was bloß. Aber ein bißchen is es doch damit ...«

Woldemar — wie Rex seinem Freunde Czako, als beide über den Creimner Damm ritten, ganz richtig mitgeteilt hatte — verkehrte seit
Ausgang des Winters im Barby'schen Hause, das er sehr bald vor andern Häusern seiner Bekanntschaft bevorzugte. Vieles war es, was ihn da
fesselte, voran die beiden Damen; aber auch der alte Graf. Er fand Ähnlichkeiten, selbst in der äußern Erscheinung, zwischen dem Grafen und
seinem Papa, und in seinem Tagebuche, das er, trotz sonstiger Modernität, in altmodischer Weise von jung an führte, hatte er sich
gleich am ersten Abend über eine gewisse Verwandtschaft zwischen den beiden geäußert. Es hieß da unterm achtzehnten April: »Ich kann Wedel nicht
dankbar genug sein, mich bei den Barbys eingeführt zu haben; alles, was er von dem Hause gesagt, fand ich bestätigt. Diese Gräfin, wie scharmant,
—, die Schwester ebenso, trotzdem größere Gegensätze kaum denkbar sind. An der einen alles Temperament und Anmut, an der andern alles
Charakter oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, Schlichtheit, Festigkeit. Es bleibt mit den Namen doch eine eigne Sache; die Gräfin ist ganz
Melusine und die Comtesse ganz Armgard. Ich habe bis jetzt freilich nur eine dieses Namens kennen gelernt, noch dazu bloß als
Bühnenfigur, und ich mußte beständig an diese denken, wie sie da (ich glaube, es war Fräulein Stolberg, die ja auch das Maß hat) dem
Landvogt so mutig in den Lügeln fällt. Ganz so wirkt Comtesse Armgard! Ich möchte beinah sagen, es läßt sich an ihr wahrnehmen,
daß ihre Mutter eine richtige Schweizerin war. Und dazu der alte Graf! Wie ein Zwillingbruder von Papa; derselbe Bismarckkopf, dasselbe humane
Wesen, dieselbe Freundlichkeit, dieselbe gute Laune. Papa ist aber ausgiebiger und auch wohl origineller. Vielleicht hat der verschiedene Lebensgang diese
Verschiedenheiten erst geschaffen. Papa sitzt nun seit richtigen dreißig Jahren in seinem Ruppiner Winkel fest, der Graf war ebensolange
draußen! Ein Botschafter ist eben was andres als ein Ritterschafter, und an der Themse wächst man sich anders aus als am Stechlin — unsern Stechlin
dabei natürlich in Ehren. Trotzdem die Verwandtschaft bleibt. Und der alte Diener, den sie Jeserich nennen, der ist nun schon ganz und gar unser Engelke
vom Kopf bis zur Zeh. Aber was am verwandtesten ist, das ist doch die gesamte Hausatmosphäre, das Liberale. Papa selbst würde war darüber lachen,
— er lacht über nichts so sehr wie über Liberalismus — und doch kenne ich keinen Menschen, der innerlich so frei wäre, wie gerade mein
guter Alter. Zugeben wird er's freilich nie und wird in dem Glauben sterben: »Morgen tragen sie einen echten alten Junker zu Grabe. Das ist er auch,
aber doch auch wieder das volle Gegenteil davon. Er hat keine Spur von Selbstsucht. Und diese schönen Zug (ach, so selten), den hat auch der
alte Graf. Nebenher freilich ist er Weltmann, und das gibt dann den Unterschied und das Übergewicht. Er weiß — was sie hiezulande nicht wissen oder
nicht wissen wollen — daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen. Und mitunter noch ganz andre.«

Das waren die Worte, die Woldemar in sein Tagebuch eintrug. Von allem, was er gesehen, war er angenehm berührt worden, auch von Haus und Wohnung. Und dazu war guter Grund da, mehr als er nach seinem ersten Besuche wissen konnte. Das von der gräflichen Familie bewohnte Haus mit seinen Loggien und seinem kleinen Hof und Garten teilte sich in zwei Hälften, von denen jede noch wieder ihren besonderen Anbau hatte. Zu der Beletage gehörte das zur Seite gelegene pittoreske Hof- und Stallgebäude, drin der gräfliche Kutscher, Herr Imme, residierte, während dem die zweite Hälfte des Hauses bildenden Hochparterre ziemlich selbstständig noch das kleine niedrige Souterrain gerechnet wurde, drin, außer Portier Hartwig selbst, dessen Frau, sein Sohn Rudolf und seine Nichte Hedwig wohnten. Letztere freilich nur zeitweilig, und war immer nur dann, wenn sie, was allerdings ziemlich häufig vorkam, mal wieder ohne Stellung war. Die Wirtin des Hauses, Frau Hagelversicherungssekretär Schickedanz, hätte diesen gelegentlichen Aufenthalt der Nichte Hartwigs eigentlich bestritten müssen, ließ es aber gehen, weil Hedwig ein heiteres, quikkes und sehr lustiges Ding war und manches besaß, was die Schickedanz mit der Ungehörigkeit des ewigen Dienstwechsels wieder aussöhnte.

Die Schickedanz, eine Frau von sechzig, war schon verwitwet, als im Herbst fünfundachtzig die Barbys einzogen, Comtesse Armgard damals erst zehnjährig. Frau Schickedanz selbst war um jene Zeit noch in Trauer, weil ihr Gatte, der Versicherungssekretär, erst im Dezember des vorausgegangenen Jahres gestorben war, »drei Tage vor Weihnachten«, ein Unstund, auf den der Hilfsprediger, ein junger Kandidat, in seiner Leichenrede beständig hingewiesen und die gewollte Wirkung auch richtig erzielt hatte. Allerdings nur bei der Schickedanz selbst und einigermaßen auch bei der Frau Hartwig, die während der ganzen Rede beständig mit dem Kopf genickt und nachträglich ihrem Mahne bemerkte: »Ja, Hartwig, da liegt doch was drin.« Hartwig selber indes, der, im Gegensatz zu den meisten seines Standes, humoristisch angefliegen war, hatte für die merkwürdige Fügung von »drei Tage vor Weihnachten« nicht das geringste Verständnis gezeigt, vielmehr nur die Bemerkung dafür gehabt: »Ich weiß nicht, Mütter, was du dir eigentlich dabei denkst? Ein Tag ist wie der andre; mal muß man ran,« — worauf die Frau jedoch geantwortet hatte: »Ja, Hartwig, das sagst du so immer; aber wenn du dran bist, dann red'st du anders.«

Der verstorbene Schickedanz hatte, wie der Tod ihn ankam, ein Leben hinter sich, das sich in zwei sehr verschiedene Hälften, in eine ganz kleine unbedeutende und in eine ganz große teilte. Die unbedeutende Hälfte hatte lange gedauert, die große nur ganz kurz. Er war ein Diegelstreichersohn aus dem bei Potsdam gelegenen Dorfe Kaputt [Kaput, so zweifach geschrieben], was er, als er aus dem diesem Dorfnamen esprechenden Stande heraus war, in Gesellschaft guter Freunde gern hervorhob. Es war so ziemlich der einzige Witz seines Lebens, an dem er aber zäh festhielt, weil er sah, daß er immer wieder wirkte. Manche gingen so weit, ihm

den Witz auch noch moralisch zuschreiben und behaupteten: Schickedanz sei nicht bloß ein Charakter, sondern auch eine bescheidene

Natur.

Ob dies zutraf, wer will es sagen! Aber das war sicher, daß er sich von Anfang an als ein aufgeweckter Junge gezeigt hatte. Schon mit sechzehn war

er als Hilsschreiber in die deutsch-englische Hagelversicherungsgesellschaft Pluvius eingetreten und hatte mit sechsundsechzig sein fünfzigjähriges

Dienstjubiläum in eben dieser Gesellschaft gefeiert. Das war aus bestimmten Gründen ein großer Tag gewesen. Denn als Schickedanz ihn erlebte,

hieß er nur noch so ganz obenhin »Herr Versicherungssekretär«, war aber in Wahrheit über diesen seinen Titel weit hinausgewachsen und

besaß bereits das schöne Haus am Kronprinzenufer. Er hatte sich das leisten können, weil er im Laufe der letzten fünf Jahre zweimal

hintereinander ein Viertel vom großen Lose gewonnen hatte. Dies sah er sich allseits als persönliches Verdienst angerechnet und auch wohl mit Recht.

Denn arbeiten kann jeder, das große Los gewinnen kann nicht jeder. Und so blieb er denn bei der Versicherungsgesellschaft lediglich nur noch als

verhältnismäßiges Luststück, weil es damals wie jetzt einen guten Eindruck machte, Personen der Art im Dienst oder gar als Teilnehmer zu haben. An

der Spitze muß immer ein Fürst stehen. Und Schickedanz war jetzt Fürst. Alles drängte sich nicht bloß an ihn, sondern seine stammtsichfreunde, die

zu seiner weimal bewährten Glückshand ein unbedingtes Vertrauen hatten, drangen sogar eine Zeitlang in ihn, die Lötterielose für sie

zu leihen. Aber keiner gewann, was schließlich einen Unschlag schuf und erzielte von »bösem Blick« und sogar ganz unsinnigerweise von

Mogelei sprechen ließ. Die meisten indessen hielten es für klug, ihr Übelwollen zurückzuhalten; war er doch immerhin ein Mann, der jedem, wenn er

wollte, Deckung und Stütze geben konnte. Ja, »Schickedanz« Glück und Ansehen waren groß, am größten natürlich an seinem Jubiläumstage.

Nicht zu glauben, wer da alles kam. Nur ein Orden kam nicht, was denn auch von einigen Schickedanzfanatikern sehr mißliebig bemerkt

wurde. Besonders schmerzlich empfand es die Frau. »Gott, er hat doch immer so treu gewählt,« sagte sie. Sie kam aber nicht in die Lage, sich in diesen

Scherz einleben, da schon die nächsten Zeiten bestimmt waren, ihr schwereres zu bringen. Am 21. September war das Jubiläum gewesen, am

21. Oktober erkrankte er, am 21. Dezember starb er. Auf dem Notizenzettel, den man damals dem Kandidaten gestellt hatte, hatte dieser

dreimal wiederkehrende »einundzwanzigste« gefehlt, was alles in allem wohl als ein Glück angesehen werden konnte, weil, entgegengesetztenfalls, die

»drei Tage vor Weihnachten« entweder gar nicht zu stande gekommen oder aber durch eine geteilte Herrschaft in ihrer Wirkung

abgeschwächt worden wären.

Schickedanz war bei voller Besinnung gestorben. Er rief, kurz vor seinem Ende, seine Frau an sein Bett und sagte: »Riechen,

sei ruhig. Jeder muß. Ein Testament hab ich nicht gemacht. Es gibt doch bloß immer Zank und Streit. Auf meinem Schreibtisch liegt ein

Briefbogen, drauf hab ich alles Nötige geschrieben. Viel wichtiger ist mir das mit dem Haus. Du mußt es behalten, damit die Leute sagen können:

»Da wohnt Frau Schickedanz. Hausname, Straßename, das ist überhaupt das Beste. Straßename dauert noch länger als Denkmal.«

»Gott, Schickedanz, sprich nicht so viel; es strengt dich an. Ich will es ja alles heilig halten, schon aus Liebe ...«

»Das ist recht, Riechen. Ja, du warst immer eine gute Frau, wenn wir auch keine Nachfolge gehabt haben. Aber darum bitte ich dich, vergiß nie, daß es meine Puppe war. Du darfst bloß vornehme Leute nehmen; reiche Leute, die bloß reich sind, nimm nicht; die quängeln bloß und schlagen große Haken in die Türfüllung und hängen eine Schaukel dran. Überhaupt, wenn es sein kann, keine Kinder. Hartwigen unten mußt du behalten; er ist eigentlich ein Klugschmus, aber die Frau ist gut. Und der kleine Rudolf, mein Patenkind, wenn er ein Jahr alt wird, soll er hundert Taler kriegen. Taler, nicht Mark. Und der Schullehrer in Kaputt soll auch hundert Taler kriegen. Der wird sich wundern. Aber darauf freu ich mich schon. Und auf dem Invalidenkirchhof will ich begraben sein, wenn es irgend geht. Invalide ist ja doch eigentlich jeder. Und Anno siebzig war ich doch auch mit Liebesgaben bis dich an den Feind, trotzdem Luchterhand immer sagte: »Nicht so nah ran«. Sei freundlich gegen die Leute und nicht zu barsam (du bist ein bißchen zu barsam) und bewahre mir einen Platz in deinem Herzen. Denn treu warst du, das sagt mir eine innere Stimme.«

Diesem allem hatte Riechen seitdem gelebt. Die Beletage, die leer stand, als Schickedanz starb, blieb noch drei Vierteljahre unbewohnt, trotzdem sich viele Herrschaften meldeten. Aber sie deckten sich nicht mit der Forderung, die Schickedanz vor seinem Hinscheiden gestellt hatte. Herbst fünfundachtzig kamen dann die Barbys. Die kleine Frau sah gleich »ja, das sind die, die mein Seliger gemeint hat.« Und sie hatte wirklich richtig gewählt. In den fast zehn Jahren, die seitdem verflossen waren, war es auch nicht ein einziges Mal zu Konflikten gekommen, mit der gräflichen Familie schon gewiß nicht, aber auch kaum mit den Dienerschaften. Ein persönlicher Verkehr zwischen Eriegoß und Beletage konnte natürlich nicht stattfinden, Hartwig war einfach der alter ego, der mit Jeserich alles Nötige zu besprechen hatte. Kam es aber ausnahmsweise zwischen Wirtin und Mieter zu irgend einer Begegnung, so bewahrte dabei die kleine winzige Frau (die nie »viel« war und seit ihres Mannes Tode noch immer weniger geworden war) eine merkwürdig gemessene Haltung, die jedem mit dem Berliner Wesen Unerwartetes eine Verwunderung abgenötigt haben würde. Riechen empfand sich nämlich in solchem Augenblicke durchaus als »Macht gegen Macht«. Wie beinah jedem hierlandes Geborenen, war auch ihr die Gabe wirklichen Vergleichenkönnens völlig versagt, weil jeder echte, mit Preewassergetaufte Berliner, männlich oder weiblich, seinen Stand nur an seiner eignen kleinen Vergangenheit, nie aber an der Welt draußen mißt, von der er, wenn er ganz echt ist, weder eine Vorstellung hat noch überhaupt haben will. Der »autochthone« »Kellerwurm«, wenn er fünfzig Jahre später in eine Steglitzer Villa geht, bildet —

auch wenn er seiner Natur nach eigentlich der bescheidenste Mensch ist — eine gewisse naive Krösusvorstellung in sich aus und glaubt ganz ernsthaft, jenen Gold- und Silberkönigen anzugehören, die die Welt regieren. So war auch die Schickedanz. Hinter einem Dachfenster in der Georgenkirchstraße geboren, an welchem Dachfenster sie später für ein Weißzeuggeschäft genäht hatte, kam ihr ihr Leben, wenn sie rückblickte, wie ein Märchen vor, drin sie die Rolle der Prinzessin spielte. Dementsprechend durchdrang sie sich, still aber stark, mit einem Hochgefühl, das sowohl Geld- wie Geburtsgrößen gegenüber auf Ebenbürtigkeit lassteuerte. Sie ragte sich ein und wies sich, soweit ihre historische Kenntnis das zuließ, einen ganz bestimmten Platz an: Fürst Dolgorucki, Herzog von Devonshire, Schickedanz.

Die Treue, die der Verstorbenen noch in seinen letzten Augenblicken ihr nachgerühmt hatte, steigerte sich mehr und mehr im Kult. Die Vormittagsstunden jedes Tages gehörten dem hohen Palisandeschrank an, drin die Jubiläumsgüchenke wohlgeordnet standen: ein großer Silberpokal mit einem drachentötenden Sankt Georg auf dem Deckel, ein Album mit photographischen Aufnahmen aller Sehenswürdigkeiten von Kaputt, eine große Huldigungsadresse mit Aquarellarabesken, mehrere Lieder in Prachtdruck (darunter ein Kegeklüblied mit dem Refrain »alle Neune«), Riesensträuße von Sonnenblumen, ein Oreiller [Kissen] mit dem eisernen Kreuz und einem aufgehefteten Gedicht, von einem Damenkomitee herrührend, in dessen Auftrag er, Schickedanz, die Liebesgaben bis vor Paris gebracht hatte. Neben dem Schrank, auf einer Ebenholzsäule, stand eine Gipsbüste, Geschenk eines dem sammtlich angehörigen Bildhauers, der darauf hin einen leider ausgebliebenen Auftrag in Marmor erwartet hatte. Stühle und Stühle steckten in großblumigen Verzügen, desgleichen der Kronleuchter in einem Lazemantel, und an den Frontfenstern standen, den ganzen Winter über, Maiblumen. Riechen trug auch Maiblumen auf jeder ihrer Hauben, war überhaupt, seit das Trauerjahr um war, immer hell gekleidet, wodurch ihre Gestalt noch unkörperlicher wirkte. Jeden ersten Montag im Monat war allgemeines Reinmachen, auch bei Wind und Kälte. Dies war immer ein Tag größter Aufregung, weil jedesmal etwas zerbrochen oder angestoßen wurde. Das blieb auch so durch Jahre hin, bis das Auftreten von Hedwig, die sich einer sehr geschickten Hand erfreute, Wandel in diesem Punkte schaffte. Die Nippsachen zerbrachen nun nicht mehr, und Riechen war um so glücklicher darüber, als Hartwigs hübsche Nichte, wenn sie mal wieder den Dienst gekündigt hatte, regelmäßig allerlei davon zu zählen und mit immer neuen und oft sehr intrikaten Geschichten ins Feld zu rücken wußte.

Die Barbys hatten alle Ursache, mit dem Schickedanzschen Hause zufrieden zu sein. Nur eines störte, das war, daß jeden Mittwoch und Sonnabend die Teppiche geklopft wurden, immer gerade zu der Stunde, wo der alte Graf seine Nachmittagsruhe halten wollte. Das verdroß ihn

eine Weile, bis er schließlich zu dem Ergebnis kam: »Eigentlich bin ich doch selber schuld daran. Warum setz ich mich immer wieder in die Hinterröhre,

statt einfach vorn an mein Fenster? Immer hasardier ich wieder und denke: heute bleibt es vielleicht ruhig; willst es doch noch mal versuchen.«

Ja, der alte Graf war nicht bloß froh, die Wohnung zu haben, er hielt auch beinahe abergläubisch an ihr fest. So lange er darin wohnte,

war es ihm gut ergangen, nicht glänzender als früher, aber sorgenloser. Und das sagte er sich jeden neuen Tag.

Sein Leben, so bunt es gewesen, war trotzdem in gewissem Sinne durchschnittsmäßig verlaufen, ganz so wie das Leben eines preussischen

»Magnaten« (worunter man in der Regel schlesier versteht; aber es gibt doch auch andre) zu verlaufen pflegt.

Im Juli dreißig, gerade als die Franzosen Algier bombardierten und nebenher das Haus Bourbon endgültig beseitigten, war der Graf auf

einem der an der mittleren Elbe gelegenen Barby'schen Güter geboren worden. Auf eben diesem Güte, — das landwirtschaftlich einer von fremder Hand

geführten Administration überstand, — vergingen ihm die Kinderjahre; mit zwölf kam er dann auf die Ritterakademie, mit achtzehn in das

1. Gardeducorps, in welchem, — in dem 1. Gardeducorps u. z. in dem

er Rittmeister und führte eine Schwadron. Aber nicht lange mehr. Auf einem in der Nähe von Potsdam veranstalteten Kavalleriemanoöver

stürzte er unglücklich und brach den Oberschenkel, unmittelbar unter der Hüfte. Leidlich genesen, ging er nach Radez, um dort völlige

Wiederherstellung zu suchen, und machte hier die Bekanntschaft eines alten Freiherrn von Planta, der ihn alsbald auf seine Besitzungen einlud. Weil

diese ganz in der Nähe lagen, nahm er die Einladung nach Schloß Schuder an. Hier blieb er länger als erwartet, und als er das schön gelegene

Waldschloß wieder verließ, war er mit der Tochter und Erbin des Hauses verlobt. Es war eine große Neigung, was sie zusammenführte. Die

junge Freiin drang alsbald in ihn, den Dienst zu quittieren, und er entsprach dem um so lieber, als er seiner völligen Wiederherstellung nicht ganz

sicher war. Er nahm also den Abschied und trat aus dem militärischen in den diplomatischen Dienst über, wozu seine Bildung, sein Vermögen,

seine gesellschaftliche Stellung ihn gleichmäßig geeignet erscheinen ließen. Noch im selben Jahre ging er nach London, erst als Attaché, wurde

dann Botschafter und blieb in dieser Stellung zunächst bis in die Tage der Aufrichtung des Deutschen Reichs. Seine Beziehungen sowohl zu der

heimisch-englischen wie zu der außerenglischen Aristokratie waren jederzeit die besten, und sein Freundschaftsverhältnis zu Baron und

Baronin Berchtesgaden stammte jener Zeit. Er hing sehr an London. Das englische Leben, an dem er manches, vor allem die

geschraubte Kirchlichkeit, bestandete, war ihm trotzdem außerordentlich sympathisch, und er hatte sich daran gewöhnt, sich als verwachsen damit

anzusehen. Auch seine Familie, die Frau und die zwei Töchter — beide, wenn auch in großem Astande, während der Londoner Tage geboren

— teilten des Vaters Vorliebe für England und englisches Leben. Aber ein harter Schlag warf alles um, was der Graf geplant: die Frau starb plötzlich, und der Aufenthalt an der ihm so lieb gewordenen Stätte war ihm vergällt. Er nahm in der ersten Hälfte der 80er Jahre seine erste [Demission [Abgang], ging zunächst auf die Plantagen Güter nach Graubünden und dann weiter nach Süden, um sich in Florenz seßhaft zu machen. Die Luft, die Kunst, die Heiterkeit der Menschen, alles tat ihm hier wohl, und er fühlte, daß er genaß soweit er wieder genesen konnte. Glückliche Tage brachen für ihn an, und sein Glück schien sich noch steigern zu sollen, als sich die ältere Tochter mit dem italienischen Grafen Ghiberti verlobte. Die Hochzeit folgte beinahe unmittelbar. Aber die Fortdauer dieser Ehe stellte sich bald als eine Unmöglichkeit heraus, und ehe ein Jahr um war, war die Scheidung ausgesprochen. Kurze Zeit danach kehrte der Graf nach Deutschland zurück, das er, seit einem Vierteljahrhundert, immer nur flüchtig und besuchsweise wiedergesehen hatte. Sich auf das eine oder andre seiner Elbgüter zu begeben, warstand ihm auch jetzt noch, und so kam es, daß er sich für Berlin entschied. Er nahm Wohnung am Kronprinzenufer und lebte hier ganz sich, seinem Hause, seinen Töchtern. Von dem Verkehr mit der großen Welt hielt er sich so weit wie möglich fern, und nur ein kleiner Kreis von Freunden, darunter auch die durch einen glücklichen Zufall ebenfalls von London nach Berlin verchlagenen Berchtesgadens waren, versammelte sich um ihn. Außer diesen alten Freunden waren es vorzugsweise Hofprediger Frommel, Dr. Wrschowitz und seit letztem Frühjahr auch Rittmeister von Oestelin, die den Barby'schen Kreis bildeten. An Woldemar hatte man sich rath attachiert, und die freundlichen Gefühle, denen er bei dem alten Grafen sowohl wie bei den Töchtern begegnete, wurden von allen Hausbewohnern geteilt. Selbst die Hedwigs interessierten sich für den Rittmeister, und wenn er abends an der Portierloge vorüberkam, guckte Hedwig neugierig durch das Fensterchen und sagte: »So einen, — ja, das lass ich mir gefallen.«

Woldemar, als er sich von den jungen Damen im Barby'schen Hause verabschiedet hatte, hatte versprechen müssen, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Aber was war »recht bald«? Er rechnete hin und her und fand, daß der dritte Tag dem etwa entsprechen würde; das war »recht bald« und doch auch wieder

nicht zu früh. Und so ging er denn, als der Abend dieses dritten Tages da war, auf die Hallische Brücke zu, wartete hier die Ringbahn ab und fuhr,

am Potsdamer- und Brandenburgertor vorüber, bis an jene sonderbare Reichstagsuferstraße, wo, von mächtiger Giebelwand herab, ein

wohl zwanzig Fuß hohes, riesiges Kaffeemädchen mit einem ganz kleinen Häubchen auf dem Kopf freundlich auf die Welt der

Vorübereilenden herniederblickt, um ihnen ein Paket Kneippschen Malzkaffee zu präsentieren. An dieser echt berlinisch-pittoresken Ecke

stieg Woldemar ab, um die von hier aus nur noch kurze Strecke bis an das Kronprinzenufer zu Fuß zurückzulegen.

Es war gegen acht, als er in dem Barby'schen Hause die mit Teppich überdeckte Marmortreppe hinaufstieg und die Klingel zog. Im selben Augenblick,

wo Jeserich öffnete, sah Woldemar an des Alten verlegenem Gesicht, daß die Damen aller Wahrscheinlichkeit nach wieder nicht zu Hause waren.

Aber eine Ver Stimmung darüber durfte nicht aufkommen, und so ließ er es geschehen, daß Jeserich ihn bei dem alten Grafen meldete.

»Der Herr Graf lassen bitten.«

Und nun trat Woldemar in das Zimmer des wieder mal von Neuralgie Geplagten ein, der ihm, auf einen dicken Stock gestützt, unter freundlichem Gruß

entgegenkam.

»Aber Herr Graf,« sagte Woldemar und nahm des alten Herrn linken Arm, um ihn bis an seinen Lehnstuhl und eine für den kranken Fuß

zurechtgemachte Stelze zurückzuführen. »Ich fürchte, daß ich störe.«

»Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Mir hoch willkommen. Außerdem hab ich strikten Befehl, Sie, festzuhalten; Sie

wissen, Damen sind groß in Ahnung, und bei Melusine hat es schon gerauzu was Prophetisches.«

Woldemar lächelte.

»Sie lächeln, lieber Stechlin, und haben recht. Denn daß sie nun schließlich doch gegangen ist (natürlich zu den Berchtesgadens), ist ein Beweis, daß sie sich

und ihrer Prophetie doch auch wieder einigermaßen mißtraute. Aber man ist immer nur klug und weise für andre. Die Doktors machen es ebenso;

wenn sie sich selber behandeln sollen, wizen sie die Verantwortung von sich ab und sterben lieber durch fremde Hand. Aber was sprech ich nur immer von

Melusine. Freilich, wer in unserm Hause so gut escheid weiß wie Sie, wird nichts Überraschliches darin finden. Und zugleich wissen Sie, wie's gemeint ist.

»Armgard ist übrigens in Sicht; keine zehn Minuten mehr, so werden wir sie hier haben.«

»Ist sie mit bei der Baronin?«

»Nein, Sie dürfen sie nicht so weit suchen. Armgard ist in ihrem Zimmer, und Doktor Wrschowitz ist bei ihr. Es kann aber nicht lange mehr dauern.«

»Aber ich bitte Sie, Herr Graf, ist die Comtesse krank?«

»Gott sei Dank, nein. Und Wrschowitz ist auch kein Medizindoktor, sondern ein Muskdoktor. Sie haben von ihm rein zufällig noch nicht gehört, weil erst vorige Woche, nach einer langen, langen Pause, die Musikstunden wieder aufgenommen wurden. Er ist aber schon seit Jahr und Tag

Armgard's Lehrer.«

»Muskdoktor? Gibt es denn die?«

»Lieber Stechlin, es gibt alles. Also natürlich auch das. Und so sehr ich im ganzen gegen die Doktrinascherei bin, so liegt es hier doch so, daß ich dem armen Wrschowitz seinen Muskdoktor gönnen oder doch mindestens verzeihen muß. Er hat den Titel auch noch nicht lange.«

»Das klingt ja fast wie 'ne Geschichte.«

»Trifft auch zu. Können Sie sich denken, daß Wrschowitz aus einer Art Arzweiflung Doktor geworden ist?«

»Kaurf. Und wenn kein Geheimnis ...«

»Durchaus nicht; nur ein Kuriosum. Wrschowitz hieß nämlich bis vor zwei Jahren, wo er als Klavierlehrer, aber als ein höherer (denn er hat auch eine Oper komponiert), in unser Haus kam, einfach Niels Wrschowitz, und er ist bloß Doktor geworden, um

den Niels auf seiner Visitenkarte los zu werden.«

»Und das ist ihm auch geglückt?«

»Ich glaube ja, wiewohl es immer noch vorkommt, daß ihn einzelne ganz wie früher Niels nennen, entweder aus Zufall oder auch wohl

aus Schändlichkeit. In letzterem Falle sind es immer Kollegen. Denn die Musiker sind die boshaftesten Menschen. Meist denkt man, die Prediger und die Schauspieler seien die schlimmsten. Aber weit gefehlt. Die Musiker sind ihnen über. Und ganz besonders schlimm sind die, die die sogenannte heilige Musik

machen.«

»Ich habe dergleichen auch schon gehört,« sagte Woldemar. »Aber was ist das nur mit Niels? Niels ist doch an und für sich ein hübscher und ganz

harmloser Name. Nichts Arüglisches drin.«

»Gewiß nicht. Aber Wrschowitz und Niels! Er litt, glaub' ich, unter diesem Gegensatz.«

Woldemar lachte. »Das kenñ' ich. Das kenñ' ich von meinem Vater her, der Dubslav heißt, was ihm auch immer höchst bequem war. Und da

reichen wohl nicht hundertmal, daß ich ihn wegen dieses Namens seinen Vater habe verklagen hören.«

»Genau so hier,« fuhr der Graf in seiner Erklärung fort. »Wrschowitz' Vater, ein kleiner Kapellmeister an deutsch-schlesisch-pölnischen Gröze,

war ein Niels Gadeschwärmer, woraufhin er seinen Jungen einfach Niels taufte. Das war nun wegen des Kontrastes schon gerade bedenklich

genug. Aber das eigentlich Bedenkliche kam doch erst, als der allmählich ein scharfer Wagnerianer werdende Wrschowitz sich um direkten Niels

Gade-Verächter ausbildete. Niels Gade war ihm der Inbegriff alles Trivialen und Unbedeutenden, und dazu kam noch, wie Amen in der Kirche, daß unser

jünger Freund, wenn er als »Niels Wrschowitz« vorgestellt wurde, mit einer Art Sicherheit der Phrase begegnete: »Niels? Ah, Niels. Ein schöner

Name innerhalb unsrer musikalischen Welt. Und hoch erfreulich, ihn hier zum zweitenmale vertreten zu sehen.« All das konnte der arme Kerl auf die

Dauer nicht aushalten, und so kam er auf den Gedanken, den Vornamen auf seiner Karte durch einen Dokortitel wegzulassen und eskamotieren zu

lassen].«

Woldemar nickte.

»Jedenfalls, lieber Stechlin, ersehen Sie daraus zur Genüge, daß unser Wrschowitz, als richtiger Künstler, in die Gruppe

gehört, und wenn Armgard ihn vielleicht aufgefordert haben sollte, im Tee zu bleiben, so bitt ich Sie herzlich, dieser Reizbarkeit eingedenk

zu sein. Wenn irgend möglich, vermeiden Sie Beziehungen auf die ganze skandinavische Welt, besonders aber auf Dänemark direkt. Er

wittert überall Verrat. Übrigens, wenn man auf seiner Hut ist, ist er ein feiner und gebildeter Mann. Ich hab ihn eigentlich gern, weil er anders ist wie

andre.«

Der alte Graf behielt recht mit seiner Vermutung: Armgard hatte den Doktor Wrschowitz aufgefordert zu bleiben, und als bald danach Jeserich eintrat, um den

Grafen und Woldemar im Tee zu bitten, fanden diese beim Eintritt in das Melzimmer nicht nur Armgard, sondern auch Wrschowitz vor, der, die

Finger ineinander gefaltet, mitten in dem Salon stand und die an der Büfettwand hängenden Bilder mit jenem eigentümlichen Mischausdruck von

aufrichtigem Gelangweiltsein und erkünsteltem Interesse musterte. Der Rittmeister hatte dem Grafen wieder seinen Arm geboten; Armgard ging auf

Woldemar zu und sprach ihm ihre Freude aus, daß er gekommen; auch Melusine werde gewiß bald da sein; sie habe noch jetzt gesagt: »Du sollst

sehen, heute kommt Stechlin.« Danach wandte sich die junge Comtesse wieder Wrschowitz zu, der sich eben in das von Hubert Herkomer

gemalte Bild der verstorbenen Gräfin vertieft zu haben schien, und sagte, gegenseitig vorstellend: »Doktor Wrschowitz, Rittmeister von Stechlin.«

Woldemar, seiner Instruktion eingedenk, verbeugte sich sehr artig, während Wrschowitz, förmlich ablehnend, seinem Gesicht das stolze

Doppelausdruck von Künstler und Hussiten gab.

Der alte Graf hatte mittlerweile Platz genommen, entschuldigte sich, mit der unglücklichen Steige beschwerlich fallen zu müssen, und bat die beiden

Herren, sich neben ihm niederzulassen, während Armgard, dem Vater gegenüber, an der andern Schmalseite des Tisches saß. Der alte Graf nahm seine Tasse

Tee, schob den Cognac, »des Tees bessern Teil,« mit einem humoristischen Seufzer beiseit und sagte, während er sich links zu

Wrschowitz wandte: »Wenn ich recht gehört habe, — so ein bißchen von musikalischem Ohr ist mir geblieben —, so war es Chopin,

was Armgard zu Beginn der Stunde spielte ...«

Wrschowitz verneigte sich.

»Chopin, für den ich eine Vorliebe habe, wie für alle Polen, vorausgesetzt, daß sie Musikanten oder Dichter oder auch Wissenschaftsmenschen

sind. Als Politiker kann ich mich mit ihnen nicht befreunden. Aber vielleicht nur deshalb nicht, weil ich Deutscher und sogar Preuße bin.«

»Sehr warr, sehr warr,« sagte Wrschowitz, mehr Gesinnungstüchtig als artig.

»Ich darf sagen, daß ich für polnische Musiker, von meinen frühesten Leutnantstagen an, eine schwärmische Vorliebe gehabt habe. Da gab es unter

andern eine Polonaise von Oginski, die damals so regelmäßig und mit so viel Passion gespielt wurde, wie später der Erlkönig oder

die Glocken von Speier. Es war auch die Zeit vom »Alten Feldhern« und von »Denkst du daran, mein tapferer Lagenka.«

»Jawohl, Herr Graff, eine schlechte Zeit. Und warr mir immerdarr eine beson-

dere Lust zu sehen, wie das Sentimentalle wieder fällt. Immer merr, immer

merr. Ich hasse das Sentimentalle de tout mon cœur.«

»Worin ich,« sagte Woldemar, »Herrn Doktor Wrschowitz durchaus stimme. Wir haben in der Poesie genau dasselbe. Da gab es auch dergleichen,

und ich bekenne, daß ich als Knabe für solche Sentimentalitäten geschwärmt habe. Meine besondere Schwärmerei war »König Renés Tochter«

von Henrik Heitz, einem jungen Kopenhagener, wenn ich nicht irre ...«

Wrschowitz verfärbte sich, was Woldemar, als er es wahrnahm, zu sofortigem rachen Einlenken bestimmte. »... König Renés

Tochter, ein lyrisches Drama. Aber schon seit lange wieder vergessen. Wir stehen jetzt im Zeichen von Tolstoj und der

Kreuzersonate.«

»Sehr warr, sehr warr,« sagte der reich wieder befähigte Wrschowitz und nahm nur noch Veranlassung, energisch gegen die Mischung

Ind-om...
von Kunst und Sektierertum zu protestieren.

Woldemar, großer Wlodojewitsch, wollte für den russischen Grafen eine Latze brechen, aber Armgard, die, wenn derartige Themata berührt

wurden, der Salonfähigkeit ihres Freundes Wrschowitz arg mißtraute, war sofort aufrichtig bemüht, das Gespräch auf harmlosere Gebiete hinüberzuspielen.

Als ein solches friederheißendes Gebiet erschien ihr in diesem Augenblicke ganz eminent die Grafschaft Rüpzin, aus deren abgelegenster Nordostecke

Woldemar eben wieder eingetroffen war, und so sprach sie denn gegen diesen den Wunsch aus, ihn über seinen jüngsten Ausflug einen kurzen

Bericht erstatten zu sehen. »Ich weiß wohl, daß ich meiner Schwester Melusine (die voll Neugier und Verlangen ist, auch davon zu hören)

einen schlechten Dienst damit leiste; Herr von Stechlin wird es aber nicht vermahnen, wenn meine Schwester erst wieder da ist, darauf zurückzukommen. Es

braucht ja, wenn man plaudert, nicht alles absolut neu zu sein. Man darf sich wiederholen. Papa hat auch einzelnes, das er öfter erzählt.«

»Einzeln?« lachte der alte Graf, »meine Tochter Armgard meint ›viele‹.«

»Nein, Papa, ich meine einzelnes. Da gibt es denn doch ganz andre, zum Beispiel unser guter Baron. Und die Baronin sieht auch immer

weg, wenn er anfängt. Aber lassen wir den Baron und seine Geschichten, und hören wir lieber von Herrn von Stechlins Ausflüge. Doktor Wrschowitz

teilt gewiß meinen Geschmack.«

»Teile vollkommen.«

»Also, Herr von Stechlin,« fuhr Armgard fort. »Sie haben nach diesen Erklärungen unsers Freundes Wrschowitz einen freundlichen Zuhörer

mehr, vielleicht sogar einen begeisterten. Auch für Papa möcht ich mich verbürgen. Wir sind ja eigentlich selber märkisch oder doch beinah

und wissen trotzdem so wenig davon, weil wir immer draußen waren. Ich kenne wohl Saatwinkel und den Grünwald, aber das eigentliche

brandenburgische Land, das ist doch noch etwas anders. Es soll alles so romantisch sein und so melancholisch, Sand und Sumpf und im Wasser

ein paar Binsen oder eine Birke, dran das Laub zittert. Ist Ihre Rüpziner Gegend auch so?«

»Nein, Comtesse, wir haben viel Wald und See, die sogenannte mecklenburgische Seenplatte.«

»Nun das ist auch gut. Mecklenburg, wie mir die Berchtesgadens erst neulich versichert haben, hat auch seine Romantik.«

»Sehr warr. Habe gelesen Stromtid und habe gelesen Franzosentid...«

»Und dann glaub ich auch zu wissen,« fuhr Armgard fort, »daß Sie Rheinsberg ganz in der Nähe haben. Ist es richtig. Und kennen Sie's? Es soll

so viel Interessantes bieten. Ich erinnere mich seiner aus meinen Kindertagen her, trotzdem wir damals in London lebten. Oder vielleicht auch

gerade deshalb. Denn es war die Zeit, wo das Carlylesche Buch über Friedrich den Großen immer noch in Mode war, und wo's um Guten Ton

gehörte, sich nicht bloß um die Terrasse von Sanssouci zu kümmern, sondern auch um Rheinsberg und den Orden de la générosité.

«Lebt das alles noch da? Spricht das Volk noch davon?»

»Nein, Comtesse, das ist alles fort. Und überhaupt, von dem großen König spricht im Rheinsbergischen niemand mehr, was auch kaum anders sein

kann. Der große König war als Kronprinz nur kurze Zeit da, sein Bruder Heinrich aber fünfzig Jahre. Und so hat die

Prinz-Heinrichzeit beklagenswerterweise die Kronprinzenzeit ganz erdrückt. Aber beklagenswert doch nicht in allem. Denn Prinz

Heinrich war auch bedeutend und vor allem sehr kritisch. Was doch immer ein Vorzug ist.»

»Sehr warr, sehr warr,« unterbrach hier Wrschowitz.

»Er war sehr kritisch,« wiederholte Woldemar. »Namentlich auch gegen seinen Bruder, den König. Und die Malcontenten [Unzufriedenen], deren

es auch damals schon die Hülle und Fülle gab, waren ständig um ihn herum. Und dabei kommt immer was heraus.»

»Sehr warr, sehr warr...«

»Denn Zufriedene Hofleute sind allemal öd und langweilig, aber die Frondeurs [Gegner, Opponent], wenn die den Mund auf tun, da

kann man was hören, da tut sich einem was auf.»

»Gewiß,« sagte Armgard. »Aber trotzdem, Herr von Oestelin, ich kann das Frondieren nicht leiden. Frondeur ist doch immer nur der

gewöhnliche, häufig Zufriedene, und wer immer Zufrieden ist, der taugt nichts. Immer Zufriedene sind dunkelhaft und oft boshaft dazu, und während sie sich

über andre lustig machen, lassen sie selber viel zu wünschen übrig.»

»Sehr warr, sehr warr, gnädigste Comtesse,« verbeugte sich Wrschowitz. »Aber, wollen

verzeihn, Comtesse, wenn ich trotzdem bin für Frondeur. Frondeur ist Kritikk,

und wo Gutes sein will, muß sein Kritikk. Deutsche Kunst viel Kritikk. Erst

muß sein Kunst, gewiß, gewiß, aber gleich danach muß sein Kritikk. Kritikk ist

wie große Revolution. Kopf ab aus Prinzipp. Kunst muß haben ein Prinzipp.

Und wo Prinzipp is, is Kopf ab.»

Alles schwieg, so daß dem Grafen nichts übrig blieb, als etwas verspätet seine halbe Zustimmung auszudrücken. Armgard ihrerseits beeilte sich, auf

Rheinsberg zurückzukommen, das ihr trotz des fatalen Zwischenfalls mit »Kopf ab«, im Vergleich zu vielleicht wiederkehrenden Musikgesprächen, immer

noch als wenigstens ein Nothafen erschien.

»Ich glaube,« sagte sie, »neben manchem andern auch mal von der Frauenfeindschaft des Prinzen gehört zu habe. Er soll — irre ich mich, so werden Sie mich korrigieren — ein sogenannter Misogyne [Frauen verachtend] gewesen sein. Etwas durchaus Krankhaftes in meinen Augen oder doch mindestens etwas sehr Sonderbares.«

»Sehr sonderbarr,« sagte Wrschowitz, während sich, unter huldigendem Hinblick auf Armgard, sein Gesicht wie verklärte.

»Wie gut, lieber Wrschowitz,« fuhr Armgard fort, »daß Sie, mein Wort bestätigend, für uns arme Frauen und Mädchen eintreten. Es gibt immer

noch Ritter, und wir sind ihrer so sehr benötigt. Denn wie mir Melusine erzählt hat, sind die Weiberfeinde sogar stolz darauf,

Weiberfeinde zu sein, und behandeln ihr Denken und Tun als eine höhere Lebensform. Kennen Sie solche Leute, Herr von

Stechlin? Und wenn Sie solche Leute kennen, wie denken Sie darüber?«

»Ich betrachte sie zunächst als Unglückliche.«

»Ei. Ja.«

»Und im zweiten als Kranke. Der Prinz, wie Comtesse schon ganz richtig ausgesprochen haben, war auch ein solcher Kranker.«

»Und wie äußerte sich das? Oder ist es überhaupt nicht möglich, über das Thema zu sprechen?«

»Nicht ganz leicht, Comtesse. Doch in Gegenwart des Herrn Grafen und nicht zu vergessen auch in Gegenwart von Doktor Wrschowitz, der so schön und

ritterlich gegen die Misogynität Partei genommen, unter solchem Beistande will ich es doch wagen.«

»Nun, das freut mich. Denn ich brenne vor Neugier.«

»Und will auch nicht länger ängstlich um die Sache herumgehen. Unser Rheinsberger Prinz war ein richtiger Prinz aus dem vorigen Jahrhundert. Die

jetzigen sind Merchen; die damaligen waren nur Prinzen. Eine der Passionen unsers Rheinsberger Prinzen — wenn man will, in einer Art

Gegensatz von dem, was schon gesagt wurde — war eine geheimnisvolle Vorliebe für jungfräuliche Tote, besonders Bräute. Wenn eine Braut im

Rheinsbergischen, am liebsten auf dem Lande, gestorben war, so lud er sich zu dem Begräbnis zu Gast. Und eh der Geistliche noch da sein konnte

(den vermied er), schien er ungesteuert an das Fußende des Sarges und starrte die Tote an. Aber sie mußte geschminkt sein und aussehen wie das

Leben.«

»Aber das ist ja schrecklich,« brach es beinahe leidenschaftlich aus Armgard hervor. »Ich mag diesen Prinzen nicht und seine ganze Fronde nicht. Denn die

müssen ebenso gewesen sein. Das ist ja Blasphemie, das ist ja Gräberhändlung, — ich muß das Wort aussprechen, weil ich so empört bin und

nicht anders kann.«

Der alte Graf sah die Tochter an, und ein Freudenstrahl umleuchtete sein gutes altes Gesicht. Auch Wrschwitz empfand so was vorunbedingter

Huldigung, bezwang sich aber und sah, statt auf Armgard, auf das Bild der Gräfin-Mutter, das von der Wand niederblickte.

Nur Woldemar blieb ruhig und sagte: »Comtesse, Sie gehen vielleicht zu weit. Wissen Sie, was in der Seele des Prinzen vorgegangen ist? Es

kann etwas Infernales gewesen sein, aber auch etwas ganz andres. Wir wissen es nicht. Und weil er nebenher unbedingt große Züge hatte, so

viel, bezahle ich mich dafür, ihm das in Rechnung zu stellen.«

»Bravo, Stechlin,« sagte der alte Graf. »Ich war erst Armgards Meinung. Aber Sie haben recht, wir wissen es nicht. Und so viel weiß ich noch von

der Juristerei her, in der ich, wohl oder übel, eine Gastrolle gab, daß man in zweifelhaften Fällen in favorem gehen muß.

Übrigens geht eben die Klingel. An bester Stelle wird ein Gespräch immer unterbrochen. Es wird Melusine sein. Und so sehr ich gewünscht hätte, sie

wäre von Anfang an mit dabei gewesen, wenn sie jetzt so mit einem Male dazwischen fährt, ist selbst Melusine eine Störung.«

Es war wirklich Melusine. Sie trat, ohne draußen abzuwarten, ins Zimmer, warf das schottische Cape, das sie trug, in eine Sofa-Ecke und

schrift, während sie noch den Hut aus dem Haare nestelte, bis an den Tisch, um hierunächst den Vater, dann aber die beiden andern Herren zu begrüßen.

»Ich seh euch so verlegen, woraus ich schließe, daß eben etwas Gefährliches gesagt worden ist. Also etwas über mich.«

»Aber, Melusine, wie eitel.«

»Nun, dann also nicht über mich. Aber über wen? Das wenigstens will ich wissen. Von wem war die Rede?«

»Vom Prinzen Heinrich. Aber von dem ganz alten, der schon fast hundert Jahre tot ist.«

»Da konntet Ihr auch was Besseres tun.«

»Wenn du wüßtest, was uns Stechlin von ihm erzählt hat, und daß er — nicht Stechlin, aber der Prinz — ein Misogyne war, so würdest du

vielleicht anders sprechen.«

»Misogyne. Das freilich ändert die Sache. Ja, lieber Stechlin, da kann ich Ihnen nicht helfen, davon muß ich auch noch hören. Und wenn Sie mir's

abchlagen, so wenigstens was Gleichwertiges.«

»Gräfin Melusine, was Gleichwertiges gibt es nicht.«

»Das ist gut, sehr gut, weil es so wahr ist. Aber dann bitt ich um etwas zweites. Ich sehe, daß Sie von Ihrem Ausfluge erzählt haben, von Ihrem

Papa, von Schloß Stechlin selbst oder von Ihrem Dorf und Ihrer Gegend. Und davon möchte ich auch hören, wenn es auch freilich nicht an das andre

heranreicht.«

»D, W, b o o /, o y e n - 2 i n f u r n o r m a l : 1 2 e n, I n G r a f i n, i
»Ach, Gräfin, Sie wissen nicht, wie bescheiden es mit unserm Stechliner Erdenwinkel bestellt ist. Wir haben da, von einem Pastor abgesehen, der
beinah Sozialdemokrat ist, und des weiteren von einem Oberförster abgesehen, der eine Prinzessin, eine Ipe-Büchstein,
geheiratet hat ...«

»Aber das ist ja alles großartig ...«

»Wir haben da, von diesen zwei Sehenswürdigkeiten abgesehen, eigentlich nur noch den Stechlin. Der ginge vielleicht, über den ließe sich vielleicht
etwas sagen.«

»Den Stechlin? Was ist das? Ich bin so glücklich, zu wissen« (und sie machte verbindlich eine Handbewegung auf Woldemar zu) »ich bin so
glücklich, zu wissen, daß es Stechline gibt. Aber der Stechlin! Was ist der Stechlin?«

»Das ist ein See.«

»Ein See. Das besagt nicht viel. Seen, wenn es nicht grade der Vierwaldstätter ist, werden immer erst interessant durch ihre Fische, durch Sterlet
[kleiner Stör] oder Felchen [schlanker Lachsfiſch]. Ich will nicht weiter aufzählen. Aber was hat der Stechlin? Ich vermute, Steckerlinge.«

»Nein, Gräfin, die hat er nun gerade nicht. Er hat genau das, was Sie geneigt sind am wenigsten zu vermuten. Er hat Weltbeziehungen, vornehme,
geheimnisvolle Beziehungen, und nur alles Gewöhnliche, wie beispielsweise Steckerlinge, hat er nicht. Steckerlinge fehlen ihm.«

»Aber, Stechlin, Sie werden doch nicht den Erbsindlichen spielen. Rittmeister in der Garde!«

»Nein, Gräfin. Und außerdem, den wollt ich sehen, der das Ihnen gegenüberzuwege brächte.«

»Nun dann also, was ist es? Worin bestehen seine vornehmen Beziehungen?«

»Er steht mit den höchsten und allerhöchsten Herrschern, deren genealogischer Kalender noch über den Gothaischen hinauswächst, auf du und du. Und
wenn es in Java oder auf Island turnt oder der Geysir mal in Doppelhöhe dampft und springt, dann springt auch in unserm Stechlin

ein Wasserstrahl auf, und einige (wenn es auch noch niemand gesehen hat), einige behaupten sogar, in ganz schweren Fällen erscheine zwischen den
strudeln ein roter Hahn und krähe hell und weckend in die Ruppiner Grafschaft hinein. Ich nenne das vornehme Beziehungen.«

»Ich auch,« sagte Melusine.

»Vrschowitz aber, dessen Augen immer größer geworden waren, murmelte vor sich hin: » Sehr warr, sehr warr. «

Es war zu Beginn der Woche, daß Woldemar seinen Besuch im Barbyschen Hause gemacht hatte. Schon am Mittwoch früh empfing er ein Billet von

26.
Melusine.

»Lieber Freund. Lassen Sie mich Ihnen noch nachträglich mein Bedauern ausdrücken, daß ich vorgestern nur gerade noch die letzte Scene des letzten

Aktes (Geschichte vom Stechlin) mit erleben konnte. Mich verlangt es aber lebhaft, mehr davon zu wissen. In unsrer sogenannten großen Welt gibt es

so wenig, was sich zu sehen und zu hören verlohnt; das meiste hat sich in die stillen Winkel der Erde zurückgezogen. Allen voran, wie

mir scheint, in Ihrer Stechliner Gegend. Ich wette, Sie haben uns noch über vieles zu berichten, und ich kann nur wiederholen, ich möchte davon hören.

Unsre gute Baronin, der ich davon erzählt habe, denkt ebenso; sie hat den tug aller naiven und liebenswürdigen Frauen, neugierig zu sein.

Ich, ohne die genannten Vorbedingungen zu erfüllen, bin ihr trotzdem an Neugier gleich. Und so haben wir denn eine Nachmittagspartie

verabredet, bei der Sie der große Erzähler sein sollen. In der Regel freilich verläuft es anders wie gedacht, und man hört nicht das, was man

hören wollte. Das darf uns aber in unserm guten Vorhaben nicht hindern. Die Baronin hat mir etwas vorgeschwärmt von einer Gegend, die sie

»Oberspre« nannte (die vielleicht auch wirklich so heißt), und wo's so schön sein soll, daß sich die Havelherrschaften daneben

verstecken müssen. Ich will es ihr glauben, und jedenfalls werd ich es ihr nachträglich versichern, auch wenn ich es nicht gefunden haben sollte. Das Ziel unsrer Fahrt

— ein Punkt, den übrigens die Berchtesgadens noch nicht kennen; sie waren bisher immer erheblich weiter flussaufwärts — das Ziel unsrer Reise

hat einen ziemlich sonderbaren Namen und heißt das »Eierhäuschen«. Ich werde seitdem die Vorstellung von etwas Ovalen nicht los und werde wohl

erst geheilt sein, wenn sich mir die so sonderbar benamste Spreschönheit persönlich vorgestellt haben wird. Also morgen, Donnerstag:

Eierhäuschen. Ein »Nein« gibt es natürlich nicht. Abfahrt vier Uhr, Jannowitzbrücke. Papa begleitet uns; es geht ihm seit heut

um vieles besser, so daß er so's zutraut. Vielleicht ist vier etwas spät; aber wir haben dabei, wie mir Lizzi sagt, den Vorteil, auf der Rückfahrt die

Lichter im Wasser sich spiegeln zu sehen. Und vielleicht ist auch irgendwo Feuerwerk, und wir sehen dann die Raketen steigen. Armgard ist in

Aufregung, fast auch ich. Eines Herrn Rittmeisters wohlaffectionierte Melusine.«

Nun war der andre Nachmittag da, und kurz vor vier Uhr fuhren erst die Berchtesgadens und gleich danach auch die Barbys bei der

Jannowitzbrücke vor. Woldemar wartete schon. Alle waren in jener heitern Stimmung, in der man geneigt ist, alles schön und reizend

1. Ber. - 4. g. n. e. D. 2. 1. e. g. l. i. g. e. r. / g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
zu finden. Und diese Stimmung kam denn auch gleich der Empfangsstation zu statten. Unter lachender Bewunderung der sich hier darbietenden

2. g. l. i. c. h. e. r. / g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Holzarchitektur stieg man ein Gewirr von Stiegen und Treppen hinab und schritt, unten angekommen, an den um diese Stunde noch leeren

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Tischen eines hier etablierten »Lokals« vorüber, unmittelbar auf das Schiff zu, dessen Glocke schon zum erstenmal geläutet hatte. Das Wetter war prachtvoll,

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
flüßaufwärts alles klar und sonnig, während über der Stadt ein dünner Nebel lag. Zu beiden Seiten des Hinterdecks nahm man aufstühlen und

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Bänken Platz und sah von hier aus auf das verschleierte Stadtbild zurück.

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
»Da heißt es nun immer,« sagte Melusine, »Berlin sei so kirchenarm; aber wir werden bald Köln und Mainz aus dem Felde

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
geschlagen haben. Ich sehe die Nikolaikirche, die Petrikirche, die Waisenkirche, die Schloßkuppel, und das Dach da, mit einer Art von

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
chinesischer Deckelmütze, das ist, glaub ich, der Rathausturm. Aber freilich, ich weiß nicht, ob ich den mitrechnen darf.«

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
»Turm ist Turm,« sagte die Baronin. »Das fehlte so gerade noch, daß man dem armen alten Berlin auch seinen Rathausturm als

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Turm ostritte. Man eifersüchtelt schon genug.«

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Und nun schlug es vier. Von der Parochialkirche her klang das Glockenspiel, die Schiffsglocke läutete dazwischen, und als diese wieder schwieg, wurde

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
das Brett aufgeklappt, und unter einem schrillen Pfiff setzte sich der Dampfer auf das mittlere Brückenjoch zu in Bewegung.

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Oben, in Nähe der Jannowitzbrücke, hielten immer noch die beiden herrschaftlichen Wagen, die's für angemessen erachten mochten, ehe sie selber

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
aufbrachen, zuvor den Aufbruch des Schiffes abzuwarten, und erst als dieses unter der Brücke verschwunden war, fuhr der gräflich Barby'sche Kutshner

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
neben den freiherrlich Berchtesgaderschen, um mit diesem einen Gruß auszutauschen. Beide kannten sich seit lange, schon von London her, wo

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
sie bei denselben Herrschaften in Dienst standen hatten. In diesem Punkte waren sie sich gleich, sonst aber so verschieden wie nur

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
möglich, auch schon in ihrer äußeren Erscheinung. Imme, der Barby'sche Kutshner, ein ebenso martialisch wie gutmütig dreinschauender

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Mecklenburger, hätte mit seinem angegrauten Sappeurbart [Soldat (Pionier)] ohne weiteres vor eine Gardetruppe treten und den

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Lug als Tambourmajor eröffnen können, während der Berchtesgadersche, der seine Jugend als Trainer und halber Sportsmann zugebracht hatte,

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
nicht bloß einen englischen Namen führte, sondern auch ein typischer Engländer war, hager, sehnig, kurz geschoren und glatt rasiert.

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
Seine Glotzaugen hatten etwas Stupides; er war aber trotzdem klug genug und wußte, wenn's galt, seinem Vorteil nachzugehen. Das Deutsche

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
machte ihm noch immer Schwierigkeiten, trotzdem er sich aufrichtige Mühe damit gab und sogar das bequeme Zuhilfenehmen englischer Wörter vermied,

g. n. l. D. e. w. e. g. / J. e. a. r. e.
am meisten dann, wenn er sich die Berlinerinnen seiner Bekanntschaft abzuholen sah, ihm mit »well, well, Mr. Robinson« zu

mit einem geheimnisvollen »indeed« zu Hilfe zu kommen. Nur mit dem einen war er einverstanden, daß man ihn »Mr.

Robinson« nannte. Das ließ er sich gefallen.

»Now, Mr. Robinson,« sagte Imme, als sie Bock an Bock nebeneinander hielten, »how are you? I hope quite well.«

»Danke, Mr. Imme, danke! Was macht die Frau?«

»Ja, Robinson, da müssen Sie, denk ich, selber nachsehen, und war gleich heute, wo die Herrschaften fort sind und erst spät wiederkommen. Noch dazu mit der Stadtbahn. Wenigstens von hier aus, Jannowitzbrücke. Sagen wir also neun; eher sind sie nicht zurück. Und bis dahin

haben wir einen guten Skat. Hartwig als dritter wird schon kommen; Portiers können immer. Die Frau geht ebenso gut die Tür auf wie er, und weiter ist's ja nichts. Also Klocker fünf: ein »Nein« gilt nicht;

Ein bißchen is doch noch hängen geblieben von »Dear old England.«

»Danke, Mr. Imme,« sagte Robinson, »danke! Ja, Skat ist das Beste von Komme gern. Skat ist noch besser

als Bayrisch.«

»Hören Sie, Robinson, ich weiß doch nicht, ob das stimmt. Ich denke mir, so beides zusammen, das ist das Wahre.«

Robinson war einverstanden, und da beide weiter nichts auf dem Herzen hatten, so brach man hier ab und schickte sich an, die Rückfahrt

in einem mäßig raschen Trab anzutreten, wobei der Berchtesgaderische Kutscher den Weg über Molkenmarkt und Schloßplatz der Barbysche den

auf die Neue Friedenstrasse nahm. Jenseits der Friedrichsbrücke hielt sich dieser dann dicht am Wasser hin und kam so am bequemsten bis an sein

Kronprinzenufer.

Der Dampfer, gleich nachdem er das Brückenjoch passiert hatte, setzte sich in ein rascheres Tempo, dabei die linke Flußseite haltend, so

daß immer nur eine geringe Entfernung zwischen dem Schiff und den sich dicht am Ufer ziehenden Stadtbahnbögen war. Jeder Bogen schuf den

Rahmen für ein dahinter gelegenes Bild, das natürlich die Form einer Lunette hatte. Mauerwerk jeglicher Art, Schuppen, Zäune zogen in

buntem Wechsel vorüber, aber in Front aller dieser der Alltäglichkeit und der Arbeit dienenden Dinge zeigte sich immer wieder ein Stück

Gartenland, darin ein paar verspätete Malven oder Sonnenblumen blühten. Erst als man die zweitfolgende Brücke passiert hatte, traten die

Stadtbahnbögen so weit zurück, daß von einer Uferbefassung nicht mehr die Rede sein konnte; statt ihrer aber wurden jetzt Wiesen und

Auf orber, - c e h n i s t b, m i o e e n n, 2 o j u, o ~ m e
pappeltsetzte Wege sichtbar, und wo das Ufer kaiartig abfiel, lagen mit Sand beladene Kähne, große Zillen, aus deren Innerem eine
umt b y, v = - o o o z, d a h 2 m t n o h j u. - a n 9, u n n
baggerartige Vorrichtung die Kies- und Sandmassen in die dicht am Ufer hin etablierten Kalkgruben schüttete. Es waren dies die Berliner
Mörtelwerke, die hier die Herrschaft behaupteten und das Uferbild bestimmten.

i o e r f l u b, c o l 2 j u d o ' o r - h, i e p e t. - s i e g n - W t
Unsre Reisenden sprachen wenig, weil unter dem raschen Wechsel der Bilder eine Frage die andere rückdrängte. Nur als der Dampfer an Treptow

vorüber zwischen den kleinen Inseln hinfuhr, die hier mannigfach aus dem Fluß aufwachsen, wandte sich Melusine an Woldemar und sagte:

»Lizzi hat mir erzählt, hier zwischen Treptow und Stralau sei auch die ›Liebesinsel‹; da stürben immer die Liebespaare, meist mit einem Zettel in der

Hand, drauf alles stünde. Triffst du zu?«

»Ja, Gräfin, soviel ich weiß, trifft es zu. Solche Liebesinseln gibt es übrigens vielfach in unsrer Gegend und kann als Beweis gelten, wie

weitverbreitet der Zustand ist, dem abgeholfen werden soll, und wenn's auch durch Sterben wäre.«

»Das nehm' ich Ihnen übel, daß Sie darüber spotten. Und Armgard wird es noch mehr tun, weil sie gefühlvoller ist als ich. Zudem sollten sie wissen, daß sich

so was rächt.«

»Ich weiß es. Aber Sie lesen auch durchaus fach in meiner Seele. Sicher haben Sie mal gehört, daß der, der Furcht hat, zu singen anfängt,

und wer nicht singen kann, nun, der witzelt eben. Übrigens, so schön ›Liebesinsel‹ klingt, der rauber davon geht wieder verloren, wenn Sie sich den

Namen des Götzen vergegenwärtigen. Die sich so mächtig hier verbreitende Spreefläche heißt nämlich der ›Kümmelsburger‹ See.«

»Freilich nicht hübsch; das kann ich zugeben. Aber die Stelle selbst ist schön, und Namen bedeuten nichts.«

»Wer Melusine heißt, sollte wissen, was Namen bedeuten.«

»Ich weiß es leider. Denn es gibt Leute, die sich vor ›Melusine‹ fürchten.«

»Was immer eine Dummheit, aber doch viel mehr noch eine Huldigung ist.«

Unter diesem Gespräche waren sie bis über die Breitung der Pree hinaus gekommen und fuhren wieder in das schmaler werdende Flußbett ein. An

beiden Ufern hörten die Häuserreihen auf, sich in dünnen Zeilen hülziehen, Baumgruppen traten in nächster Nähe dafür ein, und

weiter landeinwärts wurden aufgeschüttete Bahndämme sichtbar, über die hinweg die Telegrafentangen ragten und ihre Drähte von Pfahl zu Pfahlspannten.

Hie und da, bis ziemlich weit in den Fluß hinein, stand ein Schilfgürtel, aus dessen Dickicht verezelte Krickenten aufflogen.

»Es ist doch weiter, als ich dachte,« sagte Melusine. »Wir sind ja schon wie in halber Einsamkeit. Und dabei wird es frisch. Ein Glück, daß wir

Decken mitgenommen. Denn wir bleiben doch wohl im Freien? Oder gibt es auch immer da? Freilich kann ich mir kaum denken, daß wir

«Sechs in einem Eierhäuschen Platz haben.»

»Ach, Frau Gräfin, ich sehe, Sie rechnen auf etwas extrem Idyllisches und erwarten, wenn wir angelangt sein werden, einen Mischling von Kiosk und

Hütte. Da harrt Ihrer aber eine grausame Enttäuschung. Das Eierhäuschen ist ein sogenanntes »Lokal«, und wenn uns die Lust anwandelt, so

können wir da tanzten oder eine Volksversammlung abhalten. Raum genug ist da. Sehen Sie, das Schiff wendet sich schon, und der rote Bau da, der

zwischen den Pappelweiden mit Turm und Erker sichtbar wird, das ist das Eierhäuschen.»

»O weh! Ein Palazzo,« sagte die Baronin und war auf dem Punkt, ihrer Missstimmung einen Ausdruck zu geben. Aber ehe sie dazu

kam, schob sich das Schiff schon an den vorgebauten Anlegesteg, über den hinweg man, einen Uferweg einschlagend, auf das Eierhäuschen schritt.

Dieser Uferweg setzte sich, als man das Gartenlokal endlich erreicht hatte, jenseits desselben noch eine gute Strecke fort, und weil die wundervolle

Frische dazu einlud, beschloß man, ehe man sich im »Eierhäuschen« selber niederließ, zuvor noch einen gemeinschaftlichen Spaziergang am

Ufer hin zu machen. Immer weiter flussaufwärts.

Der Enge des Weges halber ging man zu zweien, voran Woldemar mit Melusine, dann die Baronin mit Armgard. Erheblich zurück erst

folgten die beiden älteren Herren, die schon auf dem Deckschiff ein politisches Gespräch angeknüpft hatten. Beide waren liberal, aber der

Umsatz, daß der Baron ein Bayer und unter katholischen Anschauungen aufgewachsen war, ließ doch beständig Unterschiede hervortreten.

»Ich kann Ihnen nicht zustimmen, lieber Graf. Alle Trümpe heut, und zwar mehr denn je, sind in des Papstes Hand. Rom ist ewig und Italien nicht so

fest aufgebaut, als es die Welt glauben machen möchte. Der Quirinal zieht wieder aus, und der Vatikan zieht wieder ein. Und was dann?»

»Nichts, lieber Baron. Auch dann nicht, wenn es wirklich dazu kommen sollte, was, glaub ich, ausgeschlossen ist.«

»Sie sagen das so ruhig, und ruhig ist man nur, wenn man sicher ist. Sind Sie's? Und wenn Sie's sind, dürfen Sie's sein? Ich wiederhole, die letzten

Entscheidungen liegen immer bei dieser Papst- und Rom-Frage.«

»Lagen einmal. Aber damit ist es gründlich vorbei, auch in Italien selbst. Die letzten Entscheidungen, von denen Sie sprechen, liegen heutzutage

ganz wo anders, und es sind bloß ein paar Ihrer Zeitungen, die nicht müde werden, der Welt das Gegenteil zu versichern. Alles bloße

Nachklänge. Das moderne Leben räumt erbarmungslos mit all dem Überkommenen auf. Ob es glückt, ein Nilreich anzurichten, ob

Japan ein England im Stillen Ocean wird, ob China mit seinen vierhundert Millionen aus dem Schlaf aufwacht und, seine Hand erhebend,

uns und der Welt zuruft: »Hier bin ich«, allem voraus aber, ob sich der vierte Stand etabliert und stabilisiert (denn darauf läuft doch in ihrem

vernünftigen Kern die ganze Sache hinaus) — das alles fällt ganz anders ins Gewicht als die Frage »Quirinal oder Vatikan«. Es hat sich überlebt.

Und instauenswert ist nur das eine, daß es überhaupt noch so weiter geht. Das ist der Wunder größtes.«

»Und das sagen Sie, der Sie zeitweilig den Dingen so nahe bestanden?«

»Weil ich ihnen so nahe bestanden.«

Auch die beiden voranschreitenden Paare waren in lebhaftem Gespräch.

An dem schon in Dämmerung liegenden östlichen Horizont stiegen die Friktschornsteine vor Spindlersfelde vor ihnen auf, und die Rauchfahnen

zogen in langsamem Zuge durch die Luft.

»Was ist das?« fragte die Baronin, sich an Woldemar wendend.

»Das ist Spindlersfelde.«

»Kenñ ich nicht.«

»Doch vielleicht, gnädigste Frau, wenn Sie hören, daß in eben diesem Spindlersfelde der für die weibliche Welt so wichtige Spindler seine

geheimnisvollen Künste treibt. Besser noch seine verschwiegene. Denn unsre Damen bekennen sich nicht gern dazu.«

»So, der! Ja, dieser unser Wohltäter, den wir — Sie haben ganz recht — in unserm Jndank so gern unterschlagen. Aber dies Unterschlagen hat doch

auch wieder sein Verzeihliches. Wir tun jetzt (leider) so vieles, was wir, nach einer alten Anschauung, eigentlich nicht tun sollten. Es ist, mein' ich, nicht

passend, auf einem Pferdebahnperron [Ehnhsteig] zu stehen, zwischen einem schaffner und einer Kiepenfrau, und es ist noch weniger passend, in

einem Füzigpennigbasar allerhand Einkäufe zu machen und an der sich dabei aufdrängenden Frage: 'Wodurch ermöglichen sich diese

Preise?' still vorbeizugehen. Unser Freund in Spindlersfelde da drüben degradiert uns vielleicht auch durch das, was er so hilfreich für uns

tut. Armgard, wie denken Sie darüber?«

»Ganz wie Sie, Baronin.«

»Und Melusine?«

Diese gab kopfschüttelnd die Frage weiter und drang darauf, daß die beiden älteren Herren, die mittlerweile herangekommen waren, den

Ausschlag geben sollten. Aber der alte Graf wollte davon nichts wissen. »Das sind Doktorfragen. Auf derlei Dinge lass ich mich nicht ein. Ich schlage vor,

wir machen lieber Kehrt und suchen uns im 'Eierhäuschen' einen hübschen Platz, von dem aus wir das Leben auf dem Fluß beobachten und

hoffentlich auch den Sonnenuntergang gut sehen können.«

demlich um dieselbe Stunde, wo die Barbyschen und Berchtesgaderchen Herrschaften ihren Spaziergang auf Spindlersfelde zu machten, erschien unser Freund

Mr. Robinson, von seinem Stallgebäude her, in Front der Lennestraße, sah erst gewohnheitsmäßig nach dem Wetter und ging dann quer durch den

Tiergarten auf das Kronprinzenlufte, wo die Immes ihn bereits erwarteten.

Frau Imme, die, wie die meisten kinderlosen Frauen (und Frauen mit "Sappeurbartmännern" [Sappeur: Soldat (Pionier)]) sind fast immer

kinderlos), einen großen Wirtschafts- und Sauberkeitssinn hatte, hatte zu Mr. Robinsons Empfang alles in die schönste Ordnung gebracht, um

so mehr, als sie wußte, daß ihr Gast, als ein verwöhnter Engländer, immer der Neigung nachgab, alles Deutsche, wenn auch nur

andeutungsweise, zu bemängeln. Es lag ihr daran, ihn fühlen zu lassen, daß man's hier auch verstehe. So war denn von ihr nicht bloß eine

wundervolle Kaffeeserviette, sondern auch eine silberne Zuckerdose mit Streußelkuchentellern links und rechts aufgestellt worden. Frau Imme

konnte das alles und noch mehr infolge der bevorzugten Stellung, die sie von langer Zeit her bei den Barbys einnahm, zu denen sie schon als

anzehnjähriges junges Ding gekommen und in deren Dienst sie bis zu ihrer Verheiratung geblieben war. Auch jetzt noch hingen beide

Damen an ihr, und mit Hilfe Lizzis, die, so diskret sie war, doch gerne plauderte, war Frau Imme jederzeit über alles unterrichtet, was im

Vorderhause vorging. Daß der Rittmeister sich für die Damen interessierte, wußte sie natürlich wie jeder andre, nur nicht — auch darin wie jeder

andre —, für welche.

Ja, für welche?

Das war die große Frage, selbst für Mr. Robinson, der regelmäßig, wenn er die Immes sah, sich danach erkundigte. Dazu kam es denn auch heute

wieder und zwar sehr bald nach seinem Eintreffen.

Eine große Familientasse mit einem in Front eines Tempels den Bogen spannenden Amor war vor ihn hingestellt worden, und als er dem

Streußelkuchen (für den er eine so große Vorliebe hatte, daß er regelmäßig erklärte, sowas gäb' es in den vereinigten drei

Königreichen nicht) — als er dem Streußel liebevoll und doch auch wieder maßvoll gesprochen hatte, betrachtete er das Bild auf der großen Tasse,

zeigte, was bei seiner Augenschaffenheit etwas Komisches hatte, schelmisch lächelnd auf den bogen spannenden Amor und sagte: »Hier

hinten ein Tempel und hier vorn ein Lorbeerbusch. Und hier this little fellow with his arrow. Ich möchte mir die Frage

gestatten — Sie sind eine so kluge Frau, Frau Imme —: wird er den Pfeil fliegen lassen oder nicht, und wenn er den Pfeil fliegen läßt, ist es die

Priesterin, die hier neben dem Lorbeer steht, oder ist es eine andre?»

»Ja, Mr. Robinson,« sagte Frau Imme, »darauf ist schwer zu antworten. Denn erstens wissen wir nicht, was er überhaupt vorhat, und dann wissen wir

D. i. c. i. b. i. z. w. o. b. e. i. h. e. b. i. z. z. u. z. u. m. a. n. c.
auch nicht: wer ist die Priesterin? Ist die Comtesse die Priesterin, oder ist die Gräfin die Priesterin? Ich glaube, wer schon verheiratet war, kann wohl
Witib sein.«
eigentlich nicht Priesterin sein.«

»D. i. c. i. b. i. z. z. u. z. u. m. a. n. c.«
»Ach,« sagte Imme, in dem sich der naturwüchsige Mecklenburger regte, »sein kann alles. Über so was wächst Gras. Ich glaube, es ist die
Gräfin.«

Robinson nickte. »Glaub ich auch.«
? Weil Witib [Witwe]

vor Jungfrau geht. Ich weiß wohl, es ist immer viel die Rede von, aber ist mehr als virginity, a widow, a virgin.«

Frau Imme, die nur halb verstanden hatte, verstand doch genug, um zu kichern, was sie übrigens sittsam mit der Bemerkung begleitete, sie habe so was

von Mr. Robinson nicht geglaubt.

Robinson nahm es als Huldigung und trat, nachdem er sich mit Erlaubnis der »Lady« ein kurze Pfeifchen mit türkischem Tabak

anzesteckt hatte, an ein Fensterchen, in dessen mit einer kleinen Laubsäge gemachten Blumenkasten rote Verbenen blühten, und sagte,

während er auf den Hof mit seinen drei Kakazienbäumen herunterblickte: »Wer ist denn der hübsche Junge da, der da mit seinem

Reifen spielt?«
Hier sagen sie Reifen.«

»Das ist ja Hartwigs Rudolf,« sagte Frau Imme. »Ja, der Junge hat viel Chic. Und wie er da mit dem Reifen spielt und die Hedwig immer hinter ihm her,

wiewohl sie doch beinahe seine Mutter sein könnte. Na, ich freue mich immer, wenn ich ausgelassene Menschen sehe, und wenn Hartwig

kommt — ich wundere mich bloß, daß er noch nicht da ist —, da können Sie ihm ja sagen, wie hübsch Sie die verwöhnte kleine Range

finden. Das wird ihn freuen, er ist furchtbar eitel. Alle Portiersleute sind eitel. Aber das muß wahr sein, es ist ein reizender

Junge.«

Während sie noch so sprachen, erschien Hartwig, auf den Imme, skatdurstig, schon seit einer Viertelstunde gewartet hatte, und keine drei Minuten

mehr, so war auch Hedwig da, die sich bis kurz vorher mit ihrem kleinen Cousin Rudolf in dem Hof unten abgeäschert hatte.

Beide wurden mit gleicher Herzlichkeit empfangen, Hartwig, weil nach seinem Erscheinen die Skatpartie beginnen konnte, Hedwig, weil Frau

Imme nun gute Gesellschaft hatte. Denn Hedwig konnte wundervoll zählen und brachte jedesmal Neuigkeiten mit. Sie mochte vierundzwanzig sein,

war immer sehr sauber gekleidet und von heiterübermütigem Gesichtsausdruck. Dazu krauses, kastanienbraunes Haar. Es traf sich, daß sie mal wieder außer

Dienst war.

»Nun, das ist recht, Hedwig, daß du kommst,« sagte Frau Imme. »Rudolfen hab ich eben erst gefragt, wo du geblieben wärst, denn ich habe

dich ja mit ihm spielen sehen; aber solch Junge weiß nie was; der denkt bloß immer an sich, und ob er sein Stück Kuchen kriegt. Na, wenn er kommt, er soll's haben; Robinson ißt immer so wenig, wiewohl er der Streusel ungeheuer gern mag. Aber so sind die Engländer, sie sind nicht so zugreifsch, und dann geniert sich mein Imme auch, und die Hälfte bleibt übrig. Na, jedenfalls is es nett, daß du wieder da bist. Ich habe dich ja seit deinem letzten Dienst noch gar nicht ordentlich gesehen. Es war ja wohl 'ne Hofrätin? Na, Hofrätinnen, die ken' ich. Aber es gibt auch gute. Wie war er denn?

»Na, mit ihm ging es.«

»Deine krausen Haare werden wohl wieder schuld sein. Die können manche nicht vertragen. Und wenn dann die Frau was merkt, dann is es

vorbei.«

»Nein, so war es nicht. Er war ein sehr ständiger Mann. Beinahe zu sehr.«

»Aber, Kind, wie kannst du nur so was sagen? Wie kann einer zu ständig sein?«

»Ja, Frau Imme. Wenn einen einer gar nicht ansieht, das is einem auch nicht recht.«

»Ach, Hedwig, was du da bloß so red'st! Und wenn ich nich wüßte, daß du gar nich so bist ... Aber was war es denn?«

»Ja, Frau Imme, was soll ich sagen, was es war; es is ja immer wieder dasselbe. Die Herrschaften können einen nich richtig unterbringen. Oder

wollen auch nich. Immer wieder die Schinstelle oder, wie manche hier sagen, die Schlaßelegenheit.«

»Aber, Kind, wie denn? Du mußt doch 'ne Gelegenheit zum Schlafen haben.«

»Gewiß, Frau Imme. Und 'ne Gelegenheit, so denkt mancher, is 'ne Gelegenheit. Aber gerade die, die hat man nich. Man is müde am Umfallen und

kann doch nicht schlafen.«

»Versteh ich nich.«

»Ja, Frau Imme, das macht, weil Sie von Kindesbeinen an immer bei so gute Herrschaften waren, und mit Lizzi is es jetzt wieder ebenso. Die

hat es auch gut un is, wie wenn sie mit dazu gehörte. Meine Tante Hartwig zählt mir immer davon. Und einmal hab ich es auch so gut getroffen.

Aber bloß das eine Mal. Sonst fehlt eben immer die Schlaßelegenheit.«

Frau Imme lachte.

»Sie lachen darüber, Frau Imme. Das is aber nich recht, daß Sie lachen. Glauben Sie mir, es is eigentlich um Weinen. Und mitunter hab ich auch schon

geweint. Als ich nach Berlin kam, da gab es ja noch die Hängeböden.«

»Ken' ich, ken' ich; das heißt, ich habe davon gehört.«

»Ja, wenn man davon gehört hat, das ist nicht viel. Man muß sie richtig kennen lernen. Immer sind sie in der Küche, mitunter dicht am Herd oder auch

gerade gegenüber. Und nun steigt man auf eine Leiter, und wenn man müde ist, kann man auch runter fallen. Aber meistens geht es. Und nun macht

man die Tür auf und schiebt sich in das Loch hinein, ganz so wie in einen Backofen. Das ist, was sie 'ne Schlafgelegenheit nennen. Und ich kann

Ihnen bloß sagen: auf einem Heuboden ist es besser, auch wenn Mäuse da sind. Und am schlimmsten ist es im Sommer. Draußen sind dreißig

Grad, und auf dem Herd war den ganzen Tag Feuer, da ist es denn, als ob man auf den Rost gelegt würde. So war es, als ich nach Berlin

kam. Aber ich glaube, sie dürfen jetzt so was nicht mehr bauen. Polizeiverbot. Ach, Frau Imme, die Polizei ist doch ein rechter Segen.

Wenn wir die Polizei nicht hätten (und sie sind auch immer so artig gegen einen), so hätten wir gar nichts. Mein Onkel

Hartwig, wenn ich ihm so erzähle, daß man nicht schlafen kann, der sagt auch immer: »Ken' ich, ken' ich; der Bourgeois tut nichts für die Menschheit.

Und wer nichts für die Menschheit tut, der muß abgeschafft werden.«

»Ja, dein Onkel spricht so. Und war es denn bei deinem Hofrat, wo du nun zuletzt warst, auch so?«

»Nein, bei Hofrats war es nicht so. Die wohnten ja auch in einem ganz neuen Hause. Hofrats waren Trockenwohner. Und

in dem, was jetzt die neuen Häuser sind, da kommen, glaub ich, die Hängeböden gar nicht mehr vor; da haben sie bloß noch die

Badestuben.«

»Nü, das ist aber doch ein Fortschritt.«

»Ja, das kann man sagen; Badstube als Badstube ist ein Fortschritt oder, wie Onkel Hartwig immer sagt, ein Kulturfortschritt. Er hat meistens

solche Wörter. Aber Badstube als Schlafgelegenheit ist kein Fortschritt.«

»Gott, Kind, sie werden dich aber doch nicht in eine Badewanne gepackt haben?«

»I bewahre. Das tun sie schon der Badewanne wegen nicht. Da werden sie sich hüten. Aber ... Ach, Frau Imme, ich kann nur immer wieder sagen, Sie

wissen nicht Bescheid; Sie hatten es gut, wie Sie noch unverheiratet waren, und nun haben Sie's erst recht gut. Sie wohnen hier wie in einer kleinen

Sommerwohnung, und daß es ein bißchen nach Pferde riecht, das schadet nicht; das Pferd ist ein feines und reinliches Tier, und all seine

Verrichtungen sind so edel. Man sagt ja auch: das edle Pferd. Und außerdem soll es so gesund sein, fast so gut wie Kaffee, womit sie ja die

Schwindsucht kurieren. Und dazu haben Sie hier den Blick auf die Kugellazien und drüben auf das Marinepanorama, wo man sehen kann, wie

alles ist, und dahinter haben Sie den Blick auf die Kunstausstellung, wo es so furchtbar zieht, bloß damit man immer frische Luft hat. Aber

bei Hofrats ... Nein, diese Badestube!

»Gott, Hedwig,« sagte Frau Imme, »du tust ja, wie wenn es eine Mördergrube oder ein Verbrecherkeller gewesen wäre.«

»Verbrecherkeller? Ach, Frau Imme, das ist ja gar nichts. Ich habe Verbrecherkeller gesehen, natürlich bloß zufällig. Da trinken sie Weißbier und

spielen Sechsendschzig. Und in einer Ecke wird was ausbaldowert, aber davon merkt man nichts.«

»Und die Badestube ... warum ist sie dir denn so furchtbar, daß du dich ordentlich schudderst [schauderst, fröstelst]? Der Mensch muß doch am Ende

baden können.«

»Ach was, baden! natürlich. Aber 'ne Badestube ist nie 'ne Badestube. Wenigstens hier nicht. Eine Badestube ist 'ne Rumpelkammer, wo man alles

unterbringt, alles, wofür man sonst keinen Platz hat. Und dazu gehört auch ein Dienstmädchen. Meine eiserne Badestelle, die abends

aufgeklappt wurde, stand immer neben der Badewanne, drin alle alten Bier- und Weinflaschen lagen. Und nun dripten die Neigen aus. Und in der

Ecke stand ein Bettsack, drin die Fräuleins ihre Wäsche hinein stopften, und in der andern Ecke war eine kleine Tür. Aber davon will ich

zu Ihnen nicht sprechen, weil ich einen Widerwillen gegen Manständigkeiten habe, weshalb schon meine Mütter immer sagte: »Hedwig, du wirst noch Jesum

Christum erkennen lernen.« Und ich muß sagen, das hat sich bei Hofrats denn auch erfüllt. Aber fromm waren sie weiter nicht.«

Während Hedwig noch so weiter klagte, hörte man, daß draußen die Klingel ging, und als Frau Imme öffnete, stand Rudolf auf dem

kleinen Flur und sagte, daß er Vatern holen solle und Hedwigen auch; Mutter müsse weg.

»Na,« sagte Frau Imme, »dann komm nur, Rudolf, und iß erst ein Stück Streusel und bestell es nachher bei deinem Vater.«

Bald danach nahm sie denn auch den Jungen bei der Hand und führte ihn in das Nebenimmer, wo die drei Männer vergnügt an ihrem Skattisch

saßen. Ein großes Spiel war eben gemacht; alles noch in Aufregung.

Robinson, als er Rudolfen sah, nickte ihm zu und sagte zu Imme: »Das ist ja der hübsche Junge, den ich vorhin auf dem Hof gesehen habe

mit seinem nice boy.«

»Ja,« sagte Imme, »das ist unsrem Freund Hartwig seiner.« Hartwig selber aber rief seinen Jungen heran und sagte: »Na, Rudolf, was gibst's? Du

willst mich holen. Du sollst aber auch noch 'ne Freude haben. Kuck dir mal den Herrn da an, der dich so freundlich ansieht. Das ist

Robinson.«

»Haha.«

»Ja, Junge, warum lachst du? Glaubst du's nicht, wenn ich dir sage, das ist Robinson?«

»Ich, Vater, Robinson, den kenn' ich. Robinson hat 'nen Sonnenschirm und ein Lama. Und der is auch schon lange dod.«

Unsere Landpartierer waren im Angesicht von Spindlersfelde nach dem Eierhäuschen zurückgekehrt und hatten sich hier an zwei dicht am Ufer

zunehmengerückten Tischen niedergelassen, eine Laube von Baumkronen über sich. Sperlänge hüpfen umher und warteten auf ihre Zeit. Gleich

danach erschien auch ein Kellner, um die Bestellungen entgegen zu nehmen. Es entstand dabei die herkömmliche Verlegenheitspause; niemand wußte was zu

sagen, bis die Baronin auf den Stamm einer ihr gegenüberstehenden Ulme wies, drauf »Wiener Würstel« und daneben in noch dickeren Buchstaben das

gefällige Wort »Löwenbräu« stand. In kürzester Frist erschien denn auch der Kellner wieder, und die Baronin hob ihr Seidel

[Bierglas] und ließ das Eierhäuschen und die Spree leben, zugleich versichernd, »daß man ein echtes Münchener überhaupt nur noch in

Berlin trinke.« Der alte Berchtesgaden wollte jedoch nichts davon wissen und drang in seine Frau, lieber mehr nach links zu rücken, um den

Sonnenuntergang besser beobachten zu können; »der sei freilich in Berlin ebenso gut wie wo anders.« Die Baronin hielt aber aus und

rührte sich nicht. »Was Sonnenuntergang! den seh ich jeden Abend. Ich sitze hier sehr gut und freue mich schon auf die Lichter.«

Und nicht lange mehr, so waren diese Lichter auch wirklich da. Nicht nur das ganze Lokal erhellte sich, sondern auch auf dem drüben am andern Ufer

sich hziehenden Eisenbahndämme zeigten sich allmählich die verschiedenfarbigen Signale, während mitten auf der Spree, wo Schleppdampfer die Kähne

zogen, ein verblaktes Rot aus den Kajütenfenstern hervorglühete. Dabei wurde es kühl, und die Damen wickelten sich in ihre Plaids und

Mäntel.

Auch die Herren fröstelten ein wenig, und so trat denn der ersichtlich etwas planende Woldemar nach kurzer Aufundabschreiten an das in

der Nähe befindliche Büfett heran, um da zur Herstellung einer besseren Innentemperatur das Nötige zu veranlassen. Und siehe da, nicht lange

mehr, so stand auch schon ein großes Tablett mit Gläsern und Flaschen vor ihnen und dazwischen ein Deckelkrug, aus dem, als man den Deckel

aufklappte, der heiße Wrasen emporschnug. Die Baronin, in solchen Dingen die Scharfblickendste, war sofort orientiert und sagte: »Lieber

Stechlin, ich beglückwünsche Sie. Das war eine große Idee.«

»Ja, meine Damen, ich glaubte, daß etwas geschehen müsse, sonst haben wir morgen samt und sonders einen akuten Rheumatismus. Und zurück

müssen wir doch auch. Auf dem Schiffe, wo solche Hilfsmittel, glaub ich, fehlen, sind wir allen Unbilden der Elemente preisgegeben.«

»Und sie konnten wirklich nicht besser wählen,« unterbrach Melusine. »Schwedischer Punsch, für den ich ein habe. Wie für Schweden überhaupt. Da Doktor

Wrschwitz nicht da ist, können wir uns gestraft einem gewissen Maß von Skandinavismus überlassen.«

»Am liebsten ohne alles Maß,« sagte Woldemar, »so skandinavisch bin ich. Ich ziehe die Skandinaven den sonst ›Meistbegünstigten‹ unter

den Nationen immer noch vor. Alle Länder erweitern übrigens ihre Sozialgebiete. Früher hatte Schweden nur zweierlei: Mut und Eisen,

von denen man sagen muß, daß sie gut zusammen passen. Dann kamen die ›Säkerhets Tändstickors‹, und nun haben wir den

Schwedischen Punsch, den ich in diesem Augenblick unbedingt am höchsten stelle. Ihr Wohl, meine Damen.«

»Und das Ihre,« sagte Melusine, »denn Sie sind doch der Schöpfer dieses glücklichen Moments. Aber wissen Sie, lieber Stechlin, daß ich in Ihrer Aufzählung

Schwedischer Herrlichkeiten etwas vermißt habe. Die Schweden haben noch eins — oder hatten es wenigstens. Und das war die Schwedische Nachtigall.«

»Ja, die hab ich vergessen. Es fällt vor meine Zeit.«

»Ich müßte,« lachte die Gräfin, »vielleicht auch sagen: es fällt vor meine Zeit. Aber ich darf doch andererseits nicht verschweigen, die Lind noch

leibhaftig gekannt zu haben. Freilich nicht mehr so eigentlich als Schwedische Nachtigall. Und überhaupt unter anderm Namen.«

»Ja, ich erinnere mich,« sagte Woldemar, »sie hatte sich verheiratet. Wie hieß sie doch?«

»Goldschmidt, — ein Name, den man schon um ›Goldschmidts Töchterlein‹ willen gelten lassen kann. Aber an Jenny Lind reicht er

allerdings nicht heran.«

»Gewiß nicht. Und sie sagten, Frau Gräfin, Sie hätten sie noch persönlich gekannt?«

»Ja, gekannt und auch gehört. Sie sang damals, wenn auch nicht mehr öffentlich, so doch immer noch in ihrem häuslichen Salon. Diese

Bekanntschaft zählt zu meinen liebsten und stolzesten Erinnerungen. Ich war noch ein halbes Kind, aber trotzdem doch mit eingeladen, was mir

allein schon etwas bedeutete. Dazu die Fahrt von Hyde-Park bis in die Villa hinaus. Ich weiß noch deutlich, ich trug ein weißes Kleid und einen

hellblauen Kschmrumhang und das Haar ganz aufgelöst. Die Lind beobachtete mich, und ich sah, daß ich ihr gefiel. Wenn man Eindruck macht, das behält man.

— und nun gar mit vierzehn!«

»Die Lind,« warf die Baronin etwas prosaisch ein, »soll ihrerseits als Kind sehr häßlich gewesen sein.«

»Ich hätte das Gegenteil vermutet,« bemerkte Woldemar.

»Und auf welche Veranlassung hin, lieber Stechlin?«

»Weil ich ein Bild von ihr kenne. Wir haben es, wie bekannt, seit einiger Zeit von einem unsrer besten Maler auf unsrer Nationalgalerie.

Aber lange bevor ich es da sah, kannt' ich es schon, und war aus einer im Besitz meines Freundes Lorenzen

befindlichen Aquarelle. Diese Kopie hängt über seinem Sofa, dicht unter einer Rubenschen Kreuznahme. Wenn man will, eine etwas sonderbare

Zusammenstellung.

»Und das alles in Ihrer Stechliner Pfarre!« sagte Melusine. »Wissen Sie, Rittmeister, daß ich die Tatsache, daß so was überhaupt in einem kleinen Dorfe vorkommen kann, Ihrem berühmten See beinah gleichstelle? Unse schwedische Nachtigall in Ihrem »Ruppiner Winkel«, wie Sie selbst

ständig sich auszudrücken lieben. Die Lind! Und wie kam Ihr Pastor dazu?«

»Die Lind war, glaub ich, seine erste Liebe. Sehr wahrscheinlich auch seine letzte. Lorenzen saß damals noch auf der Schulbank und schlug sich mit

Stunden durch. Aber er hörte die Diva trotzdem jeden Abend und wußte sich auch, trotz bescheidenster Mittel, das Bildchen zu verschaffen. Fast

genzt es ans Wunderbare. Freilich verlaufen die Dinge meist so. Wär er reich gewesen, so hätte er sein Geld anderweitig vertan und

die Lind vielleicht nie gehört und gesehen. Nur die Armen bringen die Mittel auf für das, was jenseits des Gewöhnlichen liegt, aus Begeisterung und

Liebe fließt alles. Und es ist etwas sehr Schönes, daß es so ist in unserm Leben. Vielleicht das Schönste.«

»Das will ich meinen,« sagte die Gräfin. »Und ich dank es Ihnen, lieber Stechlin, daß Sie das gesagt haben. Das war ein gutes Wort, das ich Ihnen

nicht vergessen will. Und dieser Lorenzen war Ihr Lehrer und Erzieher?«

»Ja, mein Lehrer und Erzieher. Zugleich mein Freund und Berater. Der, den ich über alles liebe.«

»Gehen Sie darin nicht zu weit?« lachte Melusine.

»Vielleicht, Gräfin, oder sag ich lieber: gewiß. Und ich hätte dessen eingedenk sein sollen, gerade heute und gerade hier. Aber so viel bleibt:

ich liebe ihn sehr, weil ich ihm alles verdanke, was ich bin, und weil er reinen Herzens ist.«

»Reinen Herzens,« sagte Melusine. »Das ist viel. Und Sie sind dessen sicher?«

»Ganz sicher.«

»Und von diesem Unikum zählen Sie uns erst heute! Da waren Sie neulich mit dem guten Wrschowitz bei uns und haben uns allerhand Schreckliches

von Ihrem misogynen Prinzen wissen lassen. Und während Sie den in den Vordergrund stellen, halten Sie diesen Pastor Lorenzen ganz gemütlich

in Reserve. Wie kann man so grausam sein und mit seinen Berichten und Redekünsten so launenhaft operieren! Aber holen Sie wenigstens

nach, was Sie versäumt haben. Die Fragen drängen sich ordentlich. Wie kam Ihr Vater auf den Einfall, Ihnen einen solchen Erzieher zu geben? Und

wie kam ein Mann wie dieser Lorenzen in diese Gegenden? Und wie kam er überhaupt in diese Welt? Es ist so selten, so selten.«

Armgard und die Baronin nickten.

»Ich bekenne, mich quält die Neugier, mehr von ihm zu hören,« fuhr Melusine fort. »Und er ist unverheiratet? Schon das allein ist immer ein

gutes Zeichen. Durchschnittsmenschen glauben sich so schnell wie möglich verewigen zu müssen, damit die Herrlichkeit nicht ausstirbt. Ihr Lorenzen ist

eben in allem, wie mir scheint, ein Ausnahmefall. Also beginnen.«

»Ich bin dazu besten Willens, Frau Gräfin. Aber es ist zu spät dazu, denn das helle Licht, das Sie da sehen, das ist bereits unser Dampf. Wir haben keine

Wahl mehr, wir müssen abrechnen, wenn wir nicht im Eierhäuschen ein Nachtquartier nehmen wollen. Unterwegs ist übrigens Lorenzen ein

wundervolles Thema, vorausgesetzt, daß uns der Anblick der Liebesinsel nicht wieder auf andre Dinge bringt. Aber hören Sie ... der Dampf läutet

schon ... wir müssen eilen. Bis an die Anlegestelle sind noch mindestens drei Minuten!«

Und nun war man glücklich auf dem Schiff, auf dem Woldemar und die Damen ihre schon auf der Hinfahrt innegehabten Plätze sofort wieder einnahmen. Nur die

beiden in ihre Plaids gewickelten alten Herren schritten auf Deck auf und ab und sahen, wenn sie vorn am Bugspriet [Sagelstange] eine

kurze Rast machten, auf die vielen hundert Lichter, die sich von beiden Ufern her im Fluß spiegelten. Unten im Maschinenraum hörte man

das Klappern und Klappfen, während die Schiffschraube das Wasser nach hinten schleuderte, daß es in einem weißen Schaumstreifen dem Schiffe

folgte. Sonst war alles still, so still, daß die Damen ihr Gespräch unterbrachen. »Armgard, du bist so schweigsam,« sagte Melusine,

»finden Sie nicht auch, lieber Stechlin? Meine Schwester hat noch keine zehn Worte gesprochen.«

»Ich glaube, Gräfin, wir lassen die Comtesse. Manchem kleidet es zu sprechen, und manchem kleidet es zu schweigen. Jedes Beisammensein braucht

einen Schweiger.«

»Ich werde Nutzen aus dieser Lehre ziehen.«

»Ich glaub es nicht, Gräfin, und vor allem wünsch ich es nicht. Wer könnt es wünschen?«

Sie drohte ihm mit dem Finger. Dann schwieg man wieder und sah auf die Landschaft, die da, wo der am Ufer hinlaufende Straßenzug breite Lücken

aufwies, in tiefem Dunkel lag. Urplötzlich aber stieg gerade aus dem Dunkel heraus ein Lichtstreifen hoch in den Himmel und zerstob da,

wobei rote und blaue Leuchtkugeln langsam zur Erde niederfielen.

»Wie schön,« sagte Melusine. »Das ist mehr, als wir erwarten durften; Ende gut, alles gut, — nun haben wir auch noch ein Feuerwerk.«

Wo mag es sein? Welche Dörfer liegen da hinüber? Sie sind ja so gut wie ein Gerastäbeler, lieber Stechlin, Sie müssen es wissen. Ich

vermute Friedrichsfelde. Reizendes Dorf und reizendes Schloß. Ich war einmal da; die Dame des Hauses ist eine Schwester der Frau von Hülsen. Ist

es Friedrichsfelde?«

»S, redt W. und / cya, Wolep / i / s' / v / t, c l y a n
»Vielleicht, gnädigste Gräfin. Aber doch nicht wahrscheinlich, Friedrichsfelde gehört nicht in die Reihe der Vororte, wo Feuerwerke

— p a r s ' 2 / h a p a r e n, r o - p o s - l e s i ' 2 b. o. 2 6, h y n d - d. 2
solsagen auf dem Programm stehen. Ich denke, wir lassen es im Ungewissen und freuen uns der Sache selbst. Sehen Sie, jetzt beginnt es erst recht

W. v. s, i r e n s p a z e n, e a t p. h a r d e g. i. j. c. o. d. s
eigentlich. Die Rakete, die wir da vorhin gesehen haben, das war nur Vorpiel. Jetzt haben wir erst das Stück. Es ist weit ab, sonst würden

r e n n e n - i n n u n g. c y i. o e r e d. e i. s n. D. e. n. s. t. o.
wir das Knattern hören und die Kanonenschläge. Wahrscheinlich ist es Sedan oder Düppel oder der Übergang nach Alsen. Übrigens ist

, a b e r l e b e d. e. f. «
die Pyrotechnik eine profunde Wissenschaft geworden.«

»- i. o. D. o. n. n. i. n. g. e. l. d. e. r. r. e. n. a. l. t. a. b. 2. e. r. l. i. d. e. r. c. y
»Und es soll auch Personen geben, die ganz dafür leben und ihr Vermögen hinopfern wie früher die Holländer für die Tulpen. Tulpen wäre

n u n f r e i l i c h n i c h t m e i n G e s c h m a c k. A b e r F e u e r w e r k ! «
nun freilich nicht mein Geschmack. Aber Feuerwerk!«

»h, p e n - t z e, e. e. i. o. l. l. e. 2, s. u. n. g. e. r. n. z. i. l. l. e. «
»Ja, unbedingt. Und nur schade, daß alle die, die damit zu tun haben, über kurz oder lang in die Luft fliegen.«

»e. l. o. n. g. w. i. s. e. d. D. E. ~ s. d. s. k. o. u. l. 2, i. p. a. - f. e. r. f. h. n.
»Das ist fatal. Aber es steigert andererseits doch auch wieder den Reiz. Sonderbar, gefahrlose Berufe, solche, die soltsagen eine Zipfelmütze tragen,

2 v. s. t. - l. y. p. o. m. o. d. e. r. t. e. v. a. b. a. n. q. u. e. : l. e. u. s. l. 2 v. s.
sind mir von jeher ein Greuel gewesen. Interesse hat doch immer nur das : Torpedoboote, Tunnel (unter dem Meere,

l. u. f. t. b. a. l. l. o. n. s. i. c. h. d. e. n. e. n. s. t. e. n. d. e. n. L. u. f. t. s. i. f. f. e. r. s. c. h. l. a. c. h. t. e. n. W. e. n. n. d. a. n. n. s. o. e. i. n. e. G. o. n. d. e. l. d. i. e. a. n. d. r. e. e. n. t. e. r. t. I. c. h. k. a. n. n. m. i. c. h. i. n

2 i. n. g. e. r. e. t. e. «
solche Vorstellungen geradezu verlieben.«

»h, k. r. e. f. e. o. s. « l. o. d. x. u. n. v. »o. d. e. r. j. = 2 i. n. g. - n. o. e. s. i. o. n. -
»Ja, liebe Melusine, das seh ich,« unterbrach hier die Baronin. »Sie verlieben sich in solche Vorstellungen und vergessen darüber die Wirklichkeiten und

— u. s. t. h. 2. o. p. b. e. d. t. a. v. e. r. e. g. l. y. h. u. n. d. e. r. v. o. n. e. l. z. 2. a. s.
sogar unser Programm. Ich muß angesichts dieser doch erst kommenden Luftschiffschlachten ganz ergebenst daran erinnern, daß für heute noch wer anders

2 i. n. d. e. r. L. u. f. t. s. c. h. w. e. b. t. u. n. d. w. a. r. p. a. s. t. o. r. L. o. r. e. n. z. e. n. V. o. n. d. e. m. s. o. l. l. t. e. d. i. e. R. e. d. e. s. e. i. n. F. r. e. i. l. i. c. h. d. e. r. i. s. t. k. e. i. n. P. y. r. o. t. e. c. h. n. i. k. e. r. «
in der Luft schwebt und war Pastor Lorenzen. Von dem sollte die Rede sein. Freilich, der ist kein Pyrotechniker.«

»n. « l. a. c. h. t. e. W. o. l. d. e. m. a. r. » d. a. s. i. s. t. e. r. n. i. c. h. t. A. b. e. r. a. l. s. e. i. n. e. n. A.ë. r. o. n. a. u. t. e. n. k. a. n. n. i. c. h. i. h. n. I. h. n. e. n. b. e. i. n. a. h. e. v. o. r. s. t. e. l. l. e. n. E. r. i. s. t. s. o. r. e. c. h. t. e. i. n

B. o. r. - , ~ g. f. 2. w. p. , r. o. ' o. n. n. u. d. e. r. , p. s. l. e. s. c. e. s. s. / 2 ; 2. s. h. y
Excelsior-, ein Aufsteigegensch, einer aus der wirklichen Obersphäre, genau von daher, wo alles Hohe zu Haus ist, die Hoffnung

— u. s. t. «
und sogar die Liebe.«

»h, « l. a. c. h. t. e. d. i. e. B. a. r. o. n. i. n. , » d. i. e. H. o. f. f. n. u. n. g. u. n. d. s. o. g. a. r. d. i. e. L. i. e. b. e. W. o. b. l. e. i. b. t. a. b. e. r. d. a. s. D. r. i. t. t. e. ? D. a. m. ü. s. s. e. n. ' s. z. u. u. n. s. k. o. m. m. e. n. W. i. r. h. a. b. e. n. n. o. c. h. d. a. s

2. t. ; e. d. o. - r. o. d. D. c. o. r. 2. n. «
Dritte; das heißt also wir wissen auch, was wir glauben sollen.«

»h, «
»Ja, sollen.«

»s. l. l. e. n. , g. e. w. i. s. s. S. o. l. l. e. n. , d. a. s. i. s. t. d. i. e. H. a. u. p. t. s. a. c. h. e. W. e. n. n. m. a. n. w. e. i. s. s. , w. a. s. m. a. n. s. o. l. l. , s. o. f. i. n. d. t. s. o. ' s. s. o. n. A. b. e. r. w. o. d. a. s. S. o. l. l. e. n. f. e. h. l. t. , d. a. f. e. h. l. t. a. u. c. h. d. a. s

— w. o. l. l. e. n. E. s. i. s. t. h. a. l. t. a. G. l. ü. c. k. , d. a. s. w. i. r. R. o. m. h. a. b. e. n. u. n. d. d. e. n. h. e. i. l. i. g. e. n. V. a. t. e. r. «
Wollen. Es ist halt a Glück, daß wir Rom haben und den heiligen Vater.«

»A. c. h. « s. a. g. t. e. M. e. l. u. s. i. n. e. , » w. e. r. ' s. I. h. n. e. n. g. l. a. u. b. t. , B. a. r. o. n. i. n. ! A. b. e. r. l. a. s. s. e. n. w. i. r. s. o. h. e. i. k. l. e. F. r. a. g. e. n. u. n. d. h. ö. r. e. n. w. i. r. l. i. e. b. e. r. v. o. n. d. e. m. , d. e. n. i. c. h. - i. c. h. b. i. n

beschämt darüber — in so wenig verbindlicher Weise vergessen konnte, von unserm Wundermann mit der Studentenliebe, von dem Säulenheiligen, der reinen Hezens ist, und vor allem von dem Schöpfer und geistigen Nährvater unsers Freundes Stechlin. „was ist es mit ihm?“

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, — das könnt uns beinahe genügen. Aber ich bin doch für ein Weiteres. Und so denn

tion au jeu. „Stechlin hat das Wort.“

„Ja, unser Freund Stechlin hat das Wort,“ wiederholte Woldemar, „so sagen Sie gütigst, Frau Gräfin. Aber dem nachkommen ist nicht so

leicht. Vorhin, da war ich im Zuge. Jetzt wieder damit anfangen, das hat seine Schwierigkeiten. Und dann erwarten die Damen immer eine Liebesgeschichte, selbst wenn es sich um einen Mann handelt, den ich, was diese Dinge betrifft, so wenig versprechend eingeführt habe. Sie gehen

also, wie heute schon mehrfach (ich erinnere nur an das Eierhäuschen), einer grausamen Enttäuschung entgegen.“

„Keine Ausflüchtel!“

„Nun, so sei's denn. Ich muß es aber auf einem Umwege versuchen und Ihnen bei der Gelegenheit als Nächstes schildern, wie meine letzte

Begegnung mit Lorenzen verlief. Er war, als ich bei ihm eintrat, in ersichtlich großer Erregung und war über ein Büchelchen, das er in Händen hielt.“

„Und ich will raten, was es war,“ unterbrach Melusine.

„Nun?“

„Ein Buch von Polsto. Etwas mit viel Opfer und Entsagung. Anpreisung von Ascese.“

„Sie sind auf dem richtigen Wege, Gräfin, nur nicht geographisch. Es handelt sich nämlich nicht östlich um einen Russen, sondern westlich um einen

Portugiesen.“

„Um einen Portugiesen,“ lachte die Baronin. „O, ich kenne welche. Sie sind alle so klein und gelblich. Und einer fand einen Seeweg.

Freilich schon lange her. Ist es nicht so?“

„Gewiß, Frau Baronin, es ist so. Nur der, um den es sich hier handelt, das ist keiner mit einem Seeweg, sondern bloß ein Dichter.“

„Ach, dessen erinnere ich mich auch, ja ich habe sogar seinen Namen auf der Zunge. Mit einem großen C fängt er an. Aber Calderon ist es

nicht.“

„Nein, Calderon ist es nicht; es deckt sich da manches, auch schon rein landkartlich, nicht mit dem, um den es hier handelt. Und ist überhaupt

kein alter Dichter, sondern ein neuer. Und heißt Joao de Deus.“

» Joao de Deus, « Er ist, W. » ... n. dr. - co ca - 2? »

» wiederholte die Gräfin. » Schon der Name. Sonderbar. Und was war es mit dem? »

» Ja, was war es mit dem? Dieselbe Frage tat ich auch, und ich habe nicht vergessen, was Lorenzen mir antwortete: » Dieser

Deus, » so etwa waren seine Worte, » war genau das, was ich wohl sein möchte, wonach ich suche, seit ich zu leben,

wirklich zu leben angefangen, und wovon es ständig draußen in der Welt heißt, es gäbe dergleichen nicht mehr. Aber es gibt dergleichen

noch, es muß dergleichen geben oder doch wieder geben. Unse ganze Gesellschaft (und nun gar erst das, was sich im besonderen so nennt) ist

aufgebaut auf dem Ich. Das ist ihr Fluch, und daran muß sie zu Grunde gehen. Die zehn Gebote, das war der Alte Bund; der neue Bund aber hat ein andres,

ein einziges Gebot, und das klingt aus in: » Und du hättest der Liebe nicht ... »

» Ja, so sprach Lorenzen, fuhr Woldemar nach einer Pause fort » und sprach auch noch andres, bis ich ihn unterbrach und ihm zurief: » Aber,

Lorenzen, das sind ja bloß Allgemeinheiten. Sie wollten mir Persönliches von Joao de Deus erzählen. Was ist es mit dem? Wer war er?

Lebt er? Oder ist er tot? »

» Er ist tot, aber seit kurzem erst, und von seinem Tode spricht das kleine Heft hier. Höre. « Und nun begann er zu lesen. Das aber

was er las, das lautete etwa so: » ... Und als er nun tot war, der Joao de Deus, da gab es eine Landestrauer, und alle Schulen

in der Hauptstadt waren geschlossen, und die Minister und die Leute vom Hof und die Gelehrten und die Handwerker, alles folgte dem Sarge

dicht gedrängt, und die Fabrikarbeiterinnen hoben schlingelnd ihre Kinder in die Höh und zeigten auf den Toten und sagten:

un Santo. - Und sie taten so und sagten so, weil er für die Armen gelebt hatte und nicht für sich. «

» Das ist schön, « sagte Melusine.

» Ja, das ist schön, « wiederholte Woldemar, » und ich darf hier absetzen, in dieser Geschichte haben Sie nicht bloß den Joao de Deus,

auch meinen Freund Lorenzen. Er ist vielleicht nicht ganz wie sein Ideal. Aber Liebe gibt Ebenbürtigkeit. «

» Und so schlag ich denn vor, « sagte die Baronin, » daß wir den mit dem C, dessen Name mir übrigens noch einfallen wird, vorläufig absetzen

und statt seiner den neuen mit dem D leben lassen. Und natürlich unsern Lorenzen dazu. «

» Ja, leben lassen, « lachte Woldemar. » Aber womit? worin? ... « und er wies auf das Eierhäuschen

zurück.

» In dieser Notlage wollen wir uns helfen, so gut es geht, und uns statt anderer Beschwörung einfach die Hände reichen, selbstverständlich über

Kreuz; hier: erst Stechlin und Armgard und dann Melusine und ich. «

Und wirklich, sie reichten sich in heiterer Feierlichkeit die Hände.

Gleich danach aber traten die beiden alten Herren an die Gruppe heran, und der Baron sagte: »Das ist ja wie Rütli.«

»Mehr, mehr. Bah, Freiheit! Was ist Freiheit gegen Liebe!«

»So, hat's denn eine Verlobung gegeben?«

»Nein ... noch nicht,« lachte Melusine.

Wahl in Rheinsberg-Wutz.

Sehntes Kapitel.

Der andre Morgen rief Woldemar zeitig im Dienst. Als er um neun Uhr auf sein Zimmer zurückkehrte, fand er auf dem Frühstückstisch Zeitungen und Briefe. Darunter war einer mit einem ziemlich großen Siegel, der Lack schlecht und der Brief überhaupt von sehr unmodischer Erscheinung, ein bloß zusammengelegter Quartbogen [ein Druckbogen, zweifach gefalzt: acht Buchseiten (vier Blätter)]. Woldemar, nach Postsempel und Handschrift sehr wohl wissend, woher und von wem der Brief kam, schob ihn, während Fritz den Tee brachte, beiseite, und erst als er eine Tasse genommen und länger als nötig dabei verweilt hatte, griff er wieder nach dem Brief und drehte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. »Ich hätte mir, nach dem gestrigen Abend, heute früh was andres gewünscht, als gerade diesen Brief.« Und während er das so vor sich hin sprach, standen ihm, er mochte wollen oder nicht, die letzten Wutizer Augenblicke wieder vor der Seele. Die Tante hatte, kurz bevor er das Kloster verließ, noch einmal vertraulich seine Hand genommen und ihm bei der Gelegenheit ausgesprochen, was sie seit lange bedrückte.

»Das Jungesellenleben, Woldemar, taugt nichts. Dein Vater war auch schon zu alt, als er sich verheiratete. Ich will nicht in deine Geheimnisse eindringen, aber ich möchte doch fragen dürfen: wie gehst du dazu?«

»Nun, ein Anfang ist gemacht. Aber doch erst obenhin.«

»Berlinerin?«

»Ja und nein. Die junge Dame lebt seit einer Reihe von Jahren in Berlin und liebt unsere Stadt über Erwarten. Insoweit ist sie Berlinerin. Aber eigentlich ist sie doch keine; sie wurde drüben in London geboren, und ihre Mutter war eine Schweizerin.«

»Um Gottes willen!«

»Ich glaube, liebe Tante, du machst dir falsche Vorstellungen von einer Schweizerin. Du denkst sie dir auf einer Alm und mit einem Milchkübel.«

»Ich denke sie mir gar nicht, Woldemar. Ich weiß nur, daß es ein mildes Land ist.«

»Ein freies Land, liebe Tante.«

»Ja, das kennt man. Und wenn du das Spiel noch einigermaßen in der Hand hast, so geschwör ich dich ...«

An dieser Stelle war, wie schon vorher durch Fix, abermals (weil eine Störung kam,) das Gespräch mit der Tante auf andre Dinge hingeleitet worden, und nun hielt er ihren Brief in Händen und zögerte, das Siegel zu brechen. »Ich weiß, was drin steht, und ängstige mich doch beinahe. Wenn es nicht Käufle gibt, so gibt es wenigstens Verläumdungen. Und die sind mir womöglich noch fataler ... Aber was hilft es!«

Und nun brach er den Brief auf und las:

»Ich nehme an, mein lieber Woldemar, daß du meine letzten Worte noch in Erinnerung hast. Sie liefen auf den Rat und die Bitte hinaus: gib auch in dieser Frage die Heimat nicht auf, halte dich, wenn es sein kann, an das Nächste. Schon unsre Provinzen sind so sehr verschieden. Ich sehe dich über solche Worte lächeln, aber ich bleibe doch dabei. Was ich Adel nenne, das gibt es nur noch in unsrer Mark und in unsrer alten Nachbar- und Schwesterprovinz, ja, da vielleicht noch reiner als bei uns. Ich will nicht ausführen, wie's bei schärferem Zusehen auf dem adligen Gesamtgebiete steht, aber doch wenigstens ein paar Andeutungen will ich machen. Ich habe sie von allen Arten gesehen. Da sind zum Beispiel die rheinischen jungen Damen, also die von Köln und Aachen; nun ja, die mögen ganz gut sein, aber sie sind katholisch, und wenn sie nicht katholisch sind, dann sind sie was andres, wo der Vater erst geadelt wurde. Neben den rheinischen haben wir dann die westfälischen. Über die ließe sich reden. Aber schlesien. Die schlesischen Herrschaften, die sich mitunter auch Magnaten nennen, sind alle so gut wie polnisch und leben von Jeu Spiel und haben die hübschesten Erzieherinnen; immer ganz jung, da macht es sich am leichtesten. Und dann sind da noch weiterhin die preußischen, das heißt die ostpreußischen, wo schon alles aufhört. Nun, die kenn' ich, die sind ganz wie ihre Litaier Füllen und schlagen aus und beknabbern alles. Und je reicher sie sind, desto schlimmer. Und nun wirst du fragen, warum ich gegen andre so streng und so sehr für unsre Mark bin, ja speziell für unsre Mittelmark. Deshalb, mein lieber Woldemar, weil wir in unsrer Mittelmark nicht so bloß äußerlich in der Mitte liegen, sondern weil wir auch in allem die rechte Mitte haben und halten. Ich habe mal gehört, unser märkisches Land sei das Land, drin es nie Heilige gegeben, drin man aber auch keine Ktzer verbrannt habe. Sieh, das ist das, worauf es ankommt, Mittelstand, — darauf baut sich das Glück auf. Und dann haben wir hier noch zweierlei: in unserer Bevölkerung die reine Lehre und in unserm Adel das reine Blut. Die, wo das nicht zutrifft, die kennt man. Einige meinen freilich, das was sie das »Geistige« nennen, das litte darunter. Das ist aber alles Thorheit. Und wenn es litte (es leidet aber nicht), so chadet das gar nichts. Wenn das Htz gesund ist, ist der Kopf nie ganz schlecht. Auf diesen Satz kannst du dich verlassen. Und so bleibe denn, wenn du suchst, in unsrer Mark und vergiß nie, daß wir das sind, was man so »brandenburgische Geschichte« nennt. Am eindringlichsten aber laß dir unsre Rheinsberger Gegend empfohlen sein, von der mir selbst Koseleger — trotzdem seine Feinde behaupten, er betrachte sich hier bloß wie in Verbannung und sehne sich fort nach einer Berliner Domstelle — von der mir selbst Koseleger sagte: »Wenn man sich die preußische Geschichte genau ansieht, so findet

man immer, daß sich alles auf unsre alte, liebe Grafschaft zurückführen läßt; da liegen die Wurzeln unsrer Kraft. Und so schließe ich denn mit der

Bitte: heirate heimisch und heirate lutherisch. Und nicht nach Geld (Geld erniedrigt) und halte dich dabei versichert der Liebe deiner dich herzlich

liebenden Tante und Patin Adelheid von St.»

Woldemar lachte. »Heirate heimisch und heirate lutherisch — das hör ich nun schon seit Jahren. Und auch das dritte höre ich immer wieder:

»Geld erniedrigt«. Aber das kenn' ich. Wenn's nur recht viel ist, kann es schließlich auch eine Chinesin sein. In der Mark ist alles Geldfrage. Geld —

weil keins da ist — spricht Person und Sache heilig und, was noch mehr sagen will, beschwichtigt, wetzt auch den Eigensinn einer alten

Tante.«

Während er lachend so vor sich hin sprach, überflog er noch einmal den Brief und sah jetzt, daß eine Nachschrift an den Rand der vierten Seite

gekritzelt war. »Eben war Kutzer hier, der mir von der am Sonnabend in unserm Kreise stattfindenden Nachwahl erzählte. Dein Vater ist

ausgestellt worden und hat auch angenommen. Er bleibt doch immer der Alte. Gewiß wird er sich einbilden, ein Opfer zu bringen, — er litt

von Jugend auf an solchen Einbildungen. Aber was ihm ein Opfer bedünkte, waren, bei Lichte besehen, immer bloß

Eitelkeiten. Deine A von St.»

Es war so, wie die Tante geschrieben: Dubslav hatte sich als konservativen Kandidaten aufstellen lassen, und wenn für Woldemar noch Zweifel darüber gewesen wären, so hätten einige am Tage darauf von Lorenzen eintreffende Zeilen diese Zweifel beseitigt. Es hieß in

Lorenzens Brief:

»Seit deinem letzten Besuch hat sich hier allerlei Großesgetragen. Noch am selben Abend erschienen Gundermann und Koseleger und drangen in deinen Vater, zu kandidieren. Er lehnte zunächst natürlich ab; er sei weltfremd und verstehe nichts davon. Aber damit kam er nicht weit.

Koseleger, der — was ihm auch später noch von Nutzen sein wird — immer ein paar Anekdoten auf der Pfanne hat, erzählte ihm sofort, daß

vor Jahren schon, als ein von Bismarck im Finanzminister Ausersehener sich in gleicher Weise mit einem 'ich verstehe nichts davon', aus der

Affaire ziehen wollte, der bismarckisch-prompten Antwort begegnet sei: 'Dahin wähle ich Sie ja gerade, mein Lieber, — eine Geschichte, der

dein Vater natürlich nicht widerstehen konnte. Kurzum, er hat eingewilligt. Von Herumreisen ist selbstverständlich Abstand genommen worden,

ebenso vom Redenhalten. Schon nächsten Sonnabend haben wir Wahl. In Rheinsberg, wie immer, fallen die Würfle. Ich glaube, daß er siegt. Nur die

Fortschrittlere können in Betracht kommen und allenfalls die Sozialdemokraten, wenn vom Fortschritt (was leicht möglich ist) einiges

abbröckelt. Unter allen Umständen schreibe deinem Papa, daß du dich seines Entschlusses freust. Du kannst es mit gutem Gewissen. Bringen wir ihn

durch, so weiß ich, daß kein Besserer im Reichstag sitzt, und daß wir uns alle zu seiner Wahl gratulieren können. Er sich persönlich

allerdings auch. Denn sein Leben hier ist so einsam, so sehr, daß er, was doch sonst nicht seine Sache ist, mitunter darüber klagt. Das war das, was

ich dich wissen lassen mußte. »Sonst nichts neues vor Paris.« Kripperstapel geht in großer Aufregung einher; ich glaube, wegen unsrer auf

Donnerstag in Stechlin selbst angesetzten Vorversammlung, wo er mutmaßlich seine herkömmliche Rede über den Bieneastat halten wird. Entfieh mich deinen

zwei lebenswürdigen Freunden, besonders Czako. Wie immer, dein alter Freund Lorenzen.«

Woldemar, als er gelesen, wußte nicht recht, wie er sich aufstellen sollte. Was Lorenzen da schrieb, »daß kein Besserer im Hause sitzen würde«,

war richtig; aber er hatte trotzdem Bedenken und Sorge. Der Alte war durchaus kein Politiker, er konnte sich also stark in die Nesseln

setzen, ja vielleicht zur komischen Figur werden. Und dieser Gedanke war ihm, dem Sohne, der den Vater schwärmerisch liebte, sehr schlimmlich.

Außerdem blieb doch auch immer noch die Möglichkeit, daß er in dem Wahlkampf unterlag.

Diese Bedenken Woldemars waren nur zu berechtigt. Es stand durchaus nicht fest, daß der alte Dubslav, so beliebt er selbst bei den Gegnern war, als Sieger aus der Wahrschlacht hervorgehen müsse. Die Konservativen hatten sich freilich daran gewöhnt, Rheinsberg-Wutz als eine »Hochburg« anzusehen, die der staatserhaltenden Partei nicht verloren gehen könne, diese Vorstellung aber war ein Irrtum, und die bisherige Reverenz gegen den alten Kortschdel wühlte lediglich in etwas Persönlichem. Nun war ihm Dubslav an Ansehen und Beliebtheit freilich ebenbürtig, aber das mit der ewigen persönlichen Rücksichtnahme mußte doch mal ein Ende nehmen, und das Anrecht, das sich der alte Kortschdel ersessen hatte, mit diesem mußte es vorbei sein, eben weil es endlich um einen Neuen handelte. Kein Zweifel, die gegnerischen Parteien regten sich, und es lag genau so, wie Lorenzen an Woldemar geschrieben, »daß ein Fortschrittler, aber auch ein Sozialdemokrat gewählt werden könne.«

Wie die Stimmung im Kreise wirklich war, das hätte der am besten erfahren, der im Vorübergehen an der Kontortür des alten Baruch Hirschfeld gehorcht hätte.

»Laß dir sagen, Isidor, du wirst also wählen den guten alten Herrn vorStechlin.«

»Nein, Vater. Ich werde nicht wählen den guten alten Herrn vorStechlin.«

»Warum nicht? Ist er doch ein lieber Herr und hat das richtige Herz.«

»Das hat er; aber er hat das falsche Prinzip.«

»Isidor, sprich mir nicht von Prinzip. Ich habe dich gesehen, als du hast charmirt mit dem Mariechen von nebenan und hast ihr aufgebunden das

schürzenband, und sie hat dir gegeben einen Klaps. Du hast gebuhlt um das christliche Mädchen. Und du buhst jetzt, wo die Wahl kommt, um die

öffentliche Meinung. Und das mit dem Mädchen, das hab ich dir vziehen. Aber die öffentliche Meinung verzeih ich dir nicht.«

»Wirst du, Vaterleben; haben wir doch die neue Zeit. Und wenn ich wähle, wähle ich für die Menschheit.«

»Geh mir, Isidor, die kenn' ich. Die Menschheit, die will haben, aber nicht geben. Und jetzt wollen sie auch noch teilen.«

»Laß sie teilen, Vater.«

»Gott der Gerechte, was meinst du, was du kriegst? Nicht der zehnten Teil.«

Und ähnlich ging es in den andern Ortschaften. In Wutz sprach Fix für das Kloster und die Konservativen im Allgemeinen, ohne dabei Dubslav

in Vorschlag zu bringen, weil er wußte, wie die Domina zu ihrem Bruder stand. Ein Linkskandidat aus Creimmen schien denn auch in der Wutzer

Gegend die Oberhand gewinnen zu sollen. Noch gefährlicher für die ganze Grafschaft war aber ein Wanderapostel aus Berlin, der von Dorf zu

er zog und die kleinen Leute dahin belehrte, daß es ein Unsinn sei, von Adel und Kirche was zu erwarten. Die vertrösteten immer
bloß auf den Himmel. Achtstündiger Arbeitstag und Lohnerhöhung und Sonntagspartie nach Finkenkrug, — das sei das Wahre.
So zersplitterte die's allerorten. Aber wenigstens um den Stechlin herum hoffte man der Sache noch Herr werden und alle Stimmen auf Dubslaw
vereinigen zu können. Im Dorfkrüge wollte man zu diesem Zwecke beraten, und Donnerstag sieben Uhr war dazu festgesetzt.

Der Stechliner Krug lag an dem Platze, der durch die Kreuzung der von Witz her heranführenden Kastanienallee mit der eigentlichen Dorfstraße gebildet
wurde, und war unter den vier hier gelegenen Eckhäusern das stattlichste. Vor seiner Front standen ein paar uralte Linden, und drei, vier
Stehkrippen waren bis dicht an die Hauswand heran geschoben, aber alle ganz nach links hin, wo sich Eckladen und Gaststube befanden,
während nach der rechten Seite hin der große Saal lag, in dem heute Dubslaw, wenn nicht für die Welt, so doch für Rheinsberg-Wutz und wenn nicht
für Rheinsberg-Wutz, so doch für Stechlin und Umgegend proklamiert werden sollte. Dieser große Saal war ein fünffenstriger Längsraum, der schon
manchen Schottischen erlebt, was er in seiner Erscheinung auch heute nicht zu verleugnen trachtete. Denn nicht nur waren ihm alle seine
blanken Wandleuchter verblieben, auch die mächtige Baßgeige, die jedesmal wegschaffen viel zu mühsam gewesen wäre, guckte, schräg gestellt, mit
ihrem langen Halse von der Musikempore her über die Brüstung fort.

Unter dieser Empore, quer durch den Saal hin, stand ein für das Komitee bestimmter länglicher Tisch mit Tischdecke, während auf den links und rechts
sich hinziehenden Bänken einige zwanzig Vertrauensmänner saßen, denen es hinterher oblag, im Sinne der Komiteebeschlüsse weiter zu wirken.
Die Vertrauensmänner waren meist wohlhabende Stechliner Bauern, untermischt mit offiziellen und halboffiziellen Leuten aus der Nachbarschaft:
Förster und Waldhüter und Vormänner von den verschiedenen Glas- und Teefäßen. Zu diesen gesellte sich noch ein Torinspektor, ein
Vermessungsbeamter, ein Steueroffiziant und schließlich ein gescheiterter Kaufmann, der jetzt Agent war und die Post besorgte. Natürlich
war auch Landbriefträger Brose da samt der gesamten Sicherheitsbehörde: Fugendarm Uncke und Wachtmeister Pyterke von der reitenden
Gendarmerie. Pyterke gehörte nur halb mit dem Revier (es war das immer ein streitiger Punkt), erschien aber trotzdem mit
Vorliebe bei Versammlungen derart. Es gab nämlich für ihn nichts Vergnüglicheres, als seinen Kameraden und Amtsgenossen Uncke bei solcher
Gelegenheit zu beobachten und sich dabei seine Angehören, übrigens durchaus berechtigten Überlegenheit als schöner Mann und ehemaliger Bardekürassier
bewußt zu werden. Uncke war ihm der Inbegriff des Komischen, und wenn ihn schon das rote, verkupferte Gesicht an und für sich amüsierte, so doch
viel, viel mehr noch der gefärbte Schuhbürstenbackenbart, vor allem aber das Augenspiel, mit dem er den Verhandlungen zu folgen pflegte. Pyterke hatte

recht; Uncke war wirklich eine komische Figur. Seine Miene sagte bestimmt: »An mir hängt es.« Dabei war er ein höchst
 gutmütiger Mann, der nie mehr als nötig aufschrieb und auch nur selten auflöste.
 Der Saal hatte nach dem Flur hin drei Türen. An der Mitteltür standen die beiden Gendarmen und rückten sich zurecht, als sich der Vorsitzende des
 Komitees mit dem Glockenschlag sieben von seinem Platz erhob und die Sitzung für eröffnet erklärte. Dieser Vorsitzende war natürlich
 Oberförster Kitzler, der heute, statt des bloßen schwarz-weißen Bandes, sein bei
 erworbenes eisernes Kreuz in Brusttasche eingeknüpft hatte. Neben ihm saßen Superintendent Koseleger und Pastor
 Lorenzen, an der linken Schmalseite Krippenkapel, an der rechten Spitze Kluckhuhn, letzterer auch dekoriert, und war mit der
 Düppelmedaille, trotzdem er bei Düppel in der Reserve stand. Er scherzte gern darüber und sagte, während er seine beneidenswerten Zähne
 zeigte: »Ja, Kinder, so geht es. Bei Alsen war ich, aber bei Düppel war ich nicht, und dafür hab ich nu die Düppelmedaille.«
 Spitze Kluckhuhn war überhaupt eine humoristisch angelegene Persönlichkeit, Liebling des alten Dübstav, und trat immer, wenn sich die alten
 Kriegerbundeleute von sechsundszwanzig und siebenzig aufs hohe Pferd setzen wollten, für die von vierundszwanzig ein. »Ja, vierundszwanzig, Kinder,
 da fing es an. Und aller Anfang ist schwer. Anfangen ist immer die Hauptsache, das andre kommt dann schon wie von selbst.« Ein alter
 Globower, der bei Spichern mitgestürmt und sich durch besondere Tapferkeit hervorgetan hatte, war denn auch, bloß weil er einer von Anno
 siebenzig war, ein Gegenstand seiner besonderen Bemängelungen. »Ich will ja nicht sagen, Tübbecke, daß es bei Spichern gar nichts war, aber gegen Düppel
 (wenn ich auch nicht mit dabei gewesen) gegen Düppel war es gar nichts. Wie war es denn bei Spichern, wovon du so viel red'st, als ob sich
 vierundszwanzig daneben verstecken müßte? Bei Spichern, da waren Menschen oben, aber bei Düppel, da waren Schützen oben. Und ich
 sage dir, Schützen mit'm Turm drin. Da pfeift es ganz anders. das heißt, von Pfeifen war schon eigentlich gar keine Rede mehr.« Eine
 Folge dieser Anschauung war es denn auch, daß in den Augen Kluckhuhns der Pionier Klinke, der bei Düppel unter Opferung seines Lebens den
 Pallisadenpfahl von Spitze drei weggesprengt hatte, der eigentliche Held aller drei Kriege war und alles in allem nur einen Rivalen hatte. Dieser
 eine Rivale stand aber drüben auf Seite der Dänen und war überhaupt kein Mensch, sondern ein Schiff und hieß Rolf Krake. »Ja,
 Kinder, wie wir nu da so rüber gondelten, da lag das schwarze Biest immer dicht neben uns und sah aus wie 'n Sarg. Und wenn es gewollt
 hätte, so wär es auch alle mit uns gewesen und bloß noch plump in den Alsensund. Und weil wir das wußten, schossen wir immer drauf
 los, denn wenn einem so Lu Mute ist, dann schießt der Mensch immer zu.«
 Ja, Rolf Krake war eine fatale Sache für Kluckhuhn gewesen. Aber dasselbe schwarze Schiff, das ihm damals so viel Furcht und Sorge

gemacht hatte, war doch auch wieder ein Segen für ihn geworden, und man durfte sagen, sein Leben stand seitdem im Zeichen von Rolf
Krake. Wie Gundermann immer der Sozialdemokratie das »Wasser stellen« wollte, so verglich Kluckhuhn alles zur
Sozialdemokratie Gehörige mit dem schwarzen Ungetüm im Alsensund. »Ich sag euch, was sie jetzt die soziale Revolution nennen,
das liegt neben uns wie damals Rolf Krake; Bebel wartet bloß, und mit eins fegt er das Fische.«
Kluckhuhn war in der ganzen Stechliner Gegend sehr angesehen, und als er jetzt mit seiner Medaille so dasaß, dicht neben Koseleger,
war er sich dessen auch wohl bewußt. Aber gegen Kripperstapel, den er als Schulpauker und Bienenvater [Imker] eigentlich nicht für voll ansah, kam
er bei dieser Gelegenheit doch nicht an; Kripperstapel hatte heute ganz seinen großen Tag, so sehr, daß selbst Kluckhuhn seinen Ton
herbestimmen mußte.
Katzler, ein verschiedener Nichtredner, begann, als er sich mit seinem Notizzettel, auf dem verschiedene Satzanfänge standen, erhoben hatte, mit
der Versicherung, daß er den so zahlreich Anwesenden, unter denen vielleicht auch einige Andersdenkende seien, für ihr Erscheinen danke. Sie
wüßten alle, zu welchem Zweck sie hier seien. Der alte Kortschdel sei tot, »er ist in Ehren hingegangen«, und es handle sich heute darum, dem
alten Herrn von Kortschdel im Reichstag einen Nachfolger zu geben. Die Grafschaft habe immer konservativ gewählt; es sei Ehrensache,
wieder konservativ zu wählen. »Und ob die Welt voll Teufel wär.« Es liege der Grafschaft ob, dieser Welt des Abfalls zu zeigen, daß es noch
»Stätten« gebe. Und hier sei eine solche Stätte. »Wir haben, glaub ich,« so schloß er, »niemand an diesem Tisch, der das Parlamentarische
voll beherrscht, weshalb ich bemüht gewesen bin, das, was uns hier zusammengeführt hat, schriftlich niederzulegen. Es ist ein schwacher Versuch. Jeder tut,
soviel er kann, und der Brombeerstrauch hat eben nur seine Beeren. Aber auch sie können den durstigen Wanderer erfrischen. Und so bitte ich denn
unsern politischen Freund, dem wir außerdem für die Erforschung dieser Gegenden so viel verdanken, ich bitte Herrn Lehrer Kripperstapel, uns das
Lesestück vorlesen zu wollen. Ein pro memoria. Man kann es vielleicht so nennen.«
Katzler, unter Verneigung, setzte sich wieder, während sich Kripperstapel erhob. Er blätterte wie ein Rechtsanwalt in einer Anzahl von Papieren
und sagte dann: »Ich folge der Aufforderung des Herrn Vorsitzenden und freue mich, berufen zu sein, ein Schlußstück zur Verlesung zu
bringen, das unser aller Befürhen — ich bin dessen sicher und glaube von den Einschränkungen, die unser Herr Vorsitzender gemacht hat, absehen zu
dürfen — zu kräftigstem Ausdruck verhilft.«
Und nun setzte Kripperstapel seine Hornbrille auf und las. Es war ein ganz kurzes Schlußstück und enthielt eigentlich dasselbe, was Katzler
schon gesagt hatte. Die Betonungen Kripperstapels sorgten aber dafür, daß der Beifall reichlicher war, und daß die Schlußwendung »und so

vereinigten wir uns denn in dem Satze: was um den Stechlin herum wohnt, das ist für Stechlin,« einen ungeheuren Beifall fand. Pyterke hob

seinen Helm und stieß mit dem Pallach (Schwerer (Korb-) Säbel) auf, während Uncke sich umsah, ob doch vielleicht ein einzelner

Übelwollender zu notieren sei. Nicht um ihn direkt zu zeigen, aber doch zur Kenntnisnahme. Brose, der (wohl eine Folge seines

Berufs) unter den ungewohnten langen Stüchen gelitten hatte, nahm im Vorflur, wie zur Niederkaufung seiner Beinnervosität,

eine Art Probegeschwindschritt nach wieder auf, während Kluckhuhn sich von seinem Stuhl erhob, um Kuzler erst militärisch und dann untergewöhnlicher

Verbeugung zu begrüßen, wobei seine Düppelmedaille dem Kuzlerschen Eisernen Kreuz entgegenpendelte. Nur Koseleger und

Lorenzen blieben ruhig. Um des Superintendenten Mund war ein leiser ironischer Zug.

Dann erklärte der Vorsitzende die Sitzung für geschlossen, alles brach auf, und nur Uncke sagte zu Brose: »Wir bleiben noch, Brose;

morgen wird es Lauerei genug geben.«

»Denk ich auch. Aber lieber laufen als hier so stille stehen.«

Draußen, unter dem Gezweig der alten Linden, standen mehrere Kaleschwagen, aber der des Superintendenten fehlte noch, weil Koseleger eine viel längere Sitzung erwartet und darauf hin seinen Wagen erst zu lehn Uhr bestellt hatte. Bis dahin war noch eine hübsche Zeit; der Superintendent indessen schien nicht zufrieden darüber und seines Amtsbruders Arm nehmend, sagte er: »Lieber Lorenzen, ich muß mich, wie Sie sehen, bei Ihnen zu Gäste laden. Als Unverheirateter werden Sie, so hoffe ich, über die Störung leicht hinwegkommen. Die Ehe bedeutet in der Regel Segen, wenigstens an Kindern, aber die Nichtehe hat auch ihre Segnungen. Unsrer guten Pfauen erschlagen sich dieser Einsicht und dieser unbedingte Glauben an sich und ihre Wichtigkeit hat oft was Rührendes.«

Lorenzen, der sich bei voller Würdigung der Gaben seines ihm vorgesetzten und zugleich gern einen spöttischen Ton anzulagenden Amtsbruders im allgemeinen nicht viel aus ihm machte, war diesmal mit allem einverstanden und nickte, während sie, schräg über den Platz fort, auf die Pfarre schritten.

»Ja, diese Einbildungen!« fuhr Koseleger fort, zu dessen Lieblingsgesprächen dieses Thema gehörte. »Gewiß ist es richtig, daß wir samt und sonders von Einbildungen leben, aber für die Pfauen ist es das tägliche Brot. Sie maltrahieren ihren Mann und sprechen dabei von Liebe, sie werden maltrahiert und sprechen erst recht von Liebe; sie sehen alles so, wie sie's sehen wollen und vor allem haben sie ein Talent, sich mit Tugenden auszurüsten (erlassen Sie mir, diese Tugenden abzuzählen), die sie durchaus nicht besitzen. Unter diesen meist nur in der Vorstellung existierenden Tugenden befindet sich auch die der Gastlichkeit, wenigstens hierlandes. Und nun gar unsre Pfarrmütter! Eine jede hält sich für die heilige Elisabeth mit den bekannten Broten im Korb. Haben Sie übrigens das Bild auf der Wartburg gesehen? Unter allen Schwindschen Sachen steht es mir so demlich obenan. Und in Wahrheit, um auf unsere Pfarrmütter zurückzukommen, liegt es doch so, daß ich mich bei gastlichen Junggesellen immer am besten aufgehoben gefühlt habe.«

Lorenzen lachte: »Wenn Sie nur heute nicht widerlegt werden, Herr Superintendent.«

»Ganz undenkbar, lieber Lorenzen. Ich bin noch nicht lang in dieser Gegend, in meinem guten Quaden-Hennersdorf da drüben, aber wenn auch nicht lange, so doch lange genug, um zu wissen, wie's hier herum aussieht. Und Ihr Renommee ... Sie sollen so was von einem Feinschmecker an sich haben. Kann ich mir übrigens denken. Sie sind Ästhetikus, und das ist man nicht bestraft, am wenigsten in Bezug auf die Zunge. Ja, das Ästhetische. Für manchen ist es ein Unglück. Ich weiß davon. Das Haus hier vor uns ist wohl Ihr Schulhaus? Weißstrichen und kein Fetzen Gardine, das ist

immer 'ne preussische Schule. So wird bei uns die Volksseele für das, was schön ist, groß gezogen. Aber es kommt auch was dabei heraus!

Mitunter wundert's mich nur, daß sie die Bauten aus der Zeit Friedrich Wilhelms nicht besser konservieren. Eigentlich war das doch das Ideal. Graue

Wand, hundert Löcher drin und unten großes Hauptloch. Und natürlich ein Schilderhaus daneben. Letzteres das Wichtigste. Schade, daß so was

verloren geht. Übrigens rettet hier der grüne Staketenzaun das Ganze ... Wie heißt doch der Lehrer?«

»Höhl.«

»Krippertafel.«

»Richtig, Krippertafel. Kitzler nannte ihn ja während der Sitzung mit einer Art Aplomb. Ich erinnere mich noch, wie mir der Name wohlhat,

als ich ihn das erste Mal hörte. So heißt nicht jeder. Wie kommen Sie mit dem Mahne aus?«

»Sehr gut, Herr Superintendent.«

»Freut mich aufrichtig. Aber es muß ein Kunststück sein. Er hat ein Gesicht wie 'ne Eule. Dabei so was Steifleinens und

zugleich Selbstbewußtes. Der richtige Lehrer. Meiner in Quaden-Hennersdorf war ebenso. Aber er läßt nun schon ein bißchen nach.«

Unter diesen Worten waren sie bis an die Pfarre gekommen, in der man, ohne daß ein Bote vorausgeschickt worden wäre, doch schon wußte,

daß der Herr Superintendent mit erscheinen würde. Nun war er da. Nur wenige Minuten waren seit dem Aufbruch vom Krug her vergangen, die

trotz Kürze für Frau Kulicke (eine Lehrerswitwe die Lorenzen die Wirtschaft führte) ausgereicht hatten, alles in Schick und Ordnung zu bringen.

Auf dem länglichen Hausflur, an dessen äußerstem Ende man gleich beim Eintreten die blinkblanke Küche sah, brannten ein paar helle

Paraffinkerzen, während rechts daneben, in der offenhängenden Studiestube, eine große Lampe mit grünem Bildschirm ein gedämpftes Licht gab.

Lorenzen schob den Sofatisch, darauf Zeitungen hoch aufgeschichtet lagen, ein wenig zurück und bat Koseleger, Platz zu nehmen. Aber

dieser, eben jetzt das große Bild bemerkend, das in beinahe reicher Umrahmung über dem Sofa hing, nahm den ihm angebotenen Platz

nicht gleich ein, sondern sagte, sich über den Tisch vorbeugend: »Ah, gratuliere, Lorenzen. Kreuznahme; Rubens. Das ist ja ein

wunderschöner Stich. Oder eigentlich Aquatinta [Kupferstich-Verfahren]. Dergleichen wird hier wohl im siebenmeiligen Umkreis nicht

oft betroffen werden, nicht einmal in dem etwas heraufgepufften Rheinsberg; in Rheinsberg war man für Watteasche Reifrockdamen auf

einer Schaukel, aber nicht für Kreuznahmen und dergleichen. Und stammt auch sicher nicht aus dem sogenannten Schloß Ihres lebenswürdigen alten

Herrn drüben, Riesenkathe mit Glaskugel davor. Ach, wenn ich diese Glaskugeln sehe. Und daneben das hier! Wissen Sie, Lorenzen, das Bild hier

rufft mir eine schöne Stunde meines Lebens zurück, einen Reisetag, wo ich mit Großfürstin Wera vom Haag aus in Antwerpen war. Da sah

ich das Bild in der Kathedrale. Waren Sie da?«

Lorenzen verneinte.

»Das wäre was für Sie. Dieser Rubens im Original, in seiner Farbenallgewalt. Es heißt immer, daß er nur Flamänderinnen hätte

malen können. Nun, das wäre wohl auch noch nicht das Schlimmste gewesen. Aber er konnte mehr. Sehen Sie den Christus. Wohl jedem, der

draußen war, und zu dem die Welt mal in andern Zungen redete! Hier blüht der Bilderbogen, Türke links, Russe rechts. Ach, Lorenzen, es ist

traurig, hier versauern zu müssen.«

Als er so gesprochen, ließ er sich, vor sich instarrend, in die Sofa-Ecke nieder, ganz wie in andre Zeiten verloren, und sah erst wieder auf,

als ein junges Ding ins Zimmer trat, groß und schlank und blond, und dem Pastor verlegen und errötend etwas zuflüsterte.

»Meine gute Frau Kulicke,« sagte Lorenzen, »läßt eben fragen, ob wir unsern Imbiß im Nebenzimmer nehmen wollen? Ich möchte

beinahe glauben, es ist das beste, wir bleiben hier. Es heißt war, ein Ezimmer müsse kalt sein. Nun, das hätten wir nebenan. Ich

persönlich finde jedoch das Temperierte besser. Aber ich bitte, bestimmen zu wollen, Herr Superintendent.«

»Temperiert. Mir aus der Seele gesprochen. Also wir bleiben, wo wir sind ... Aber sagen Sie mir, Lorenzen, wer war dasitzückende

Beschöpf? Wie ein Bild von Knaus. Halb Prinzeß, halb Rotkäppchen. Wie alt ist sie denn?«

»Siebzehn. Eine Nichte meiner guten Frau Kulicke.«

»Siebzehn. Ach, Lorenzen, wie Sie zu beneiden sind. Immer solche Menschenblüte zu sehn. Und siebzehn, sagen Sie. Ja, das ist das Eigentliche.

Siebzehn hat noch ein bißchen von der Eierschale, noch ein bißchen der Einsegnungscharakter, und achtzehn ist schon wieder alltäglich. Achtzehn kann

jeder sein. Aber siebzehn. Ein wunderbarer Mittelzustand. Und wie heißt sie?«

»Elfriede.«

»Auch das noch.«

Lorenzen wiegte den Kopf und lächelte.

»Ja, Sie lächeln, Lorenzen, und wissen nicht, wie gut Sie's haben in dieser Ihrer Waldpfarre. Was ich hier sehe, heimelt mich an, das ganze Dorf,

alles. Wenn ich mir da beispielsweise den Tisch wieder vergegenwärtige, dran wir, drüben im Krug, vor einer halben Stunde gesessen haben, an

der linken Seite dieser Krippentafel (er sei wie er sei) und an der rechten Seite dieser Rolf Krake. Das sind ja doch lauter Größen.

Denn das Groteske hat eben auch seine Größen und nicht die Schlechtesten. Und dazu dieser Kitzler mit seiner Ermyntrud. All das haben Sie dicht um sich her

und dazu dies Kind, diese Elfriede, die hoffentlich nicht Kulicke heißt. — sonst bricht freilich mein ganzes Begeisterungsgebäude wieder zusammen.

Und nun nehmen Sie mich, Ihren Superintendenten, das große Kirchenlicht dieser Gegenden! Alles nackte Prosa, widerhaarige Kollegen und Amtsbrüder, die mir nicht verzeihen können, daß ich im Haag war und mit einer Großfürstin über Land fahren konnte. Glauben Sie mir, Großfürstinnen, selbst wenn sie Mängel haben (und sie haben Mängel), sind mir immer noch lieber als das Landesgewächs von Quaden-Hennersdorf, und mitunter ist mir die Mut, als gäbe es keine Weltordnung mehr.«

»Aber Herr Superintendent ...«

»Ja, Lorenzen, Sie setzen ein übersches Gesicht auf und wundern sich, daß einer, für den die hohe Klerisei [Klerisei, Klerus, Geistlichkeit] so viel getan und ihm zum Superintendenten in der gesegneten Mittelmark und der noch gesegneteren Grafschaft Ruppin gemacht hat, — Sie wundern sich, daß solch Lehmal Glücklicher solchen Hochverrat redet. Aber bin ich ein Glücklicher? Ich bin ein Unglücklicher ...«

»Aber Herr Superintendent ...«

»... Und möchte, daß ich eine hundertundfünfzig-Seelen-Gemeinde hätte, sagen wir auf dem ›toten Mann‹ oder in der Tüchler Heide. Sehen Sie, dann wär es vorbei, dann müßt ich bestimmt: ›du bist in den Skat gelegt‹. Und das kann unter Umständen ein Trost sein. Die Leute, die Schifbruch gelitten und nun in einer Isolierzelle sitzen und Tüten kleben oder Wolle lupen, das sind nicht die Unglücklichsten. Unglücklich sind immer bloß die Halben. Und als einen solchen habe ich die Ehre mich Ihnen vorstellen. Ich bin ein Halber, vielleicht sogar in dem, worauf es ankommt; aber lassen wir das, ich will hier nur vom allgemein Menschlichen sprechen. Und daß ich auch in diesem Menschlichen ein Halber bin, das quält mich. Über das andre käm ich vielleicht weg.«

Lorenzens Augen wurden immer größer.

»Sehen Sie, da war ich also — verzeihen Sie, daß ich immer wieder darauf zurückkomme — da war ich also mit siebenundzanzig im Haag und kam in die vornehme Welt, die da zu Hause ist. Und da war ich denn heut in Amsterdam und morgen in Scheveningen und den dritten Tag in Gent oder in Brügge. Brügge, Reliquien-Schrein, Hans Memling — so was müßten Sie sehn. Was sollen uns diese ewigen Markgrafen oder gar die faule Grete? Mancher, ich weiß wohl, ist für's härene Gewand oder im Eremiten geboren. Ich nicht. Ich bin von der andern Seite; meine Seele hängt an Leben und Schönheit. Und nun spricht da draußen all dergleichen zu einem, und man trinkt sich damit und hat einen Ehrgeiz, nicht einen kindischen, sondern einen echten, der höher hinauf will, weil man da wirken und schaffen kann, für sich gewiß, aber auch für andre. Danach dürstet einen. Und nun kommt der Becher, der diesen Durst stillen soll. Und dieser Becher heißt Quaden-Hennersdorf. Das Dorf, das mich umgibt, ist ein großes Bauerndorf, aufgesteifte Leute, Geschwollen und hartheilig, und natürlich so trocken und trivial, wie die

Leute hier alle sind. Und noch stol darauf. Ach, Lorenzen, immer wieder, wie beneide ich Sie!»

Während Koseleger noch so sprach, erschien Frau Kulicke. Sie schob die Zeitungen zurück, um zwei Couverts legen zu können, und nun brachte

sie den Rotwein und ein Cabaret mit Brötchen. In dünn geschliffene große Gläser schenkte Lorenzen ein, und die beiden Amtsbrüder stießen an

»auf bessere Zeiten.« Aber sie dachten sich sehr Verschiedenes dabei, weil sich der eine nur mit sich, der andre nur mit andern beschäftigte.

»Wir könnten, glaub ich,« sagte Lorenzen, »neben den »besseren Zeiten« noch dies und das leben lassen. Zunächst Ihr Wohl, Herr Superintendent.

Und zum zweiten auf das Wohl unsers guten alten Stechlin, der uns doch heute zusammengeführt. Ob wir ihn durchbringen? Kuzler tat so sicher und

Kluckhuhn und Krippenstapel nun schon ganz gewiß. Aber ich habe trotzdem Zweifel. Die Konservativen — ich kann kaum sagen »unsre

Partigenossen, oder doch nur in sehr bedingtem Sinne — die Konservativen sind in sich gespalten. Es gibt ihrer viele, denen unser alter

Stechlin um ein gut Teil zu flau ist. » hat neulich einer, der sich auf Bildung

asspielt, von dem Alten gesagt, und von » , wenn auch nur » , wollen alle diese Herren nichts wissen. Unter diesen

Ultras ist natürlich auch Gundermann auf Siebenmühlen, der Ihnen vielleicht bekannt geworden ist ...«

»Versteht sich. War neulich bei mir. Ein Mann von drei Redensarten, von denen die zwei besten aus der Wassermüllersphäre genommen sind.«

»Nun, dieser Gundermann, wie immer die Dummen, ist zugleich Intrigant, und während er vorgibt, für unsern guten alten Stechlin zu werben, tropft

er den Leuten Gift ins Ohr und erzählt ihnen, daß der Alte senil sei und keinen Schneid habe. Der alte Stechlin hat aber mehr Schneid als sieben

Gundermanns. Gundermann ist ein Bourgeois und ein Parvenu, also so fämlich das Schlechteste, was einer sein kann. Ich bin schon

zufrieden, wenn dieser Jämmerling unterliegt. Aber um den Alten bin ich besorgt. Ich kann nur wiederholen: es liegt nicht so günstig für ihn, wie die

Gegend hier sich einbildet. Denn auf das arme Volk ist kein Verlaß. Ein Versprechen und ein Korn, und alles schnappt ab.«

»Ich werde das meine tun,« sagte Koseleger mit einer Mischung von Pathos und Wohlwollen. Aber Lorenzen hatte dabei den Eindruck, daß sein

Quaden-Hennersdorfer Superintendent bereits ganz andern Bildern nachhing. Und so war es auch. Was war für Koseleger diese traurige

Gegenwart? Ihn beschäftigte nur die Zukunft, und wenn er in die hineinsah, so sah er einen langen, langen Korridor mit Oberlicht

und am Ausgang ein Klingelschild mit der Aufschrift: »Dr. Koseleger, Generalsuperintendent.«

So fämlich um dieselbe Stunde, wo die beiden Amtsbrüder »auf bessere Zeiten« stießen, hielt Kalers Pürschwagen — die Sterne blinkten

schon — vor seiner Oberförsterei. Das Blaffen der Hunde, das, solange der Wagen noch weit ab war, ungesetzt über die Waldwiese

zingeklungen war, verkehrte sich mit einem Mal in winseliges Geheul und wunderliche Freudentöne. Kozler sprang aus dem Wagen, hing den

Hut an einen im Flur stehenden Ständer (von den ewigen »Geweihen« wollte er als feiner Mann nichts wissen) und trat gleich

danach in das an der linken Flurseite gelegene, matt erleuchtete Wohnzimmer seiner Frau. Das gedämpfte Licht ließ sie noch blässer erscheinen, als

sie war. Sie hatte sich, als der Wagen hielt, von ihrem Sofaplatz erhoben und kam ihrem Mahne, wie sie regelmäßig tun pflegte, wenn er aus dem

Walde zurückkam, zu freundlicher Begrüßung entgegen. Ein als Weihnachtsgeschenk für eine jüngere Schwester bestimmtes Batisttuch, in das sie eben die

letzte Lacke der Lippe-Büchseinstepschen Krone hineinsteckte, hatte sie, bevor sie sich vom Sofa erhob, aus der Hand gelegt. Sie war nicht

schön, dazu von einem lymphatisch-sentimentalen Ausdruck, aber ihre stattliche Haltung und mehr noch die Art, wie sie sich kleidete, ließen sie doch als

etwas durchaus Apartes und beinahe Fremdländisches erscheinen. Sie trug, nach Art eines Morgenrockes, ein glatt herabhängendes, leis

gelbgetöntes Wollkleid und als Eigentümlichstes einen aus demselben gelblichen Wollstoff hergestellten Kopfputz, von dem es sicher blieb,

ob er einen Turban oder eine Krone darstellen sollte. Das Ganze hatte etwas Gewolltes, war aber neben dem Auffälligen doch auch

Ernstes. Er sprach sich ein Talent darin aus, etwas aus sich zu machen.

»Wie glücklich bin ich, daß du wieder da bist,« sagte Ermyntrud. »Ich habe mich recht gebangt, diesmal nicht um dich, sondern um mich. Ich muß dies

egoistischerweise stehen. Es waren recht schwere Stunden für mich, die ganze Zeit, daß du fort warst.«

Er küßte ihr die Hand und führte sie wieder auf ihren Platz zurück. »Du darfst nicht stehen, Ermyntrud. Und nun bist du auch wieder bei der Stickerei.

Das strengt dich an und hat, wie du weißt, auf alles Einfluß. Der gute Doktor sagte noch gestern, alles sei im Zusammenhang. Ich seh auch, wie blaß

du bist.«

»O, das macht der Schirm.«

»Du willst es nicht wahr haben und mir nichts sagen, was vielleicht wie Vorwurf klingen könnte. Ich mache mir aber den Vorwurf selbst.

Ich mußte hier bleiben und nicht hin zu dieser Stechliner Wahlversammlung.«

»Du mußtest hin, Wladimir.«

»Ich rechne es dir hoch an, Ermyntrud, daß du so sprichst. Aber es wäre schließlich auch ohne mich gegangen. Koseleger war da,

der konnte das Präsidium nehmen so gut wie ich. Und wenn der nicht wollte, so konnte Torrispektor Jzelius espringen. Oder vielleicht

auch Kripperkapel. Kripperkapel ist doch jetzt der, der alles macht. Jedenfalls liegt es so, wenn es der eine nicht ist, ist es der andre.«

»Ich kann das zugeben. Wie könnte sonst die Welt stehen? Es gibt nichts, was uns so Demüt predigte wie die Wahrnehmung von der Entbehrlichkeit des

einzelnen. Aber darauf kommt es nicht an. Worauf es ankommt, das ist Erfüllung unsrer Pflicht.«

Kezler, als er dies Wort hörte, sah sich nach einem Etwas um, das ihn in den Stand gesetzt hätte, dem Gespräch eine andere Wendung zu

geben. Aber, wie stets in solchen Momenten, das, was retten konnte, war nicht zu finden, und so sah er denn wohl, daß er einem Vortrage der

Prinzessin über ihr Lieblingsthema »von der Pflicht« verfallen sei. Dabei war er eigentlich hungrig.

Emmytrud wies auf ein Taburett [Hocker, Schemel], das sie mittlerweile neben ihren Sofaplatz geschoben, und sagte: »Daß ich immer wieder

davon sprechen muß, Wladimir. Wir leben eben nicht in der Welt um unsert-, sondern um anderer willen. Ich will nicht sagen um der Menschheit willen, was

eitel klingt, wiewohl es eigentlich wohl so sein sollte. Was uns obliegt, ist nicht die Lust des Lebens, auch nicht einmal die Liebe, die

wirkliche, sondern lediglich die Pflicht ...«

Gewiß, Emmytrud. Wir sind einig darüber. Es ist dies ausserdem auch etwas speziell Preussisches. Wir sind dadurch vor andern Nationen

ausgezeichnet, und selbst bei denen, die uns nicht begreifen oder übelwollen, dämmert die Vorstellung von unsrer daraus entspringenden Überlegenheit.

Aber es gibt doch Unterschiede, Grade. Wenn ich statt du der Stechliner Wählerversammlung lieber zu Doktor Sponholz oder zur alten Stinten in

Kloster Witz (die ja schon früher einmal dabei war) gefahren wäre, so wäre das doch vielleicht das Bessere gewesen. Es ist ein Glück, daß

es noch mal so vorübergegangen. Aber darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen.«

»Nein, darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen. Aber man darf darauf rechnen, daß, wenn man das Pflichtgemäße tut, man zugleich auch das

Rechte tut. Es hängt so viel an der Wahl unsers alten trefflichen Stechlin. Er steht ausserdem sittlich höher als Kortschdel, dem man, trotz seiner

siebzig, allerhand nachsagen durfte. Stechlin ist ganz intakt. Etwas sehr Seltenes. Und einem sittlichen Prinzip zum Siege zu verhelfen, dafür

leben wir doch recht eigentlich. Dafür lebe wenigstens ich ...«

Gewiß, Emmytrud, gewiß.«

»In jedem Augenblicke seiner Obliegenheiten eingedenk sein, ohne erst bei Neigung oder Stimmung anzufragen, das hab ich mir in

feierlicher Stunde gelobt, du weißt, in welcher, und du wirst mir das Zeugnis ausstellen, daß ich diesem Gelöbnis nachgekommen ...«

Gewiß, Emmytrud, gewiß. Es war unser Fundament ...«

»Und wenn es sich um eine sittliche Pflicht handelt, wie doch heute ganz offenbar, wie hätt ich da sagen wollen: bleibe. Ich wäre mir

klein vorgekommen, klein und untreu.«

»Nicht untreu, Emmytrud.«

»Doch, doch. Es gibt viele Formen der Untreue. Das Persönliche hat sich der Familie zu bequemen und unterzuordnen und die Familie wieder der Gesellschaft. In

diesem Sinne bin ich erzogen, und in diesem Sinne tat ich den Schritt. Verlange nicht, daß ich in irgend etwas diesen Schritt zurücktue.«

»Nie.«

Das kleine Dienstmädchen, eine Heideläufertochter, deren starrs Haar, von keiner Bürste gezähmt, immer weit stand, erschien in

diesem Augenblicke, meldend, daß sie das Teezeug gebracht habe.

Kazler nahm seiner Frau Arm, um sie bis in das zweite, nach dem Hof hinaus gelegene Zimmer zu führen. Als er aber wahrnahm, wie schwer ihr

das Gehen wurde, sagte er. »Ich freue mich, dich so sprechen zu hören. Immer du selbst. Ich bin aber doch in Ruhe und will morgen früh

zur Frauschicken.«

Sie nickte stimmend, während ein halb zärtlicher Blick den guten Kazler streifte, der, solange das ihm nur zu wohlbekannte Gespräch

über Pflicht gedauert hatte, von Minute zu Minute verlegener geworden war.

Und nun war Wahltagmorgen. Kurz vor acht erschien Lorenzen auf dem Schloß, um in Dubslavs schon auf der Rampe haltenden Kaleschewagen einzusteigen und mit nach Rheinsberg zu fahren. Der Alte, bereits bestieft und gespornt, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit und guter Laune. »Das ist recht, Lorenzen. Und nun wollen wir auch gleich aufsteigen. Aber warum haben Sie mich nicht an Ihrem Pfarrgarten erwartet? Muß ja doch dran vorüber« — und dabei schob er ihm voll Sorglichkeit eine Decke zu, während die Pferde schon anrückten. »Übrigens freut es mich trotzdem (man widerspricht sich immer), daß Sie nicht so praktisch gewesen und doch lieber gekommen sind. Es ist 'ne Politesse. Und die Menschen sind jetzt so schrecklich unpoliert und geradezu unmanierlich ... Aber lassen wir's; ich kann es nicht ändern, und es grämt mich auch nicht.«

»Weil Sie gütig sind und jene Heiterkeit haben, die, menschlich angesehen, so demlich unser Bestes ist.«
Dubslav lachte. »Ja, so viel ist richtig; Kopfhängerei war nie meine Sache, und wäre das verdammte Geld nicht ... Hören Sie, Lorenzen, das mit dem Mammon und dem goldenen Kalb, das sind doch eigentlich alles sehr feine Sachen.«

»Gewiß, Herr von Stechlin.«
»... Und wäre das verdammte Geld nicht, so hätt ich den Kopf noch weniger hängen lassen, als ich getan. Aber das Geld. Da war, noch unter Friedrich Wilhelm III., der alte General von der Marwitz auf Friedersdorf, von dem Sie gewiß mal gehört haben, der hat in seinen Memoiren irgendwo gesagt: »er hätte sich aus dem Dienst gern schon früher zurückgezogen und sei bloß geblieben um des Schlechtesten willen, was es überhaupt gäbe, um des Geldes willen« — und das hat damals, als ich es las, einen großen Eindruck auf mich gemacht. Denn es gehört

was dazu, das so ruhig auszusprechen. Die Menschen sind in allen Stücken so verlogen und uehrlich, auch in Geldsachen, fast noch mehr als in Tugend. Und das will was sagen. Ja, Lorenzen, so ist es ... Na, lassen wir's, Sie wissen ja auch Bescheid. Und dann sind das schließlich auch keine Betrachtungen für heute, wo ich gewählt werden und den Triumphator spielen soll. Übrigens geh ich einem totalen Kladderadatsch entgegen. Ich werde nicht gewählt.«

Lorenzen wurde verlegen, denn was Dubslav da jetzt sagte, das stimmte nur zu sehr mit seiner eignen Meinung. Aber er mußte wohl oder übel, so schwer es ihm wurde, das Gegenteil versichern. »Ihre Wahl, Herr von Stechlin, geht, glaub ich, fest; in unsrer Gegend wenigstens. Die Globower und Dagower gehen mit gutem Beispiel voran. Läuter gute Leute.«

»S. u. g. w. ... ein bißchen mehr, ein bißchen weniger. Und wir selber machen's auch so.

»Schwapp, sind wir auf der andern Seite.«

»Ja, schwach ist jeder, und ich mag mich auch nicht für all und jeden verbürgen. Aber in diesen speziellen Fälle ... Selbst Koseleger schien mir voll

»Übersicht und Vertrauen, als er am Donnerstag noch mit mir plauderte.«

»Koseleger voll Vertrauen! Na, dann geht es gewiß in die Brüche. Wo Koseleger Amen sagt, das ist schon so gut wie letzte Ölung. Er hat

keine glückliche Hand, dieser Ihr Amtsbrüder und Vorgesetzter.«

»Ich teile leider einigermaßen Ihre Bedenken gegen ihn. Aber was vielleicht mit ihm versöhnen kann, er hat angenehme Formen und durchaus

etwas Verbindliches.«

»Das hat er. Und doch, so sehr ich sonst für Formen und Verbindlichkeiten bin, nicht für seine. Man soll einem Menschen nicht seinen Namen

vorhalten. Aber Koseleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Kose oder mehr Eger ist; vielleicht beides gleich. Er ist wie 'ne

Baisertorte, süß, aber ungesund. Nein, Lorenzen, da bin ich doch mehr für Sie. Sie taugen auch nicht viel, aber Sie sind doch wenigstens ehrlich.«

»Vielleicht,« sagte Lorenzen. »Übrigens hat Koseleger inmitten seiner Verbindlichkeiten und schönen Worte doch auch wieder was Freies,»

beinah Bewagtes und ist mir da neulich mit Bekenntnissen gekommen, fast wie ein Charakter.«

Dubslav lachte hell auf. »Charakter. Aber Lorenzen. Wie können Sie sich so hinter's Licht führen lassen. Ich verwette mich, er hat Ihnen irgend

was über Ihre 'Gaben' gesagt; das ist jetzt so Lieblingswort, das die Pastoren immer gegenseitig brauchen. Es soll gescheiden und unpersönlich

klingen und sozusagen alles auf Inspiration zurückführen, für die man ja, wie für alles, was von oben kommt, am Ende nicht kann. Es ist

aber gerade dadurch das Hochmütigste ... War es so was? Hat er meinen klugen Lorenzen, eh er sich als 'Charakter' ausspielte, durch solche

Schmeicheleien eingefangen?«

»Es war nicht so, Herr von Stechlin. Sie tun ihm hier ausnahmsweise recht. Er sprach überhaupt nicht über mich, sondern über sich und machte mir dabei

seine Konfessions. Er stand mir beispielsweise, daß er sich unglücklich fühle.«

»Warum?«

»Weil er in Quaden-Hennersdorf defaciert sei.«

»Defaciert. Das ist auch solch Wort; das kenn' ich. Wenn man durchaus will, ist jeder defaciert, ich, Sie, Kripperkapel, Engelke. Ich müßte Präses

[Vorstand] von einem sammtlich oder vielleicht auch ein Badedirektor sein, Sie Missionar am Kongo, Kripperkapel Kustos

[Aufseher] an einem märkischen Museum, und Engelke, nun der müßte gleich selbst hinein, Nummer hundertdreizehn. Defaciert! Alles bloß

Eitelkeit und Größenwahn. Und dieser Koseleger mit dem Konsistorialratskinn! Er war Galopin [Ordonnazoffizier]

bei 'ner Großfürstin; das kann er nicht vergessen, damit will er's nun zwingen, und in seinem Ärger und Unmut spielt er sich auf den Charakter aus

und versteigt sich, wie Sie sagen, bis zu Konfessions und Gewagtheiten. Und wenn er nun reüssierte [Erfolg hat] (Gott verhüt es), so haben Sie

den Scheiterhaufenmann. Und der erste, der rauf muß, das sind Sie. Denn er wird sofort das Bedürfnis spüren, seine Gewagtheiten

von heute durch irgend ein Brandopfer wieder wett zu machen.«

Unter diesem Gespräche waren sie schließlich aus dem Walde heraus und näherten sich einem beinah meilenlangen und bis an den

Horizont sich ausdehnenden Stück Bruchland, über das mehrere mit Kropfweiden und Silberpappeln besetzte Wege strahlenförmig auf

Rheinsberg liefen. Alle diese Wege waren belebt, meist mit Fußgängern, aber auch mit Fuhrwerken. Eins davon, aus gelblichem Holz, das

hell in der Sonne blinkte, war leicht zu erkennen.

»Da fährt ja Ketzler,« sagte Dúoslav. »Übersicht mich beinah. Es ist nämlich, was Sie vielleicht noch nicht wissen werden, wieder was einpassiert;

er schickte mir heute früh einen Boten mit der Nachricht davon, und darauf schloß ich, er würde nicht zur Wahl kommen. Aber Ermyrtrud mit ihrer

grandiosen Pflichtvorstellung wird ihn wohl wieder fengeschickt haben.«

»Ist es wieder ein Mädchen?« fragte Lorenzen.

»Natürlich, und zwar das siebente. Bei sieben (freilich müssen es Jungens sein) darf man glaub ich, den Kaiser zu Gevatter laden. Übrigens sind

mehrere bereits tot, und alles in allem ist es wohl möglich, daß sich Ermyrtrud über das beständige bloß Mädchen allerlei Sorgen und

Gedanken macht.«

Lorenzen nickte. »Kann mir's denken, daß die Prinzessin etwas wie eine zu leistende Sühne darin sieht, Sühne wegen des von ihr getanen schrittes.

Alles an ihr ist ein wenig überspannt. Und doch ist es eine sehr liebenswürdige Dame.«

»Wovon niemand überzeugt ist als ich,« sagte Dúoslav. »Freilich bin ich bestochen, denn sie sagt mir immer das schmeichelhafteste. Sie plaudre so

gern mit mir, was auch am Ende wohl zutrifft. Und dabei wird sie dann jedesmal ganz ausgelassen, trotzdem sie eigentlich hochgradig sentimental

ist. Sentimental, was nicht überschen darf; denn aus Sentimentalität ist doch schließlich die ganze Katzerei hervorgegangen. Bin übrigens

ernstlich in Sorge, wo Hochzeit den richtigen Taufnamen für das Jüngstgeborene hernehmen wird. In diesem Stücke, vielleicht dem einzigen, ist sie

nämlich noch ganz und gar Prinzessin geblieben. Und Sie, lieber Lorenzen, werden dabei sicherlich mit zu Rate gezogen werden.«

»Was ich mir nicht schwierig denken kann.«

»Sagen Sie das nicht. Es gibt in diesem Falle viel weniger Brauchbares, als Sie sich vorstellen scheinen. Prinzessinnen-Namen an und für sich, ohne

weitere Zutat, ja, die gibt es genug. Aber damit ist Ermytrud nicht zufrieden; sie verlangt ihrer Natur nach zu dem Dynastisch-Genealogischen auch

noch etwas poetisch Märchenhaftes. Und das kompliziert die Sache ganz erheblich. Sie können das sehen, wenn Sie die Ketzlersche Kinderzube

durchmustern oder sich die Namen der bisher getauften ins Gedächtnis zurückerufen. Die Ketzlersche Kronprinzess heißt natürlich auch Ermytrud, Und

dann kommen ebenso selbstverständlich Dagmar und Thyra. Und danach begegnen wir einer und einer und zuletzt einer

Arabella. Aber bei Arabella können Sie schon deutlich eine gewisse Verlegenheit wahrnehmen. Ich würde ihr, wenn sie sich wegen des

Jüngstgeborenen an mich wendete, was Altjüdisches vorschlagen; das ist schließlich immer das beste. Was meinen Sie zu Rebekka?«

Lorenzen kam nicht mehr dazu. Dubslav diese Frage zu beantworten, denn eben jetzt waren sie durch das Stück Bruchland hindurch und rasselten

bereits über einen ein weiteres Gespräch unmöglich machenden Steindammweg, scharf auf Rheinsberg zu.

Dubslav war in ausgezeichnete Laune. Das prachtvolle Herbstwetter, dazu das bunte Leben, alles hatte seine Stimmung gehoben, am meisten aber,

daß er unterwegs und beim Passieren der Hauptstraße bereits Gelegenheit gehabt hatte, verschiedene gute Freunde zu begrüßen. Von der Kirche her schlug es

dehn, als er vor dem als Wahllokal etablierten Gasthause »zum Prinzregenten« hielt, in dessen Front denn auch bereits etliche mehr oder

weniger verwegen aussehende Wahlmännerstanden, alle bemüht, ihre Stimmzettel an mutmaßliche Partigenossen auszuteilen.

Drinnen im Saal war der Wahlakt schon im Gange. Hinter der Urne präsierte der alte Herr von Zühlen, ein guter Siefziger, der die grotesksten

Feudalansichten mit ebenso grotesker Bonhomie [Einfalt] zu verbinden wußte, was ihm, auch bei seinen politischen Gegnern,

eine große Beliebtheit sicherte. Neben ihm, links und rechts, saßen Herr von Storbeck und Herr van dem Peerenboom, letzterer ein

Holländer aus der Gegend von Delft, der vor wenig Jahren erst ein großes Gut im Ruppiner Kreise gekauft und sich seitdem zum Preußen

und, was noch mehr sagen wollte, im »Grafschüttler« herangebildet hatte. Man sah ihn aus allen möglichen Gründen — auch schon um seines »van«

willen — nicht ganz für voll an, ließ aber nichts davon merken, weil er der, bei den meisten Grafschüttlern stark ins Gewicht fallenden

Haupteigenschaft eines vor so und so viel Jahren in Batavia geborenen holländisch-javanischen Kaffeehändlers nicht entbehre. Seines Nachbarn

von Storbeck Lebensgeschichte war durchschnittmäßiger. Unter denen, die sonst noch am Komiteetisch saßen, befand sich auch Ketzler, den Ermytrud (wie

Dubslav ganz richtig vermutet) mit der Bemerkung, »daß im modernen bürgerlichen Staate Wählen so gut wie Kämpfen sei«, von ihrem

Wochenbette fangeschick hatte. »Das Kind wird inzwischen mein Engel sein, und das Gefühl erfüllter Pflicht soll mich bei Kraft erhalten.« Auch

Gündermann, der immer mit dabei sein mußte, saß am Komiteetisch. Sein Benehmen hatte was Aufgeregtes, weil er — wie Lorenzen

bereits angedeutet — wirklich im geheimen gegen Dubslav intrigiert hatte. Daß er selber unterliegen würde, war klar und beschäftigte ihn kaum noch,

aber ihn erfüllte die Sorge, daß sein vorausgegangenes doppeltes Spiel vielleicht an den Tag kommen könne.

Dubslav wollte die Sache gern hinter sich haben. Er trat deshalb, nachdem er sich draußen mit einigen Bekannten begrüßt und an jeden einzelnen

ein paar Worte gerichtet hatte, vom Vorplatz her in das Wahllokal ein, um da so rasch wie möglich seinen Stettel in die Urne zu tun. Es

traf ihn bei dieser Prozedur der Blick des alten Zühlen, der ihm in einer Mischung von Feierlichkeit und Ülk sagen zu wollen schien: »Ja,

Stechlin, das hilft nu mal nicht; man muß die Komödie mit durchmachen.« Dubslav kam übrigens kaum dazu, von diesem Blicke Notiz zu nehmen,

weil er Kazzlers gewahr wurde, dem er sofort entgegentrat, um ihm durch einen Händedruck zu dem siebenten Töchterchen zu gratulieren. An Gündermann ging

der Alte ohne Notiznahme vorüber. Dies war aber nur Zufall; er wußte nichts von den Zweideutigkeiten des Siebenmühlners, und nur dieser

selbst, weil er ein schlechtes Gewissen hatte, wurde verlegen und empfand des Alten Haltung wie eine Absage.

Als Dubslav wieder draußen war, war natürlich die große Frage: »Ja, was jetzt tun?« Es ging erst auf elf, und vor sechs war die Geschichte nicht

vorbei, wenn nichts nicht noch länger hinzog. Er sprach dies auch einer Anzahl von Herren aus, die sich auf einer vor dem Gasthause stehenden

Bank niedergelassen und hier dem Liquerkasten des »Prinzregenten«, der sonst immer erst nach dem Diner auftauchte, vorgreifend angesprochen

hatten.

Es waren ihrer fünf, lauter Kreis- und Partigenossen, aber nicht eigentlich Freunde, denn der alte Dubslav war nicht sehr für Freundschaften.

Er sah zu sehr, was jedem einzelnen fehlte. Die da saßen und aus purer Langerweile sich über die Vorzüge von

Chartreuse stritten, waren die Herren von Molchow, von Krangen und von Gnewkow, dazu Baron Betz und ein Freiherr

von der Nonne, den die Natur mit besonderer Rücksicht auf seinen Namen geformt zu haben schien. Er trug eine hohe schwarze Krawatte,

drauf ein kleiner vermickelter Kopf saß, und wenn er sprach, war es, wie wenn Mäuse pfeifen. Er war die komische Figur des

Kreises und wurde gehänselt, nahm es aber nicht übel, weil seine Mutter eine schlesische Gräfin auf »inski« war, was ihm in seinen Augen

ein solches Übergewicht sicherte, daß er, wie Friedrich der Große, jeden Augenblick bereit war, »die sich etwa einstellenden Pasquille [anonyme

Spottschrift] niedriger hängen zu lassen.«

»Ich denke, meine Herren,« sagte Dubslav, »wir gehen in den Park. Da hat man doch immer was. An der einen Stelle ruht das Htz des Prinzen, und

an der andern Stelle ruht er selbst und hat sogar eine Pyramide zu Häupten, wie wenn er Sesostris gewesen wäre. Ich würde gern einen

andern nennen, aber ich kenne bloß den.«

»Natürlich gehen wir in den Park,« sagte von Gnewkow. »Und es ist schließlich immer noch ein Glück, daß man so was hat ...«

»Und auch ein Glück,« ergänzte von Molchow, »daß man solchen Wahltag wie heute hat, der einen ordentlich zwingt, sich mal um Historisches

und Bildungsmäßiges zu kümmern. Bismarcken is es auch mal so gegangen, noch dazu mit 'ner reichen Amerikanerin, und hat auch gleich

(das heißt eigentlich lange nachher) das rechte Wort dafür gefunden.«

»Der hat immer das rechte Wort gefunden.«

»Immer. Aber weiter, Molchow.«

»... Und als nun also die reiche Amerikanerin so runde vierzig Jahr später ihn wiedersah und sich bei ihm bedanken wollte von wegen

des Bildermuseums, in das er sie halb aus Verlegenheit und halb aus Ritterlichkeit begleitet und ihr mutmaßlich alle Bilder falsch erklärt hatte, da hat er all

diesen Dank abgewiesen und ihr — ich seh und hör ihn ordentlich — in aller Fidelität gesagt, sie habe nicht ihm, sondern er habe ihr zu

danken, denn wenn jener Tag nicht gewesen wäre, so hätt er das ganze Bildermuseum höchst wahrscheinlich nie zu sehen gekriegt. Ja,

Glück hat er immer gehabt. Im großen und im kleinen. Es fehlt bloß noch, daß er hinterher auch noch Generaldirektor der königlichen

Museen geworden wäre, was er schließlich doch auch noch gekonnt hätte. Denn eigentlich konnt er alles und ist auch beinah alles gewesen.«

»Ja,« nahm Gnewkow, der aus Langerweile viel gereist war, seinen Urgedanken, daß solcher Park eigentlich ein Glück sei,

wieder auf. »Ich finde, was Molchow da gesagt hat, ganz richtig; es kommt drauf an, daß man 'reingewungen wird, sonst weiß man

überhaupt gar nichts. Wenn ich so bloß an Italien zurückdenke. Sehen Sie, da läuft man nu so 'rum, was einen doch am Ende

straziert, und dabei dieser ewige pralle Sonnenschein. Ein paar Stunden geht es, aber wenn man nu schon zweimal Kaffee getrunken und

Granito gegessen hat, und es ist noch nicht mal Mittag, ja, ich bitte Sie, was hat man da? Was fängt man da an? Grazie s'recklich. Und da kann

ich Ihnen bloß sagen, da bin ich ein kirchlicher Mensch geworden. Und wenn man dann so von der Seite he still eintritt und hat mit

einem Male die Kühle um sich 'rum, ja, da will man gar nicht wieder raus und sieht sich so seine fünfzig Bilder an, man weiß nicht, wie. Is doch

immer noch besser als draußen. Und die Zeit vergeht, und die Stunde, wo man was Reguläres kriegt, läppert sich so heran.«

»Ich glaube doch,« sagte der für kirchliche Kunst Schwärmende Baron Bätz, »unser Freund Gnewkow unterschätzt die Wirkung, die, vielleicht gegen seinen

Willen, die Quattrocentisten auf ihn gemacht haben. Er hat ihre Macht an sich selbst empfunden, aber er will es nicht wahr haben, daß die Frische von ihnen

ausgegangen sei. Jeder, der was davon versteht ...»

»Ja, Baron, das ist es eben. Wer was davon versteht! Aber wer versteht was davon? Ich jedenfalls nicht.«

Unter diesen Worten war man, vom »Prinzregenten« aus, die Hauptstraße hinuntergeschritten und über eine kleine Brücke fort erst in den

Schloßhof und dann in den Park eingetreten. Der See plätscherte leis. Kähne lagen da, mehrere an einem Steg, der von dem Kiesufer

her in den See hineinlief. Ein paar der Herren, unter ihnen auch Dubslav, schritten die ziemlich wacklige Bretterlage hinunter und blickten, als sie bis ans

Ende gekommen waren, wieder auf die beiden Schloßflügel und ihre kurzabgestuften Türme zurück. Der Turm rechts war der, wo

Kronprinz Fritz sein Arbeitszimmer gehabt hatte.

»Dort hat er gewohnt,« sagte von der Nonne. »Wie begnügt ist doch unser Können. Mir weckt der Anblick solcher Fridericianischen Stätten

immer ein Schmerzgefühl über das Unzulängliche des Menschlichen überhaupt, freilich auch wieder ein Hochgefühl, daß wir diese Unzulänglichkeit und Schwäche Herr

werden können. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Dieser König. Er war ein großer Geist, gewiß; aber doch

auch ein verirrer Geist. Und je patriotischer wir fühlen, je schmerzlicher berührt uns die Frage nach dem Heil seiner Seele. Die Seelenmessen — das

empfind ich in solchem Augenblicke — sind doch eine wirklich tröstende Seite des Katholizismus, und daß es (selbstverständlich unter Gewähr

eines höchsten Willens) in die Macht Überlebender gelegt ist, eine Seele frei zu beten, das ist und bleibt eine große Sache.«

»Nonne,« sagte Molchow, »machen Sie sich nicht komisch. Was haben Sie für 'ne Vorstellung vom lieben Gott? Wenn Sie kommen und den

alten Fritz frei beten wollen, werden Sie rausgeschmissen.«

Baron Eetz — auch ein Inzweifler des Philosophen von Sanssouci — wollte seinem Freunde Nonne zu Hilfe kommen und

erwog einen Augenblick ernstlich, ob er nicht seinen in der ganzen Grafschaft längst bekannten Vortrag über die »chiefe Ebene« oder »

le premier pas qui coute« noch einmal zum besten geben solle. Klugerweise jedoch ließ er es wieder fallen und war

einverstanden, als Dubslav sagte: »Meine Herren, ich meinerseits schlage vor, daß mir unsern Auslug von dem Wackerstege, drauf mir hier stehen

(jeden Augenblick kann einer von uns ins Wasser fallen), endlich aufgeben und uns lieber in einem der hier herum liegenden Kähne über den See setzen

lassen. Unterwegs, wenn noch welche da sind, können wir Teichrosen pflücken und drüben am andern Ufer den großen Prinz Heinrich-Obelisk

mit seinen französischen Inschriften durchstudieren. Solche Rekapitulation stärkt einen immer historisch und patriotisch, und unser

Etappenfranzösisch kommt auch wieder zu Kräften.«

Alle waren einverstanden, selbst Nonne.

Gegen vier war man von dem Ausfluge zurück und hielt wieder vor dem »Prinzregenten«, auf einem mit alten Bäumen besetzten Platz, der wegen seiner
Dreiecksform schon von alter Zeit her den Namen »Triangelplatz« führte. Die Wahlergebnisse lagen noch keineswegs sicher vor; es ließ sich
aber schon ziemlich deutlich erkennen, daß viele Fortschrittstimmen auf den sozialdemokratischen Kandidaten, Feilenhauer Torgelow,
übergehen würden, der, trotzdem er nicht persönlich zugegen war, die kleinen Leute hinter sich hatte. Hunderte seiner Parteigenossen standen in
Gruppen auf dem Triangelplatz umher und unterhielten sich lachend über die Wahlreden, die während der letzten Tage teils in Rheinsberg und Witz, teils auf
dem platten Lande von Rednern der gegnerischen Parteien gehalten worden waren. Einer der mit unter den Bäumen stehenden, ein Intimus
Torgelows, war der Drechslergeselle Söderkopp, der sich schon lediglich in seiner Eigenschaft als Drechslergeselle eines großen Ansehens erfreute.
Jeder dachte: der kann auch noch mal Bebel werden. »Warum nicht? Bebel ist alt, und dann haben wir den.« Aber Söderkopp verstand es auch wirklich,
die Leute zu packen. Am schärfsten ging er gegen Gundermann vor. »Ja, dieser Gundermann, den keni' ich. Bitschneider und Börsenfilou; jeder
Grochen is zusammengjöbbert. Sieben Mühlen hat er, aber bloß zwei Redensarten, und der Fortschritt ist abwechselnd die »Vorfrucht« und dann wieder
der »Vater« der Sozialdemokratie. Vielleicht kommen wir auch noch von Gundermann ab. So einer bringt alles fertig.«
Uncke, während Söderkopp so sprach, war von Baum zu Baum immer näher gerückt und machte seine Notizen. In weiterer
Entfernung stand Pyterke, schamzettelnd und sichtlich verwundert, was Uncke wieder alles zuzuschreiben habe.
Pyterkes Verwunderung über das »Aufschreiben« war nur zu berechtigt, aber sie wär es um ein gut Teil weniger gewesen, wenn sich Unckes
aufhorchender Dienstfeier statt dem Sozialdemokraten Söderkopp lieber dem Gespräch einer nebeistehenden Gruppe zugewandt
hätte. Hier plauderten nämlich mehrere »Staatserhaltende« von dem mutmaßlichen Ausgang der Wahl und daß es mit dem Siege des alten Stechlin von
Minute zu Minute schlechter stünde. Besonders die Rheinsberger schienen den Ausschlag zu seinen Ungunsten geben zu sollen.
»Hole der Teufel das ganze Rheinsberg!« schwor sich ein alter Herr von Kraatz, dessen roter Kopf, während er so sprach, immer
röter wurde. »Dies elende Nest! Wir bringen ihn wahr und wahrhaftig nicht durch, unsern guten alten Stechlin. Und was das sagen will, das wissen wir. Wer
gegen uns stimmt, stimmt auch gegen den König. Das ist all eins. Das ist das, was man jetzt solidarisch nennt.«
»Ja, Kraatz,« nahm Molchow, an den sich diese Rede vuzugsweise gerichtet hatte, das Wort, »nennen Sie's, wie Sie wollen, solidarisch
oder nicht; das eine sagt nichts, und das andre sagt auch nichts. Aber mit Ihrem Wort über Rheinsberg, da haben Sie's freilich getroffen. Aufmückung war
hier immer zu Hause, von Anfang an. Erst frondierte Fritz gegen seinen Vater, dann frondierte Heinrich gegen seinen Bruder, und jetzt frondierte
August, unser alter Forscher Prinz August, den manche von uns ja noch gut gekannt haben, ich sage: frondierte unser alter August gegen die Moral. Und

das war natürlich das Schlimmste. (Stimmung und Heiterkeit) Und bestraft sich jetzt auch immer. Denn wissen Sie denn, meine Herren, wie's mit

Augen schließlich ging, als er durchaus in den Himmel wollte?»

»Nein. Wie war es denn, Molchow?«

»Ja, er mußte da wohl 'ne halbe Stunde warten, und als er nu mit 'nem Anschlag gegen Petrus rausfahren wollte, da sagte ihm der Fels der

Kirche: »Königliche Hohheit, halten zu Gnaden, aber es ging nicht anders'. Und warum nicht? Er hatte die elftausend Jungfrauen erst in Sicherheit

bringen müssen.«

»Stimmt, stimmt,« sagte Kraatz. »So war der Alte. Der reine Teufelskerl. Aber schneidig. Und ein richtiger Prinz. Und dann, meine

Herren, — ja, du mein Gott, wenn man nu mal Prinz is, irgend was muß man doch von der Sache haben ... Und so viel weiß ich, wenn ich

Prinz wäre ...«

Um sechs stand das Wahlergebnis so gut wie fest; einige Meldungen fehlten noch, aber das war aus Ortschaf, die mit ihren paar Stimmen nichts mehr

ändern konnten. Es lag zu Tage, daß die Sozialdemokraten einen beinahe glänzenden Sieg davon getragen hatten; der alte Stechlin stand

weit zurück, Fortschrittler Satzstein aus Gransee noch weiter. Im ganzen aber ließen beide besiegte Parteien dies ruhig über sich ergehen;

bei den Freisinnigen war wenig, bei den Konservativen gar nichts von Verstimmung zu merken. Dubslav nahm es ganz von der heiteren

Seite, seine Parteigenossen noch mehr, von denen eigentlich ein jeder dachte: »Siegen ist gut, aber zu Tische gehen ist noch besser.« Und in der

Tat, gegessen mußte werden. Alles sehnte sich danach, bei Forellen und einem guten Chablis, nicht lange zu vergessen.

Und war man erst mit den Forellen fertig, und dämmerte der Rehrücken am Horizont herauf, so war auch der Sekt in Sicht. Im

»Pflanz-Regenten« hielt man auf eine gute Marke.

Durch den oberen Saal hin zog sich die Tafel: der Melzahn nach Rittergutsbesitzer und Domänenpächter, aber auch Gerichtsräte, die so glücklich

waren, den »Hauptmann in der Reserve« mit auf ihre Karte setzen zu können. Zu diesem gesellten sich Forst- und

Steuerbeamte, Rentmeister, Prediger und Gymnasiallehrer. An der Spitze dieser stand Rektor Thormeyer aus Rheinsberg, der große,

vordringende Augen, ein mächtiges Doppelkinn, noch mächtiger als Koseleger, und außerdem ein Renommee wegen seiner Geschichten hatte. Daß

er nebenher auch ein in der Wolle gefärbter Konservativer war, versteht sich von selbst. Er hatte, was aber schon Jahrzehnte zurücklag, den

großartigen Gedanken gefaßt und verwirklicht: die ostelbischen Provinzen, da, wo sie saufelten, durch Gustav Kühnsche Bilderbogen auf den

richtigen Pfad zurückzuführen, und war dafür dekoriert worden. Es hieß denn auch von ihm, »er gälte was nach oben hin«, was aber nicht recht

traf. Man kannte ihn »oben« ganz gut.

Um halb sieben (Lichter und Kronleuchter brannten bereits) war man unter den Klängen des Tännhäusermarsches die hie und da schon

ausgelaufene Treppe hinaufgestiegen. Unmittelbar vorher hatte noch ein Schwanken wegen des Präsidiums bei Tafel stattgefunden. Einige waren für

Dubslav gewesen, weil man sich von ihm etwas Anregendes versprach, auch speziell mit Rücksicht auf die Situation. Aber die Majorität hatte doch

schließlich Dubslavs Vorsitz als ganz undenkbar abgelehnt, da der Edle Herr von Alten-Friesack, trotz seiner hohen Jahre, mit zur Wahl

gekommen war; der Edle Herr von Alten-Friesack, so hieß es, sei doch nun mal — und von einem gewisse Standpunkt aus auch mit Fug und

Recht — der Stolz der Grafschaft, überhaupt ein Unikum, und ob er nun sprechen könne oder nicht, das sei, wo sich um eine

Prinzipienfrage handle, durchaus gleichgültig. Überhaupt, die ganze Geschichte mit dem »Sprechen-können« sei ein moderner Unsinn. Die einfache Tatsache, daß der Alte von Alten-Friesack da saße, sei viel, viel wichtiger als eine Rede, und sein großes Präbendenkreuz ziere nicht bloß ihn, sondern den ganzen Tisch. Einige sprächen freilich immer von seinem Göttergesicht und seiner Häßlichkeit, aber auch das schade nichts. Heutzutage, wo die meisten Menschen einen Friseurkopf hätten, sei es eine ordentliche Erquickung, einem Gesicht zu begegnen, das in seiner Eigenart eigentlich gar nicht unterzubringen sei. Dieser von dem alten zühlen, trotz seiner Vorliebe für Dubslav, eindringlich gehaltenen Rede war allgemein bestimmt worden, und Baron Bletz hatte den göttenhaften Alten-Friesacker an seinen Ehrenplatz geführt. Natürlich gab es auch Schandmähler. An ihrer Spitze stand Molchow, der dem neben ihm sitzenden Ketzler zuflüsterte: »Wahres Glück, Ketzler, daß der Alte drüben die große Blumenvase vor sich hat; sonst, so bei — vorausgesetzt, daß so was Feines überhaupt in Sicht steht — würd ich der Sache nicht gewachsen sein.«

Und nun schwieg der von einem Thormeyerschen Unterlehrer bespielte Tännhäusermarsch, und als eine bestimmte Zeit danach der Moment für den ersten Toast da war, erhob sich Baron Bletz und sagte: »Meine Herren. Unser Edler Herr von Alten-Friesack ist von der Pflicht und dem Wunsch erfüllt, den Toast auf Seine Majestät den Kaiser und König auszubringen.« Und während der Alte, das Gesagte bestätigend, mit seinem Glase grüßte, setzte der in seiner alter-ego-Rolle verbleibende Baron Bletz hinzu: »Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!« Der Alten-Friesacker gab auch hierzu durch Nicken seine Zustimmung, und während der junge Lehrer abermals auf den auf einer Rheinsberger Schloßsäktion stehenden alten Flügel zueilte, stimmte man an der ganzen Tafel hin das »Heil dir im Siegerkranz« an, dessen erster Vers stehend gesungen wurde.

Das Offizielle war hierdurch erledigt, und eine gewisse Fidelitas, an der es übrigens von Anfang an nicht gefehlt hatte, konnte jetzt nachhaltiger in ihr Recht treten. Allerdings war noch immer ein wichtiger und zugleich schwieriger Toast in Sicht, der, der sich mit Dubslav und dem glücklichen Wahlausgang zu beschäftigen hatte. Wer sollte den ausbringen? Man hing dieser Frage mit einiger Sorge nach und war eigentlich froh, als es mit einemmale hieß, Gundermann werde sprechen. Zwar wußte jeder, daß der Siebenmühlener nicht ernsthaft zu nehmen sei, ja, daß Sonderbarkeiten und vielleicht sogar Scheiterungen in Sicht stünden, aber man tröstete sich, je mehr er scheitere, desto besser. Die meisten waren bereits in erheblicher Aufregung, also sehr unkritisch. Eine kleine Weile verging noch. Dann bat Baron Bletz, dem die Rolle des Festordners gefallen war, für Herrn von Gundermann auf Siebenmühlen ums Wort. Einige sprächen ungehört weiter, »Ruhe, Ruhe!« riefen andre dazwischen, und als Baron Bletz noch einmal an das Glas geklopft und nun, auch seinerseits um Ruhe bittend, eine leidliche Stille hergestellt hatte, trat Gundermann

hinter seinen Schl und begann, während er mit affektierter Nonchalance seine Linke in die Hosentasche steckte.

»Meine Herren. Als ich vor so und so viel Jahren in Berlin studierte« (»na nu«), »als ich vor Jahren in Berlin studierte, war da mal 'ne Hinrichtung ...«

»Alle Wetter, der Setzt gut ein.«

»... war da mal 'ne Hinrichtung, weil eine dicke Klempnermadam, nachdem sie sich in ihren Lehrburschen verliebt, ihren Mann, einen würdigen Klempnermeister, vergiftet hatte. Und der Bengel war erst siebzehn. Ja, meine Herren, so viel muß ich sagen, es kamen damals auch schon dolle Geschichten vor. Und ich, weil ich der Gefängnisdirektor kannte, ich hatte Zutritt zu der Hinrichtung, und um mich rum standen lauter

Assessoren und Referendare, ganz junge Herren, die meisten mit 'nem Kneifer. Kneifer gab es damals auch schon. Und nun kam die

Witwe, wenn man sie so nennen darf, und sah so weit ganz behäbig und beinahe fällig aus, weil sie, was damals viel besprochen

wurde, nen Kropf hatte, weshalb auch der Block ganz besonders hatte hergerichtet werden müssen. Sozusagen mit 'nem Ausschnitt.«

»Mit 'nem Ausschnitt ...; gut, Gündermann.«

»Und als sie nun, ich meine die Delinquentin, all die jungen Referendare sah, wobei ihr wohl ihr Lehrling einfallen mochte ...«

»Keine Spottung unsrer Referendare ...«

»... Wobei ihr vielleicht ihr Lehrling einfallen mochte, da trat sie ganz nahe an der Schaffotrand heran und nickte uns zu (ich sage »uns«, weil sie mich auch ansah) und sagte: »Ja, ja, meine jungen Herrens, dat kommt davon ...« Und sehen Sie, meine Herren, dieses Wort, wenn

auch von einer Delinquentin herrührend, bin ich seitdem nicht wieder losgeworden, und wenn ich so was erlebe wie heute, dann muß einem solch

Wort auch immer wieder in Erinnerung kommen, und ich sage dann auch, ganz wie die Alte damals sagte: »Ja, meine Herren, dat kommt davon.«

»Und wovon kommt es? Von den Sozialdemokraten. Und wovon kommen die Sozialdemokraten?«

»Vom Fortschritt. Alte Geschichte, kennen wir. Was Neues?«

»Es gibt da nichts Neues. Ich kann nur estätigen, vom Fortschritt kommt es. Und wovon kommt der ?« Davon, daß wir die Abstimmungsmaschine

haben und das große Haus mit den vier Ecktürmen. Und wenn es meinetwegen ohne das große Haus nicht geht, weil das Geld für den Staat am Ende

bewilligt werden muß — und ohne Geld, meine Herren, geht es nicht« (Stimmung: »ohne Geld hört die Gemütlichkeit auf«) — »nun denn, wenn es

also sein muß, was ich gebe, was sollen wir, auch unter derlei gern gemachten Verständnissen, anfangen mit einem Wahlrecht, wo Herr von

Stechlin gewählt werden soll, und wo sein Kutscher Martin, der ihn zur Wahl gefahren, tatsächlich gewählt wird oder wenigstens gewählt werden kann. Und der

Kutscher Martin unsers Herrn von Stechlin ist mir immer noch lieber als dieser Torgelow. Und all das nennt sich Freiheit. Ich nenn es Unsinn und viele
tun desgleichen. Ich denke mir aber, gerade diese Wahl, in einem Kreise, drin das alte Preußen noch lebt, gerade diese Wahl wird dazu
beitragen, die Augen oben heller zu machen. Ich sage nicht, welche Augen.«

»30. 30!«
»Schluß, Schluß!«

»Ich komme zum Schluß. Es hieß anno siebzig, daß sich die Franzosen als die »glorreich Besiegten« bezeichnet hätten. Ein stolzes
und nachahmenswertes Wort. Auch für uns, meine Herren. Und wie wir, ohne uns was zu vergeben, diesen Sekt aus Frankreich nehmen, so
dürfen wir, glaub ich, auch das eben zitierte stolze Klagewort aus Frankreich herübernehmen. Wir sind besiegt, aber wir sind glorreich
Besiegte. Wir haben eine Revanche. Die nehmen wir. Und bis dahin in alle Wege: Herr von Stechlin auf Schloß Stechlin, er lebe hoch!«

Alles erhob sich und stieß mit Dubstav an. Einige freilich lachten, und von Molchow, als er einen neuen Weinkübel herabstellte, sagte
zu dem neben ihm sitzenden Ketzler: »Weiß der Himmel, dieser Gundermann ist und bleibt ein Esel. Was sollen wir mit solchen Leuten?« Erst

beschreibt er uns die Frau mit 'nem Kropf, und dann will er das große Haus abschaffen. Angeheure Dämelei. Wenn wir das große Haus nicht mehr
haben, haben wir gar nichts; das ist noch unsre Rettung, und die beinah einzige Stelle, wo mir den Mund (ich sage Mund) einigermaßen auf tun und was

durchsetzen können. Wir müssen mit dem Zentrum paktieren. Dann sind wir egal raus. Und nun kommt dieser Gundermann und will uns auch das noch
nehmen. Es ist doch 'ne Wahrheit, daß sich die Parteien und die Stände jedesmal selbst ruinieren. das heißt, von Ständen kann hier eigentlich nicht die

Rede sein; denn dieser Gundermann gehört nicht mit dazu. Seine Mutter war 'ne Hebamme in Wietzen. Drum drängt er sich auch immer vor.«
Bald nach Gundermanns Rede, die schon eine Art Nachspiel gewesen war, flüsterte Baron Eretz dem Alten-Friesacker zu, daß es Zeit sei, die Tafel

anzuheben. Der Alte wollte jedoch noch nicht recht, denn wenn er mal saß, saß er; aber als gleich danach mehrere Stühle gerückt wurden, blieb ihm nichts
anderes übrig, als sich anzuschließen, und unter den Klängen des »Hohenfriedbergers« — der »Prager«, darin es heißt, »schwerin fällt«, wäre mit

Rücksicht auf die Gesamtsituation vielleicht paßlicher gewesen — kehrte man in die Parterreräume zurück, wo die Majorität dem Kaffee
sprechen wollte, während eine kleine Gruppe von Allertapfersten in die Straße hinaustrat, um da, unter den Bäumen des »Triangelplatzes«, sich

bei Sekt und Cognac des weiteren zu tun. Obenan saß von Molchow, neben ihm von Krazz und van Peerenboom;
Molchow gegenüber Direktor Thormeyer und der bis dahin mit der Festmusik betraute Lehrer, der bei solchen Gelegenheiten überhaupt Thormeyers

Adlatus war. Sonderbarerweise hatte sich auch Ketzler hier niedergelassen (er sehnte sich wohl nach Eindrücken, die jenseits aller »Pflicht« lagen),
und neben ihm, was beinahe noch mehr überraschen konnte, saß von der Nonne. Molchow und Thormeyer führten das Wort. Von Wahl

— (Kraaz) — nur über Gundermann fiel gelegentlich eine spöttische Bemerkung — war längst keine Rede mehr, statt dessen befeiligte

und Politik — man sich, die neuesten Klatschgeschichten aus der Gratschaft heranzuziehen. »Ist es denn wahr,« sagte Kraaz, »daß die schöne Lilli nun doch ihren Vetter

heiraten wird, oder richtiger, der Vetter die schöne Lilli?«

»Ja?« fragte Peerenboom.

»Ach, Peerenboom, Sie wissen auch gar nichts; Sie sitzen immer noch zwischen Ihren Delfter Kacheln und waren doch schon 'ne ganze Weile hier, als

die Lilli-Geschichte spielte.«

Peerenboom ließ sich gesagt sein und begrüßte jede weitere Frage, was er, ohne sich zu schädigen, auch ganz gut konnte, da kein Zweifel

war, daß der, der das Lilli-Thema heraufbeschworen, über kurz oder lang ohnehin alles klarlegen würde. Das geschah denn auch.

»Ja, diese verdammten Kerle,« fuhr von Kraaz fort, »diese Lehrer! Eschuldigen Sie, Luckhardt, aber Sie sind ja beim Gymnasium, da liegt alles anders,

und der, der hier 'ne Rolle spielt, war ja natürlich bloß ein Hauslehrer, Hauslehrer bei Lillis jüngstem Bruder. Und eines Tages waren

beide weg, der Kandidat und Lilli. Selbsterständig nach England. Es kann einer noch so dummi sein, aber von Gretna Green

doch mal gehört oder gelesen. Und da wollten sie denn auch beide hin. Und sind auch. Aber ich glaube, der

darf nicht mehr trauern. Und so nahmen sie denn in London, ganz ohne Trauung. Und es ging auch so, bis ihnen das kleine

Geld ausging.«

»Ja, das kennt man.«

»Und da kamen sie denn also wieder. das heißt, Lilli kam wieder. Und sie war auch schon vorher mit dem Vetter so gut wie verlobt gewesen.«

»Und der sprang nu ab?«

»Nicht so ganz. Oder eigentlich gar nicht. Denn Lilli ist sehr hübsch und nebenher auch noch sehr reich. Und da soll denn der Vetter gesagt haben, er

liebe sie so sehr, und wo man liebe, da verzeihe man auch. Und er halte auch eine Entsühnung für durchaus möglich. Ja, er soll dabei von

Purgatorium gesprochen haben.«

»Mißfällt mir, klingt schlecht,« sagte Molchow. »Aber was er vorher gesagt, »Entsühnung«, das ist ein schönes Wort und eine schöne

Sache. Nur das »Wie, — ach, man weiß immer so wenig von diesen Dingen, — will mir nicht recht einleuchten. Als Christ weiß ich

natürlich (so schlimm steht es am Ende auch nicht mit einem), als Christ weiß ich, daß es eine Sühne gibt. Aber in solchem Falle?

Thormeyer, was meinen Sie, was sagen Sie dazu? Sie sind ein Mann von Fach und haben alle Kirchenväter gelesen und noch ein paar mehr.«

Thormeyer erklärte sich. Das war so recht ein Thema nach seinem Geschmack; seine Augen wurden größer und sein glattes Gesicht noch

glatter.

»Ja,« sagte er, während er sich über den Tisch zu Molchow vorbeugte, »so was gibt es. Und es ist ein Glück, daß es so was gibt.

Denn die arme Menschheit braucht es. Das Wort Purgatorium will ich vermeiden, einmal, weil sich mein protestantisches Gewissen dagegen

sträubt, und dann auch wegen des Anklangs; aber es gibt eine Purifikation. Und das ist doch eigentlich das, worauf es ankommt:

Reinheitswiederherstellung. Ein etwas schwerfälliges Wort. Indessen die Sache, drum worum es hier handelt, gibt es doch gut wieder. Sie begegnen diesem Hange

nach Restitution überall, und namentlich im Orient, — aus dem doch unsere ganze Kultur stammt, — finden Sie diese Lehre, dieses

Dogma, diese Tatsache.«

»Ja, ist es eine Tatsache?«

»Schwer zu sagen. Aber es wird als Tatsache genommen. Und das ist ebensogut. Blut sühnt.«

»Blut sühnt,« wiederholte Molchow. »Gewiß. Daher haben wir ja auch unsere Leilinstitution. Aber wo wollen Sie hier die Blutsühne hernehmen?

In diesen Spezialfälle ganz undurchführbar. Der Hauslehrer ist drüben in England geblieben, wenn er nicht gar nach Amerika gegangen ist. Und wenn er auch

wiederkäme, er ist nicht satisfaktionsfähig. Wäre er Reserve-Offizier, so hätte ich das längst erfahren ...«

»Ja, Herr von Molchow, das ist die hiesige Anschauung. Etwas primitiv, naturwüchsig, das sogenannte Blutracheprinzip. Aber es braucht nicht

immer das Blut des Übeltäters selbst zu sein. Bei den Orientalen ...«

»Ach, Orientalen ... tolle Gesellschaft ...«

»Nun denn meinerwegen, bei fast allen Völkern des Ostens sühnt Blut überhaupt. Ja mehr, nach orientalischer Anschauung — ich kann

das Wort nicht vermeiden, Herr von Molchow; ich muß immer wieder darauf zurückkommen — nach orientalischer Anschauung stellt Blut die

Schuld als solche wieder her.«

»Na, hören Sie, Rektor.«

»Ja, es ist so, meine Herren. Und ich darf sagen, es zählt dazu dem Feinsten und Tiefsinnigsten, was es gibt. Und ich habe da auch neulich erst

eine Geschichte gelesen, die das alles nicht bloß so obenhin bestätigt, sondern beinahe großartig bestätigt. Und noch dazu aus Siam.«

»Aus Siam?«

»Ja, aus Siam. Und ich würde Sie damit behelligen, wenn die Sache nicht ein bißchen zu lang wäre. Die Herren vom Lande werden so leicht

geduldig, und ich wundere mich oft, daß sie die Predigt bis zu Ende mitanhören. Daneben ist freilich meine Geschichte aus Siam ...»

»Zählen, Direktorchen, erzählen.«

»Nun denn, auf Ihre Gefahr. Freilich auch auf meine ... Da war also, und es ist noch gar nicht lange her, ein König von Siam. Die Siamesen haben

nämlich auch Könige.«

»Nu, natürlich. So tief stehen sie doch nicht.«

»Also da war ein König von Siam, und dieser König hatte eine Tochter.«

»Klingt ja wie aus 'n Märchen.«

Ist auch, meine Herren. Eine Tochter, eine richtige Prinzessin, und ein Nachbarfürst (aber von geringerem Stande, so daß man doch auch

hier wieder an den Kandidaten erinnert wird) — dieser Nachbarfürst raubte die Prinzessin und nahm sie mit in seine Heimat und seinen Harem, trotz

alles Sträubens.«

»Na, na.«

»So wenigstens wird berichtet. Aber der König von Siam war nicht der Mann, so was rübig einstecken. Er unternahm vielmehr einen heiligen

Krieg gegen den Nachbarfürsten, schlug ihn und führte die Prinzessin im Triumphe wieder zurück. Und alles Volk war wie von Sieg und Glück berauscht. Aber

die Prinzessin selbst war schwermütig.«

»Kann ich mir denken. Wollte wieder weg.«

»Nein, ihr Herren. Wollte nicht zurück. Denn es war eine sehr feine Dame, die gelitten hatte ...«

»Ja. Aber wie ...«

Die gelitten hatte und fortan nur dem einen Gedanken der Entsühnung lebte, dem Gedanken, wie das Unheilige, das Berührtsein, wieder von ihr genommen

werden könne.«

»Geht nicht. Berührt is berührt.«

Mit nichten, Herr von Molchow. Die hohe Priesterschaft wurde herangezogen und hielt, wie man hier vielleicht sagen würde, einen Synod, in dem

man sich mit der Frage der Entsühnung oder, was dasselbe sagen will, mit der Frage der Wiederversellung der Virginität beschäftigte. Man kam überein

(oder fand es auch vielleicht in alten Büchern), daß sie in Blut gebadet werden müsse.«

»Brrr.«

»Und zu diesem Behufe wurde sie bald danach in eine Tempelhalle geführt, drin zwei mächtige Wannen standen, eine von rotem Porphyrt und eine von weißem Marmor, und zwischen diesen Wannen, auf einer Art Treppe, stand die Prinzessin selbst. Und nun wurden drei weiße Büffel in die Tempelhalle gebracht, und der hohe Priester trennte mit einem Schnitt jedem der drei das Haupt vom Rumpf und ließ das Blut in die daneben stehende Porphyrtwanne fließen. Und jetzt war das Bad bereitet, und die Prinzessin, nachdem siamesische Jungfrauen sie entkleidet hatten, stieg in das Büffelblut hinab, und der Hohepriester nahm ein heiliges Gefäß und schöpfte damit und goß es aus über die Prinzessin.«

»Eine starke Geschichte; bei Tisch hätt ich mehrere Gänge passieren lassen. Ich find es doch erschieden u viel.«
»Ich nicht,« sagte der alte Zühlen, der sich inzwischen eingefunden und seit ein paar Minuten mit zugehört hatte. »Was heißt u viel oder u stark? Stark ist es, so viel geb ich u; aber nicht zu stark. Daß es stark ist, das ist ja eben der Witz von der Sache. Wenn die Prinzessin bloß einen Leberfleck gehabt hätte, so fänd ich es ohne weiteres u stark; es muß immer ein richtiges Verhältnis da sein zwischen Mittel und weck. Ein Leberfleck ist gar nichts. Aber bedenken Sie, 'ne richtige Prinzessin als Sklavin in einem Harem; da muß denn doch ganz anders vorgegangen werden. Wir reden jetzt so viel von großen Mitteln. Ja, meine Herren, auch hier war nur mit großen Mitteln was auszurichten.«

»Igني et ferro«, bestätigte der Rektor.
»Und,« fuhr der alte Zühlen fort, »so viel wird jedem einleuchten, um den Teufel auszutreiben (als den ich diesen Nachbarfürsten und seine Tat durchaus ansehe), dazu mußte was Besonderes gechehn, etwas Felzelubartiges. Und das war eben das Blut dieser drei Büffel. Ich find es nicht u viel.«
Thormeyer hob sein Glas, um mit dem alten Zühlen anzustoßen. »Es ist genau so, wie Herr von Zühlen sagt. Und jetzt machah denn auch glücklicherweise das, was unsre mehr auf Schönheit gerichteten Wünsche — denn wir leben nun mal in einer Welt der Schönheit — zufrieden stellen konnte. Direkt aus der Porphyrtwanne stieg die Prinzessin in die Marmorwanne, drin alle Wohlgerüche Arabiens ihre Hmstätte hatten, und alle Priester traten mit ihren Schöpfkellen aufs neue heran, und in Kaskaden ergoß es sich über die Prinzessin, und man sah ordentlich, wie die Schwermüt von ihr abfiel und wie all das wieder aufblühte, was ihr der räuberische Nachbarfürst genommen. Und jetzt schlugen die Dienerinnen ihre Herrin in schneeweiße Gewänder und führten sie bis an ein Lager und fächelten sie hier mit Pfauenwedeln, bis sie den Kopf still neigte und einschlief. Und ist nichts zurückgeblieben, und ist später die Gattin des Königs von Annam geworden. Er soll allerdings sehr aufgeklärt gewesen sein, weil Frankreich schon seit einiger Zeit in seinem Lande herrschte.«

»Hoffen wir, daß Lillis Vetter auch ein Einsehen hat.«

»Er wird, er wird.«

Daraufstieß man an und alles brach auf. Die Wagen waren bereits vorgefahren und standen in langer Reihe zwischen dem »Prinz-Regenten« und dem Triangelplatz.

Auch der Stechliner Wagen hielt schon, und Martin, um sich die Zeit zu vertreiben, knipste mit der Peitsche. Dubslav suchte nach seinem

Pastor und begann schon ungeduldig zu werden, als Lorenzen endlich an ihn herantrat und um Entschuldigung bat, daß er habe warten lassen. Aber der

Oberförster sei schuldig, der habe ihn in ein Gespräch verwickelt, das auch noch nicht beendet sei, weshalb er vorhabe, die Rückfahrt mit Kätzler

gemeinsamlich zu machen.

Dubslav lachte. »Na, dann mit Gott. Aber lassen Sie sich nicht zu viel zählen. Ermytrud wird wohl die Hauptrolle spielen oder noch

wahrscheinlicher der neuzfindende Name. Werde wohl recht behalten ... Und nun vorwärts, Martin.«

Damit ging es über das holperige Pflaster fort.

In der Stadt war schon alles still; aber draußen auf der Landstraße kam man an großen und kleinen Trupps von Häuslern, Teeschwehmern und

Glashüttenleuten vorüber, die sich einen guten Tag gemacht hatten und nun singend und johlend nach Hause zogen. Auch Frauensvolk war dazwischen

und gab allem einen Beigeschmack.

So trabte Dubslav auf den als halber Weg geltenden Nehmizsee zu. Nicht weit davon befand sich ein Kohlenmeiler, Dietrichs-Ofen, und als

Martin jetzt um die nach Süden vorgeschobene Sespitze herumbiegen wollte, sah er, daß wer am Wege lag, den Oberkörper unter Gras

und Binsen versteckt, aber die Füße quer über das Fahrgelände.

Martin hielt an. »Gnädiger Herr, da liegt wer. Ich glaub, es ist der alte Tuxen.«

»Tuxen, der alte Süffel von Dietrichs-Ofen?«

»Ja, gnädiger Herr. Ich will mal sehen, was es mit ihm is.«

Und dabei gab er die Leinen an Dubslav und stieg ab und rüttelte und schüttelte den am Wege Liegenden. »Awer Tuxen, wat

moakst du denn hier? Wenn keen Moonschien wiehr, wiehrst du nu all kaput. «

»Joa, joa, « sagte der Alte. Aber man sah, daß er ohne rechte Besinnung war.

Und nun stieg Dubslav auch ab, um den ganz unbehilflichen mit Martin gemeinsamlich auf den Rücksitz zu legen. Und bei dieser Prozedur kam der

Trunkene einigermaßen wieder zu sich und sagte: »
Nei, nei, Martin, nich doa; pack mi lewer vörn
uppn Bock.«

Und wirklich, sie hoben ihn da hinauf, und da saß er nun auch ganz still und sagte nichts. Denn er schämte sich vor dem gnädigen Herrn.

Endlich aber nahm dieser wieder das Wort und sagte: »Nu sage mal, Tuxen, kannst du denn von dem Brantwein nich lassen? Legst dich da hin; is ja

schon Nachtfrost. Noch 'ne Stunde, dann warst du dod. Waren sie denn alle so?

» Mehrschendeels.«

» Und da habt ihr denn für den Katzenstein bestimmt.«

» Nei, gnädiger Herr, vör Katzenstein nich.«

Und nun schwieg er wieder, während er vorn auf dem Bock unsicher hin und her schwankte.

» Na, man raus mit der Sprache. Du weißt ja, ich reiß' keinem den Kopp ab. Is auch alles egal. Also für Katzenstein nich. Na,

für wen denn?«

» Vör Torgelowin.«

Dubslav lachte. »Für Torgelow, den euch die Berliner heugeschicht haben. Hat er denn schon was für euch getan?«

» Nei, noch nich.«

» Na, warum denn?«

» Joa, se seggen joa, he will wat för uns duhn un is so sihr för de armen Lüd.

Un denn kriegen wi joan Stück Tüffelland. Un se seggen ook, he is klöger, as

de annern sinn.«

» Wird wohl. Aber er is doch noch lange nich so klug, wie ihr dumme seid. Habt ihr denn schon gehungert?«

» Nei, dat grad nich.«

» Na, das kann auch noch kommen.«

» Ach, gnädiger Herr, dat wihrd joa woll nich.«

» Na, wer weiß, Tuxen. Aber hier is Dietrichs-Ofen. Nu steigt ab und seht Euch vor, daß Ihr nicht fallt, wenn die Pferde anrucken. Und

hier habt Ihr was. Aber nich mehr für heut. Für heut habt Ihr genug. Und nu macht, daß Ihr zu Bett kommt und träumt von Tüffelland.«

In Mission nach England.


Einundzwanzigstes Kapitel.

Woldemar erfuhr am andern Morgen aus Zeitungstelegrammen, daß der sozialdemokratische Kandidat, Feilenhauer Torgelow, im Wahlkreise Rheinsberg-Wuth gesiegt habe. Bald darauf traf auch ein Brief von Lorenzen ein, der zunächst die Telegramme bestätigte und am Schlusse hinzusetzte, daß Dubslav eigentlich heiliglich froh über den Ausgang sei. Woldemar war es auch. Er ging davon aus, daß sein Vater wohl das Zeug habe, bei Dressel oder Borchardt mit viel gutem Menschenverstand und noch mehr Eulenspiegelerei seine Meinung über allerhand politische Dinge am besten zu geben, aber im Reichstage fach- und sachgemäß sprechen, das kann er nicht und wollt' er auch nicht. Woldemar war so durchdrungen davon, daß er über die Vorstellung einer Niederlage, dran er als Sohn des Alten immerhin wie beteiligt war, verhältnismäßig rasch hinwegkam, kries es aber doch, um eben diese Zeit mit einem Kommando nach Ostpreußen hin betraut zu werden, das ihn auf ein paar Wochen von Berlin fernhielt. Kam er dann zurück, so waren Anfragen in dieser Wahlangelegenheit nicht mehr zu befürchten, am wenigsten innerhalb seines Regiments, in dem man sich, von ein paar Intimsten abgesehen, eigentlich schon jetzt über den unliebsamen Zwischenfall auschwieg.

Und in Schweigen hüllte man sich auch am Kronprinzen-Ufer, als Woldemar hier am Abend vor seiner Abreise noch einmal sprach, um sich bei der gräflichen Familie zu verabschieden. Es wurde nur ganz obenhin von einem abermaligen Siege der Sozialdemokratie besprochen, ein absichtlich flüchtiges Berühren, das nicht auffiel, weil sich das Gespräch sehr bald um Rex und Czako zu drehen begann, die, seit lange dazu aufgefordert, gerade den Tag vorher ihren ersten Besuch im Barbyschen Hause gemacht und besonders bei dem alten Grafen viel Entgegenkommen gefunden hatten. Auch Melusine hatte sich durch den Besuch der Freunde durchaus zufriedengestellt gesehen, trotzdem ihr nicht entgangen war, was, nach freilich entgegengesetzten Seiten hin, die Schwäche beider ausmachte.

»Wovon der eine zu wenig hat,« sagte sie, »davon hat der andre zu viel.«

»Und wie zeigte sich das, gnädigste Gräfin?«

»O, ganz unverkennbar. Es traf sich, daß im selben Augenblicke, wo die Herren Platz nahmen, drüben die Glocken der Gnadenkirche geläutet wurden, was denn — man ist bei solchen ersten Besuchen immer dankbar, an irgend was anknüpfen zu können — unser Gespräch sofort aufs Kirchliche hinüberlenkte. Da legitimierten sich dann beide. Hauptmann Czako, weil er ahnen mochte, was sein Freund in nächster

Minute sagen würde, gab vorweg deutliche Zeichen von Ungeduld, während Herr von Rex in der Tat nicht nur von dem Ernst der Zeiten zu sprechen anfangt, sondern auch von dem Bau neuer Kirchen einen allgemeinen, uns nahe bevorstehenden Umschwung erwartete. Was mich natürlich erheiterte.«

Woldemars Kommando nach Ostpreußen war bis auf Anfang November berechnet, und mehr als einmal sprachen im Verlaufe dieser Zeit Rex und Czako bei den Barbys vor. Freilich immer nur einzeln. Verabredungen zu gemeinschaftlichem Besuche waren zwar mehrfach eingeleitet worden, aber jedesmal erfolglos, und erst zwei Tage vor Woldemars Rückkehr fügte es sich, daß sich die beiden Freunde bei den Barbys trafen. Es war ein ganz besonders gelungener Abend, da neben der Baronin Berchtesgaden und Dr. Wrschowitz auch ein alter Malerprofessor (eine neue Bekanntschaft des Hauses) zugegen war, was eine sehr belebte Konversation herbeiführte. Besonders der neben seinen andern Aparthen auch durch langes weißes Haar und große Leuchte-Augen ausgezeichnete Professor, hatte, — gestützt auf einen unentwegten Peter Cornelius-Enthusiasmus, — alles hinzureißen gewußt. »Ich bin glücklich, noch die Tage dieses großen und einzig stehenden Künstlers gesehen zu haben. Sie kennen seine Kartons, die mir das Bedeutendste scheinen, was wir überhaupt hier haben. Auf dem einen Karton steht im Vordergrund ein Tubabläser und setzt das Horn an den Mund, um zu Gericht zu rufen. Diese eine Gestalt balanciert fünf Kunstausstellungen, will also sagen netto 15000 Bilder. Und eben diese Kartons, samt dem Bläser am Gericht, die wollen sie jetzt beschaffen und sagen dabei in naiver, solch schwizes Zeug mit Kohlenstichen dürfe überhaupt nicht so viel Raum einnehmen. Ich aber sage Ihnen, meine Herrschaften, ein Kohlenstich von Cornelius ist mehr wert als alle modernen Paletten zusammengenommen, und die Tuba, die dieser Tubabläser da an den Mund setzt — verzeihen Sie mir altem Jüngling diesen Kalauer —, diese Tuba wiegt alle Tüben auf, aus denen sie jetzt ihre Farben herausdrücken. Beiläufig auch eine miserable Neuerung, zu meiner Zeit gab es noch Beutler, und diese Beutler aus Schweinsblase waren viel besser. Ein wahres Glück, daß König Friedrich Wilhelm diese jetzt etablierte Niedergangsepoche nicht mehr erlebt hat, diese Zeit des Abfalls, so recht eigentlich eine Zeit der apokalyptischen Reiter. Bloß zu den dreien, die der große Meister uns da geschaffen hat, ist heutzutage noch ein vierter Reiter gekommen, ein Mischling von Neid und Unschmack. Und dieser vierte sichelt am stärksten.«

Alles nickte, selbst die, die nicht ganz so dachten, denn der Alte mit seinem Apostelkopfe hatte ganz wie ein Prophet gesprochen. Nur Melusine blieb in einer stillen Opposition und flüsterte der Baronin zu: »Tubabläser. Mir persönlich ist die Böcklinsche Meerfrau mit dem

Fischleib lieber. Ich bin freilich Partei.«

Die Abende bei den Barbys schlossen immer zu früher Stunde. So war es auch heute wieder. Es schlug eben erst zehn, als Rex und Czako auf die Straße hinaustraten und drüben an dem langgestreckten Ufer Tausende von Lichtern vor sich hatten, von denen die vordersten sich im Wasser spiegelten.

»Ich möchte wohl noch einen Spaziergang machen,« sagte Czako. »Was meinen Sie, Rex? Sind Sie mit dabei? Wir gehen hier am Ufer entlang, an der Zelten vorüber bis Bellevue, und da steigen wir in die Stadtbahn und fahren zurück, Sie bis an die Friedrichsstraße, ich bis an den Berlgeitele Platz.«
Alexanderplatz. Da ist jeder von uns in drei Minuten zu Haus.«

Rex war einverstanden. »Ein wahres Glück,« sagte er, »daß wir uns endlich mal getroffen haben. Seit fast drei Wochen kennen wir nun das Haus und haben noch keine Ansprache darüber gehabt. Und das ist doch immer die Hauptsache. Für Sie gewiß.«

»Ja, Rex, das für Sie gewiß, das sagen Sie so spöttisch und überheblich, weil Sie glauben, Klatschen sei was Inferiores und für mich gerade gut genug. Aber da machen Sie meiner Meinung nach einen doppelten Fehler. Denn erstlich ist Klatschen überhaupt nicht inferior, und zweitens

Klatschen Sie gerade so gern wie ich und vielleicht noch ein bißchen lieber. Sie bleiben nur immer etwas steifer dabei, lehnen meine Frivolitäten zunächst ab, warten aber eigentlich darauf. Im übrigen denk' ich, wir lassen all das auf sich beruhen und sprechen lieber von der

Hauptsache. Ich finde, wir können unserm Freunde Stechlin nicht dankbar genug dafür sein, uns mit einem so liebenswürdigen Hause bekannt gemacht zu haben. Den Wrschowitz und den alten Malerprofessor, der von dem Engel des Gerichts nicht loskonnte, — nun die beiden schenk' ich Ihnen (ich

denke mir, der Maler wird wohl nach Ihrem Geschmacke sein), aber die andern, die man da trifft, wie reizend alle, wie natürlich. Obenan dieser Frommel, dieser Hofprediger, der mir am Teisch fast noch besser gefällt als auf der Kanzel. Und dann diese bayrische Baronin. Es ist doch merkwürdig,

daß die Süddeutschen uns im Gesellschaftlichen immer um einen guten Schritt voraus sind, nicht von Bildungs, aber von glücklicher Natur wegen. Und diese glückliche Natur, das ist doch die wahre Bildung.«

»Ach Czako, Sie überschätzen das. Es ist ja richtig, wenn Sie da so die Würstel aus dem großen Kessel herausholen und irgend eine Loni oder Toni mit dem Maßkrug kommt, so sieht das nach was aus, und wir kommen uns wie verhungerte Schulmeister daneben vor. Aber

eigentlich ist das, was wir haben, doch das Höhere.«
»Gott bewahre. Alles, was mit Grammatik und Examen zusammenhängt, ist nie das Höhere. Waren die Patriarchen examiniert, oder Moses oder

Christus? Die Pharisäer waren examiniert. Und da sehen Sie, was dabei herauskommt. Aber, um mehr in der Nähe zu bleiben, nehmen Sie
den alten Grafen. Er war freilich Botschafter, und das klingt ein bißchen nach was; aber eigentlich ist er doch auch bloß ein unexaminiertes
Naturmensch, und das gerade gibt ihm seinen Charme. Beiläufig, finden Sie nicht auch, daß er dem alten Stechlin ähnlich sieht?»

»Ja, äußerlich.«

»Auch innerlich. Natürlich 'ne andre Nummer, aber doch derselbe Zwirn, - Pardon für den etwas abgeaspelten Berlinismus. Und wenn Sie vielleicht
an Politik gedacht haben, auch da ist wenig Unterschied. Der alte Graf ist lange nicht so liberal und der alte Dubslav lange nicht so junckerlich, wie's
aussieht. Dieser Barby, dessen Familie, glaub ich, vordem zu den Reichsunmittelbaren gehörte, dem steckt noch so was von 'Gottesgnadenschaft' in den
Knochen, und das gibt dann die bekannte Sorte von Vornehmheit, die sich den Liberalismus glauben lassen zu können. Und der alte Dubslav, nun,
der hat dafür das im Leibe, was die richtigen Junker alle haben: ein Stück Sozialdemokratie. Wenn sie gereizt werden, bekennen sie sich

selber dazu.«

»Sie verkennen das, Czako. Das alles ist ja bloß Spielerei.«

»Ja, was heißt Spielerei? Spielen. Wir haben schöne alte Fibelverse, die vor der Gefährlichkeit des Mit-dem-Feuerspielens warnen. Aber lassen wir

Dubslav und den alten Barby. Wichtiger sind doch jetzt immer die Damen, die Gräfin und die Comtesse. Welche wird es? Ich glaube, wir haben schon mal

darüber gesprochen, damals, als wir von Kloster Wutz her über den Kremmerdamm ritten. Viel Vertrauen zu Freund Woldemars richtigem Frauenverständnis hab

ich eigentlich nicht, aber ich sage trotzdem: Melusine.«

»Und ich sage: Armgard. Und Sie sagen es im Stillen auch.«

Es war zwei Tage vor Woldemars Rückkehr aus Ostpreußen, daß Rex und Czako dies Tiergarten-Gespräch führten. Eine halbe Stunde später

führten sie, wie verabredet, vom Bellevue-Bahnhof aus wieder in die Stadt zurück. Überall war noch ein reges Leben und Treiben, und

Leben war denn auch in dem aus bloß drei Zimmern verschiedener Größe sich zusammensetzenden Kasino der Gardedragonen. In dem zunächst am

Flur gelegenen großen Speisesaale, von dessen Wänden die früheren Kommandeure des Regiments, Prinzen und Nichtprinzen, herniederblickten, sah

man nur wenig Gäste. Daneben aber lag ein Eckzimmer, das mehr Insassen und mehr flotte Bewegung hatte. Hier, über dem schräggestellten

Kamin, drin ein kleines Feuer flackerte, hing seit kurzem das Bildnis des »hohen Chefs« des Regiments, der Königin

von England, und in der Nähe eben dieses Bildes ein ruhmreiches Erinnerungsstück aus dem sechsundsechziger und siebenziger Kriege: die Trompete,

es ^{sch} *er* *in* *der* *Stabstropfeter* *Wollhaupt*, erst am 3. Juli auf der Höhe von Lipa und dann am 16. August bei Mars la Tour e
darauf derselbe Mann, Stabstropfeter Wollhaupt, erst am 3. Juli auf der Höhe von Lipa und dann am 16. August bei Mars la Tour e das

Regiment zur Attacke gerufen hatte, bis er an der Seite seines Obersten fiel; der Oberst mit ihm.

Dies Edzimmer war, wie gewöhnlich, auch heute der bevorzugte kleine Raum, drin sich jüngere und ältere Offiziere zu Spiel und Plauderei

zusammengefunden hatten, unter ihnen die Herren von Wolfshagen, von Herbstfelde, von Wohlgenuth, von Grumbach, von Raspe.

»Weiß der Himmel,« sagte Raspe, »wir kommen aus den Abordnungen auch gar nicht mehr heraus. Wir haben freilich drei Sendens im Regiment, aber

es sind der Sendbotschaften doch fast zu viel. Und diesmal nun auch unser Stechlin dabei. Was wird er sagen, wenn er oben in Ostpreußen von der ihm

gedachten Ehre hört. Er wird vielleicht sehr gemischte Gefühle haben. Übermorgen ist er von Trakehnen wieder da, mitmaßlich bei dem scheußlichen Wetter

schlecht justiert, und dann Hals über Kopf und in großem Trara nach London. Und London ginge noch. Aber auch nach Windsor. Alles,

wenn es sich um chic handelt, will doch seine Zeit haben, und gerade die Vettern drüben sehen einem sehr auf die Finger.«

»Laß sie sehn,« sagte Herbstfelde. »Wir sehen auch. Und Stechlin ist nicht der Mann, sich über derlei Dinge gfaue Haare wachsen zu lassen. Ich glaube, daß

ihn was ganz andres geniert. Es ist doch immerhin was, daß er da mit nach England hinüber soll, und einer solchen Auszeichnung entspricht selbstverständlich

eine Nichtauszeichnung andrer. Das paßt nicht jedem, und nach dem Bilde, das ich mir von unserm Stechlin mache, gehört er zu diesen. Er ficht nicht gern

unter der Devise »nur über Leichen,« hat vielmehr umgekehrt den Aug, sich in die zweite Linie zu stellen. Und nun sieht es aus, als wär er

ein Streber.«

»Stimmt nicht,« sagte Raspe. »Für so verrannt kann ich keinen von uns halten. Stechlin sitzt da oben in Ostpreußen und kann doch unmöglich

in seinen Mußestunden hierher intrigiert und einen etwaigen Rivalen aus dem Sattel geworfen haben. Und unser Oberst! Der ist doch auch nicht der Mann

dazu, sich irgend wen aufreden zu lassen. Der kennt seine Pappenheimer. Und wenn er sich den Stechlin aussucht, dann weiß er, warum. Übrigens,

Dienst ist Dienst; man geht nicht, weil man will, sondern weil man muß. Spricht er denn englisch?«

»Ich glaube nicht,« sagte von Grumbach. »Soviel ich weiß, hat er vor kurzen damit angefangen, aber natürlich nicht wegen dieser Mission, die

ja wie vom blauen Himmel auf ihn niederfällt, sondern der Barbys wegen, die beinah zwanzig Jahre in England waren und halb englisch sind. Im übrigen

hab ich mir sagen lassen, es geht drüben auch ohne die Sprache. Herbstfelde, Sie waren ja voriges Jahr da. Mit gutem Deutsch und schlechtem

französisch kommt man überall durch.«

»Ja,« sagte Herbstfelde. »Bloß ein bißchen Landsprache muß doch noch dazu kommen. Indessen, es gibt ja kleine Vademekums, und da

muß man dann eben nachschlagen, bis man's hat. Sonst sind hundert Vokabeln genug. Als ich noch zu Hause war, hatten wir da ganz in unsrer

Nachbarschaft einen verdrehten alten Herrn, der — eh ihn die Gicht unterkriegt — sich so demlich in der ganzen Welt herumgetrieben hatte. Pro

neues Land immer neue hundert Vokabeln. Unter anderm war er auch mal in Südrussland gewesen, von welcher Zeit ab — und war nach

vorgängiger, vor einem großen Liqueurkasten kaffeehabten Anfreundung, mit einem uralten Popen — er das Amendement zu

stellen pflegte: »Hundert Vokabeln; aber bei 'nem Popen bloß fünfzig?« Und das muß ich sagen, ich habe das mit den hundert in

England durchaus bestätigt gefunden. »Mary, please, a jug of hot water, < Iron on, and of the

da. Denn der Naturengländer weiß gar nichts.«

»Wie lange waren Sie denn eigentlich drüben, Herbstfelde?«

»Drei Wochen. Aber die Reisetage mitgerechnet.«

»Und sind Sie so demlich auf Ihre Kosten gekommen? Einblick ins Volksleben, Parlament, Oxford, Cambridge, Gladstone

?«

Herbstfelde nickte.

»Und wenn Sie nun so alles zusammennehmen, was hat da so den meisten Eindruck auf Sie gemacht? Architektur, Kunst, Leben, die schiffe, die

großen Brücken? Die Straßenjüngens, wenn man in einem Cab vorüberfährt, sollen ja immer Rad neben einem her schlagen, und die Dienstmädchen,

was noch wichtiger ist, sollen sehr hübsch sein, kleine Hauben und Tändelchurze.«

»Ja, Raspe, da treffen Sie's. Und ist eigentlich auch das Interessanteste. Denn sogenannte Meisterwerke gibt es ja jetzt überall, von Kirchen und

dergleichen gar nicht zu reden. Und schiffe haben wir ja jetzt auch und auch ein Parlament. Und manche sagen, unsres sei noch besser. Aber das

Volk. Sehen Sie, da steckt es. Das Volk ist alles.«

»Na, natürlich Volk. Obersicht überall ein und dasselbe. Was da los ist, das wissen wir.«

»Und eigentlich hab ich die ganzen drei Wochen auf 'nem Omnibus gegessen und bin abends in die Matrosenkneipen an der Themse

gegangen. Ein bißchen gefährlich; man hat da seinen Messerstich weg, man weiß nicht wie, ganz wie in Italien. Bloß in Italien gibt es

vorher doch immer noch ein Liebesverhältnis, was in — so heißt nämlich der Stadtteil an der Themse — nicht

mal nötig ist. Und dann, wenn ich zu Hause war, sprach ich natürlich mit Mary. Viel war es nicht. Denn die hundert Vokabeln, die dazu nötig sind,

die hatte ich damals noch nicht voll.«

»Na, 's ging aber doch?«

» So leidlich. Und dabei hatt' ich mal 'ne Scene, die war eigentlich das Hübscheste. Meine Wohnung befand sich nämlich eine Treppe hoch in

einer kleinen stillen Quistraße von Oxford-Street. Und Mary war gerade bei mir. Und in dem Augenblicke, wo ich mich mit dem hübschen

Kinde zu verständigen suche ...«

» Worüber?«

» In demselben Augenblicke sieht ein Chinese grinsend in mein Fenster hinein, so daß er eigentlich eine Ohrfeige verdient hätte.«

» Wie war denn das aber möglich?«

» Ja, das ist ja eben das, was ich das Londoner Volksleben nenne. Alles mögliche, wovon wir hier gar keine Vorstellung haben, vollzieht

sich da mitten auf dem Straßendamm. Und so waren denn auch an jenem Tage zwei Chinesen, ihres Zeichens Akrobaten, in die Quistraße von

Oxford-Street gekommen, und der eine, ein dicker starker Kerl, hatte einen Gurt um den Leib, und in der Öse dieses Gurtes steckte

'ne Stange, auf die die zweite Chinese hinaufkletterte. Und wie er da oben war, war er gerade in Höhe meiner Beletage und sah hinein,

als ich mich eben bemühte, mich Mary klar zu machen.«

» Ja, Herbstfelde, das war nu freilich ein Pech, und wenn Sie wieder drüben sind, müssen Sie nach hinten hinaus wohnen oder höher hinauf.

Aber interessant ist es doch. Und ich bezweifle nur, daß Stechlin in eine gleiche Lage kommen wird.«

» Gewiß nicht. Daran hindern ihn seine Moralitäten.«

» Und noch mehr die Barbys.«

Woldemar, von der ihm bevorstehenden Auszeichnung unterrichtet, kürzte seinen Aufenthalt in Ostpreußen um vierundzwanzig Stunden ab, hatte

trotzdem aber, nach seinem Wiedereintreffen in Berlin, nur noch zwei Tage zur Verfügung. Das war wenig. Denn außer allerlei zu treffenden

Reisevorbereitungen lag ihm doch auch noch ob, verschiedene Besuche zu machen, so bei den Barbys, bei denen er sich für den letzten

Abend schon brieflich angemeldet hatte.

Dieser Abend war nun da. Die Koffer standen gepackt um ihn her, er selber aber lehnte sich, lässlich abgelenkt, in seinen Schaukelstuhl zurück,

nochmals überschlagend, ob auch nichts vergessen sei. Jetzt sagte er sich: »Was nun noch fehlt, fehlt; ich kann nicht mehr.« Und dabei sah er nach der

Uhr. Bis zu seinem am Kronprinzenufer angesagten Besuche war noch fast eine Stunde. Die wollt' er ausnützen und sich vorher nach

Möglichkeit rühen. Aber er kam nicht dazu. Sein Bursche trat ein und meldete: »Hauptmann vor! Czako.«

»Ah, sehr willkommen.«

Und Woldemar, so wenig gelegen ihm Czako auch kam, sprang doch auf und reichte dem Freunde die Hand. »Sie kommen, um mir zu

meiner englischen Reise zu gratulieren. Und wiewohl es so so damit steht, Ihnen, glaub ich's, daß Sie's ehrlich meinen. Sie gehören zu den

paar Merzchen, die keinen Neid kennen.«

»Na, lassen wir das Thema lieber. Ich bin dessen nicht so ganz sicher; mancher sieht besser aus, als er ist. Aber natürlich komm' ich, um Ihnen

wohl oder übel meine Glückwünsche zu bringen und meinen Reisesegen dazu. Donnerwetter, Stechlin, wo will das noch mit Ihnen hinaus! Sie

werden natürlich Londoner Militärattaché, sagen wir in einem halben Jahr, und in ebensoviel Zeit haben Sie sich drüber sportlich eingelebt

und etablieren sich als Sieger in einem Steeple Chase, vorausgesetzt, daß es so was noch gibt (ich glaube nämlich, man nennt es jetzt

alles ganz anders). Und vierzehn Tage nach Ihrem ersten großen Sportsiege verloben Sie sich mit Ruth Russel oder mit

Cavendish, oder mit Bedforder - oder den Devonshire - Herzog als Rückendeckung und gehen als

Generalgouverneur nach Mittellafrika, links die Werge, rechts die Menschenfresser. Emin soll ja doch eigentlich aufgefressen sein.«

»Czako, Sie machen mir's zu nahe, daß die Mittagsstunde glücklich vorüber ist, sonst könnten Sie's kaum verantworten. Aber rücken Sie sich

einen Sessel ran, und hier sind Zigaretten. Oder lieber Zigarre?«

»Nein, Zigaretten ... Ja, sehen Sie, Stechlin, solche Mission oder wenn auch nur ein Bruchteil davon ...«

»on me.«

»Sagen wir Anhängsel.«

» ... 2 20. pe e, co, v. z. un pof 2. 60 > 2 > 2 / pfi. - d. p'iz si
» ... Solche Mission ist gerade das, was ich mir all mein Lebtage gewünscht habe. Bloß ›Erhöhung kam nicht ›schritten‹. Und doch ist ›gerad‹ in unserm

Regiment immer was los. Immer ist wer auf dem Wege nach Petersburg. Aber weiß der Teufel, trotz der vielen Schickerei, meine

Wenigkeit ist noch nicht ran gekommen. Ich denke mir, es liegt an meinem Namen. Hier hat ›Czako‹ ja auch schon einen Beigeschmack,

einen Stich ins Komische, aber das Slavische drin gibt ihm in Berlin etwas Apartes, während es in Petersburg wahrscheinlich heißen

würde: ›Czako, was soll das? Was soll ›Czako? Dergleichen haben wir hier echter und besser.‹ Ja, ich gehe noch weiter und bin nicht einmal

sicher, ob man da drüben nicht Lust bezeugen könnte, in der Wahl von ›Czako‹ einen Witz oder versteckten Affront zu wittern. Aber

wie dem auch sei, Winterpalais und Kreml sind mir verschlossen. Und nun gehen Sie nach London und sogar nach Windsor. Und

Windsor ist doch nun mal das denkbar Feinste. Rußland, wenn Sie mir solche Frühstückvergleiche ‹statten wollen, hat immer was von

Astrachan, wie ‹ Colchester. - Und ich glaube, steht höher. In meinen Augen gewiß. Ach,

Stechlin, Sie sind ein Glückspilz, ein Wort, das Sie meiner erregten Stimmung zu gute halten müssen. Ich werde wohl an der Majorsecke

scheitern, wegen verschiedener Mankos. Aber sehn Sie, daß ich das einsehe, das könnte das Schicksal doch auch wieder mit mir versöhnen.«

»Czako, Sie sind der beste Kerl von der Welt. Es ist eigentlich schade, daß wir solche Leute wie Sie nicht bei unserm Regiment haben. Oder wenigstens

nicht genug. ›Fein‹ ist ja ganz gut, aber es muß doch auch mal ein Donnerwetter dazwischen fahren, ein Zynismus, eine Bosheit; sie braucht

ja nicht gleich einen Glanz zu haben. Übrigens, was die Patentheit angeht, so fühl' ich deutlich, daß ich auch nur so gerade noch passiere. Nehmen

Sie beispielsweise bloß das Sprachliche. Wer heutzutage nicht drei Sprachen spricht, gehört in die Ecke ...«

»Sag' ich mir auch. Und ich habe deshalb auch mit dem Russischen angefangen. Und wenn ich dann so dabei bin und über meine Fußschritte beinah'

staune, dann beraplele ich mich momentan wieder und sage mir: ›Courage gewonnen, alles gewonnen.‹ Und dabei lass' ich dann zu meinem

weitem Trost all unsre preussischen Helden zu Fuß und zu Pferde an mir vorüber ziehen, immer mit dem Gefühl einer gewissen wissenschaftlichen

und mitunter auch moralischen Überlegenheit. Da ist erst der Dérfflinger. Nun, der soll ein Schneider gewesen sein. Dann kam Blücher, - der war

einfach ein › Und dann kam Wrangel und trieb sein verwegenes Spiel mit ›mir und mich.‹«

»Bravo, Czako. Das ist die Sprache, die Sie sprechen müssen. Und Sie werden auch nicht an der Majorsecke scheitern. Eigentlich läuft doch

alles bloß darauf hinaus, wie hoch man sich selber einsetzt. Das ist freilich eine Kunst, die nicht jeder versteht. Das Wort vom alten Fritz:

›Denk Er nur immer, daß Er hunderttausend Mann hinter sich hat,‹ dies Trostwort ist manchem von uns ein bißchen verloren gegangen, trotz

»...«
unsrer Siege. Oder vielleicht auch eben deshalb. Siege produzieren unter Umständen auch Bescheidenheit.«

»Jedenfalls haben Sie, lieber Stechlin, zu viel davon. Aber wenn Sie erst Ihre Ruth haben ...«

»Ach, Czako, kommen Sie mir nicht immer mit 'Ruth'. Oder eigentlich, seien Sie doch bedankt dafür. Denn dieser weibliche Name mahnt

mich, daß ich mich für heut Abend am Kronprinzenufer angemeldet habe, bei den Barbys, wo's, wie Sie wissen, freilich keine Ruth gibt,

und »...«
aber dafür eine 'Melusine', was fast noch mehr ist.«

»Versteht sich, Melusine ist mehr. Alles, was aus dem Wasser kommt, ist mehr. Venus kam aus dem Wasser, ebenso Hero ... Nein, nein,

»...«
entschuldigen Sie, es war Leander.«

»Egal. Lassen Sie's, wie's ist. Solche verwechsete Schillerstelle tut einem immer wohl. Übrigens können Sie mich in meinem Coupé begleiten; vom

Kronprinzenufer aus haben Sie knapp noch halben Weg bis in Ihre Kaserne.«

Das Coupé tat seine Schuldigkeit, und es schlug eben erst acht, als Woldemar vor dem Barbyschen Hause hielt und, sich vor Czako verabschiedend,

die Treppe hinaufstieg. Er fand nur die Familie vor, was ihm sehr lieb war, weil er kein allgemeines Gespräch führen, sondern sich lediglich für

seine Reise Rats erholen wollte. Der alte Graf kannte London besser als Berlin, und auch Melusine war schon über siebzehn, als man, bald

nach dem Tode der Mutter, England verlassen und sich auf die Graubündner Güter zurückgezogen hatte. Darüber waren nun wieder nah' an anderthalb

Jahrzehnte vergangen, aber Vater und Töchter hingen nach wie vor an Hyde Park und dem schönen Hause, das sie da bewohnt hatten,

und gedachten dankbar der in London verlebten Tage. Selbst Armgard sprach gern von dem Wenigen, dessen sie sich noch aus ihrer frühen Kindheit

her erinnerte.

»Wie glücklich bin ich,« sagte Woldemar, »Sie allein zu finden! Das klingt freilich sehr selbstisch, aber ich bin doch vielleicht entschuldigt. Wenn Besuch

da wäre, nehmen wir beispielsweise Orschowitz, und ich ließe mich hinreißen, von der Prinzessin von Wales und in natürlicher Konsequenz

von ihren zwei Schwestern Dagmar und Thyra zu sprechen, so hätte ich vielleicht wegen Dänenfreundlichkeit heut Abend noch ein Duell

auszufechten. Was mir doch un bequem wäre. Besser ist besser.«

Der alte Barby nickte vergnüglich.

»Ja, Herr Graf,« fuhr Woldemar fort, »ich komme, mich von Ihnen und den Damen zu verabschieden, aber ich komme vor allem auch, um

mich in zwölfter Stunde noch nach Möglichkeit zu informieren. In dem Augenblick, wo der gäzlich ignorante Kandidatus in seinen Frack

W, 2/1, m - co - r u m I r e n o d o h o - b, o n i p u f o n, - r e ' s
fährt, guckt er - so was soll vorkommen - noch einmal ins Corpus juris und liest, sagen wir zehn Zeilen, und 'gerad' über

q' - B H - o) m. v. h L v d p o s t o. b e n r e n - , e n
diese wird er nachher gefragt und sieht sich gerettet. Dergleichen könnte mir doch auch vorbehalten sein. Sie waren lange drüben und die Damen

u n . s c o r o , l u , c o r e h , c o l i ? - e r , c o r o , o z i - c o l o z i e f f e d d
ebenso. Auf was muß ich achten, was vermeiden, was tun? Vor allem, was muß ich sehn und was nicht sehn? Das letztere vielleicht das Wichtigste

S. r. «
von allem.«

»O, m p h. u s i n l u , m b o r - z u n o) - w l . l , e b ~ l o p h e ,
Gewiß, lieber Stechlin. Aber ehe wir anfangen, rücken Sie hier ein und gönnen Sie sich eine Tasse Tee. Freilich, daß Sie den Tee würdigen werden,

. - y a e z o ; e y z b f / g r . b z h a - c o l e ; i m b o r e . «
ist so gut wie ausgeschlossen; dazu sind Sie viel zu aufgeregt. Sie sind ja wie ein Wasserfall; ich erkenne Sie kaum wieder.«

c e n -) p e n .
Woldemar wollte sich entschuldigen.

» - r p e n . - n e h t s e . e o z m - l u , e , m l s u , r - s m /
»Nur keine Entschuldigungen. Und am wenigsten über das. Alles ist heutzutage so nüchtern, daß ich immer froh bin, mal einer Aufregung zu

u m ; s m e r e i o s e h n y - l e h e i b m o . c o r d e e y , r o z ? «
begegnen; Aufregung kleidet besser als Indifferenz und jedenfalls ist sie interessanter. Was meinst du dazu, Melusine?»

»A n f p . i . c p u m , j u r . «
»Papa schraubt mich. Ich werde mich aber hüten, zu antworten.«

» - e r e / o . h , m p h , c o l , c o o z i ? - e o b z y / p u m , c o l o z i s e k o o
»Und so denn wieder zur Sache. Ja, lieber Stechlin, was tun, was sehn? Oder wie Sie ganz richtig bemerken, was nicht sehn? Überall etwas sehr

g h o . z m h e l e r i f z o h n , z n e z z e h y m . b z d e n y f n e n
schwieriges. In Italien vertrödelt man die Zeit mit Bildern, in England mit Hinrichtungsblöcken. Sie haben drüben ganze Kollektionen

e s . o z r o b c p f p . - e n m n r h , m z o a r l c o r d . i z y , c o r n - z
davon. Also möglichst wenig Historisches. Und dann natürlich keine Kirchen, immer mit Ausnahme von Westminster. Ich glaube, was man so mit

u h o e y » r e - z « n l , e . - u d e l o . , n o z s - z l , R i c h m o n d - z o (D h / 2 ,
billiger Wendung »Land und Leute« nennt, das ist und bleibt das Beste. Die Themse hinauf und hinunter, -Hill (auch jetzt noch,

L p r i z a h u z) - c e n t h - e p o l h . - c o l c o p o g u n S q u a r e s
trotzdem wir schon November haben) und Werbekneipen und Dudelsackspfeifer. Und wenn Sie bei Passierung eines stillen

r - y > f o - l u e u m , e n g e u e n - p z , c o l e d r z u l o o m n - d
einem sogenannten »Straßen-Raffael« begegnen, dann stehen bleiben und zusehen, was das sonderbare Genie mit seiner linken und oft

M r e s , l f o z z r d . e r q f o - l u e z m - m r e . «
verkrüppelten Hand auf die breiten Straßensteine hinmalt. Denn diese Straßen-Raffaels haben immer nur eine linke Hand.«

» - c o r d . ? «
»Und was malt er?»

» c o ? e d o l . . . R y e - p u m z p u m - M B r o s l u n . u z ' r i . z
»Was? Das wechselt. Er ist imstande und zaubert Ihnen in zehn Minuten eine richtige Sixtina aufs Trottoir. Aber in der Regel ist er mehr

R u y s d a e l e n H o b b e m a . r e f z o F o r c e ; e y g r . i n t s e h z , c . f p h .
oder . Landschaften sind seine ; dazu Seestücke. Die Klippe von Dover hab ich wohl walzigmal

p z - s e r z z p e n z r e f . e s z o z c o / a . - n h o z o . i z l . e n -
gesehen und über das Meer hin der zitternden Mondrahl. Da haben Sie schon was zur Auswahl. Und nun fragen Sie Melusine. Die hat von London und

n r e l e n p z o i - c o , z z , z H a m p t o n - C o u r t - W a l t h a m - A b b e y i o y e l o n
Umgegend viel mehr gesehen als ich und weiß, glaub ich, in und besser bescheid als an

\ u f , m e e u d o g r u . - c r o s o n d , m , - z i h z I F v h
der Obersee, natürlich das Eierhäuschen ausgenommen. Und wenn Melusine versagen sollte, nun, so haben wir ja noch unsere Tochter

z e n . z e n c a r o l b b e e d / l e n . u n t e r e y c o p r e n r e , o c s , c e y
Cordelia. Cordelia war damals freilich erst sechs oder doch nicht viel mehr. Aber Kindermund tut Wahrheit kund. Armgard, wie wär es, wenn du

dich unsers Freundes annähmest.«

»Ich weiß nicht, Papa, ob Herr von Stechlin damit einverstanden ist oder auch nur sein kann. Vielleicht ging es, wenn du nur nicht von meinen sechs Jahren gesprochen hättest. Aber so. Mit sechs Jahren hat man eben nichts erlebt, was, in den Augen anderer, des Erzählens wert

wäre.«

»Comtesse, gestatten Sie mir ... die Dinge an sich sind gleichgültig. Alles Erlebte wird erst was durch den, der es erlebt.«

»Ei,« sagte Melusine. »So bin ich um zu erzählen noch mein Lebtag nicht aufgefordert worden. Nun wirst du sprechen müssen, Armgard.«

»Und ich will auch, selbst auf die Gefahr hin einer Niederlage.«

»Keine Vorreden, Armgard. Am wenigsten, wenn sie wie Selbstlob klingen.«

»Also wir hatten damals eine alte Person im Hause, die schon bei Melusine Kindermuhme gewesen war, und hieß Susan. Ich liebte sie sehr, denn sie hatte wie die meisten Irischen etwas Ungemein Heiteres und Gütiges. Ich ging viel mit ihr im Hydepark spazieren, wohnten wir doch in der an

seiner Nordseite sich hziehenden großen Straße. Hydepark erschien mir immer sehr schön. Aber weil es tagaus tagein dasselbe war, wollt' ich doch gern einmal was andres sehen, worauf Susan auch gleich einging, trotzdem es ihr eigentlich verboten war. »Ei

freilich, Comtesse,« sagte sie, »da wollen wir nach Martins le Grand.« »Was ist das?« fragte ich; aber statt aller Antwort gab

sie mir nur ein kleines Mäntelchen um, denn es war schon Spätherbst, so etwa wie jetzt, und dunkelte auch schon. Aus dem, was dann

kam, muß ich annehmen, daß es um die fünfte Stunde war. Und so brachen wir denn auf, unsre Straße hinunter, und weil an dem Parkgitter entlang lauter große Röhren gelegt waren, um hier neu zu kanalisieren, so sprang ich auf die Röhren hinauf, und Susan hielt mich an meinem

linken Zeigefinger. So gingen wir, ich immer auf den Röhren oben, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Park aufhörte.

Hier war gerad' ein Drechkerstand, und Hafer und Häcksel lagen umher und zahllose Sperlinge dazwischen. In der Mitte von dem allem aber stand

ein eiserner Brunnen. Auf den wies Susan hin und sagte: »Look at it, dear Armgard. There stood

Tyburn-Gallows.« »Und wer so viel gestohlen hatte, wie gerad' ein Strick kostete, der wurde da gehängt.«

»Eine merkwürdige Kindermuhme,« sagte Stechlin. »Und erschrecken Sie nicht, Comtesse?«

»Nein, von Echrecken, so lange Susan bei mir war, war keine Rede. Sie hätte mich gegen eine Welt verteidigt.«

»Das söhnt wieder aus.«

»Und kurz und gut, wir blieben auf unserm Weg und stiegen alsbald in ein zweirädriges Cab, aus dem heraus wir sehr gut sehen konnten, und

W. Bloßel, 2. 182, 2. ... mehr so fort, ...
jagten die Oxfordstraße hinunter in die City hinein, in ein immer dichter werdendes Straßengewirr, drin ich nie vorher gekommen war und auch

Dl E ...
nachher nicht wieder gekommen bin. Bloß vor zwei Jahren, als wir auf Besuch drüben waren und ich den alten Plätzen wieder nachging.

»Ich glaube,« sagte Melusine, »daß du bei diesem zweiten Besuch eine gute Anleihe machst. Denn von dem mit Susan Gesehenen wirst du um Zeit

1 2 3 / 4 5 6
nicht mehr viel zur Verfügung haben.«

»Doch, doch. Und nun hielt unser
vor einem großen Hause, das halb wie ein Palast und halb wie ein griechischer Tempel

aussah, und unter dessen Säulengang hinweg wir in eine große, mit vielen hundert Menschen erfüllte Halle traten. Über ihren Köpfen aber lag es

wie ein Strom von Licht, und ganz nach hinten zu, wo die Lichtmasse sich verdichten schien, standen auf einem Podium zwei in rote

Röcke gekleidete Bedienstete mit ein paar großen Behältern links und rechts neben sich, die wie Futterkisten mit weit aufgeklapptem Deckel

aussehen.«

»Und nun laß Stechlin raten, was es war.«

»Er braucht es nicht zu raten,« fuhr Armgard fort, »er weiß es natürlich schon. Aber er muß trotzdem aushalten. Denn er hat es selber so

gewollt. Also Podium und Rotröcke samt aufgeklappter Kiste links und rechts. Und die hell erleuchtete Uhr darüber zeigte, daß es

nur noch eine Minute bis sechs war. An ein sich Herandrängen war nicht zu denken, und so flogen denn die Brief- und Zeitungspakete, die

noch mit den letzten Postzügen fort sollten, in weitem Bogen über die Köpfe der in Front stehenden weg, was aber dabei statt in die

Behälter bloß auf das Podium fiel, das wurde von den Rotröcken mit einer geschickten Fußbewegung in die Futterkisten wie hineingehakt. Und

nun setzte der Urzeiger ein, und das Fliegen der Pakete steigerte sich, bis genau mit dem sechsten Schlag auch der Deckel jeder der beiden

Kisten schlug.«

»Reizend, Comtesse. Natürlich seh ich mir das an, und wenn ich ein Rendezvous mit der Königin darüber versäumen müßte.«

»Nichts Antimonarchisches,« lachte der alte Graf. »Und so kommen Susans Untaten schließlich noch ans Licht.«

»Und meine eignen dazu. Glücklicherweise durch mich selbst.«

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort, und allerlei Schilderungen aus dem Klein- und Alltagsleben behielten dabei die Oberhand. Ein

paarmal, weil er wohl sah, daß Woldemar gern auch andres zu hören wünschte, versuchte der alte Graf das Thema zu wechseln, aber beide

Damen blieben bei »shopping« - »five o'clock tea«, bis Melusine, der Woldemars Geduld ebenfalls nicht entgangen

war, mit einemmale fragte: »Haben Sie denn je von Traitors-Gate gehört?«

»Nein,« sagte Woldemar. »Ich kann es mir aber übersetzen und meine Schlüsse darauf ziehen.«

»Das reicht aus. Also natürlich. Nun sehen Sie, das war meine Domäne, wenn Besuch aus Deutschland

kam und ich wohl oder übel den Führer machen mußte. Vieles im langweilte mich, aber nie, vielleicht

deshalb nicht, weil es ziemlich zu Anfang liegt, so daß ich, wenn wir's erreichten, immer noch bei Frische war, nicht abgestumpft durch all die

Schrecklichkeiten, die dann weiterhin folgen.«

»Also Traitors-Gate 201021?«

»Also muß ich sehn?«

»Unbedingt. Freilich, wenn ich dann wieder erwäge, daß an dieser berühmten Stelle nichts unmittelbar Wirkungsvolles zu sehn ist, so muß ich mich bei

meinen Ratschlägen auf Ihre Phantasie verlassen können. Und ob das geht, weiß ich nicht. Wer aus der Mark ist, hat meist keine Phantasie.«

Der alte Graf und Armgard schwiegen, und auch Melusine sah wohl, daß sie mit ihrer Bemerkung etwas zu weit gegangen war. Irgend eine Reparaturung

schien also geboten. »Ich will's aber doch mit Ihnen wagen,« nahm sie das Gespräch wieder auf und lachte. » Traitors-Gate. Nun sehen

Sie, Sie kommen da vom Eingange her einen schmalen Gang entlang, und mit einem Male haben Sie statt der grauen Steinwand ein

eisenbeschlagenes Holztor neben sich. Hinter diesem Tor aber befindet sich ein kleiner, ganz unten in der Tiefe gelegener Wasserhof,

von dem aus eine mehrstufige Treppe hinaufführt und an eben der Stelle mündet, an der Sie stehn. Und nun rechnen Sie dreihundert Jahre zurück. Wenn

sich die Pforte damals auftat, um sich hinter ihm wieder zu schließen, der hatte vom Leben Abschied genommen Es sind da, verzeihen Sie das Wort,

lauter glibrige Stüren und wer alles stieg diese Stüren hinauf: Essex, Thomas Morus und jetzt noch jene

Clanhauptlinge, die für Prinz Charlie gefochten hatten und deren Köpfe, wenige Tage später, von Temple-Bar herab, auf die City

niedersahen.«

»Liegt, Gott sei Dank, weit zurück.«

»Ja, weit zurück. Aber es kann wieder kommen. Und gerade das war es, was immer, wenn ich da so stand, den größten Eindruck auf mich machte. Diese

Möglichkeit, daß es wiederkehre. Denn ich erinnere mich noch sehr wohl — ja, du warst es selbst, Papa, der es mir erzählte — daß Lord

Palmerston einmal, wirsch über die koburgische Nebenpolitik (ich glaube während der Krimkriegtage) sich dahin geäußert

hätte: »Dieser, er täte gut, sich unser bei Gelegenheit anzusehn. Es ist schon lange,

daß Könige da die glibrige Treppe hinaufgestiegen sind, aber es ist doch noch nicht so lange, daß wir uns dessen nicht mehr entsinnen könnten. Und ein

Prince-Consort ist noch lange nicht ein König.«

Woldemar, als Melusine dies mit überlegener Miene gesagt hatte, lächelte vor sich hin, was die Gräfin derartig verdroß, daß sie mit einer gewissen Gereiztheit

antwortete: »Sie lächeln. Da seh ich doch, wie sehr ich im Rechte war, Ihnen die Phantasie anzusprechen.«

»Verzeihen Sie mir ...«

»Und nun werden Sie auch noch pathetisch. Das ist die richtige Ergänzung. Im übrigen, wie könnt' ich mit Ihnen ernsthaft zürnen! Ein berühmter deutscher

Professor soll einmal irgendwo gesagt haben: »niemand sei verpflichtet, ein großer Mann zu sein.« Und ebensowenig wird er

große Phantasie als etwas Pflichtmäßiges gefordert haben.«

Woldemar küßte ihr die Hand. »Wissen Sie, Gräfin, daß Sie doch eigentlich recht hochmütig sind?«

»Vielleicht. Aber mancher entwarfnet mich wieder. Und zu diesen gehören Sie.«

»Das ist nun auch wieder aus dem Ton.«

»Ich weiß es nicht. Aber lassen wir's. Und versprechen Sie mir lieber, mir von Windsor oder London aus eine Karte zu schreiben ...

nein, eine Karte, das geht nicht ... also einen Brief, darin Sie mir ein Wort über die Engländerinnen sagen, und ob Sie jede

tailenlose Rotblondine drüben auch so schön gefunden haben werden, wie's von den Kontinentalen, wenn sie dies Thema berühren, fast immer

versichert wird.«

»Es wird davon abhängen, an wen ich gerade denke.«

»Nach dieser Bemerkung ist ihnen alles verziehn.«

Woldemar blieb bis neun. Er hatte gleich in den Zeilen, in denen er sich anmeldete, die Damen wissen lassen, daß er seinen Besuch auf eine

kurze Stunde beschränken müsse. So war er denn bei guter Zeit wieder daheim. Auf seinem Tische fand er ein Briefchen vor und

erkannte Rex' Handschrift. »Lieber Stechlin,« so schrieb dieser, »ich höre eben, daß Sie nach London gehn. In der Zeitung, wo's schon

gestanden haben soll, hab ich es übersehn. Ich beglückwünsche Sie von Herzen zu dieser Auszeichnung und lege ihnen eine Karte bei, die Sie (wenn's

Ihnen paßt) bei meinem Freunde Ralph Waddington einführen soll. Er ist Advokat und einer der angesehensten Führer unter den

Irvingianern. Fürchten Sie übrigens keine Bekehrungsversuche. Waddington ist ein durchaus feiner Mann, also zurückhaltend. Er kann ihnen aber

mannigfach behilflich sein, wenn Ihnen daran gelegen sein sollte, sich um das Wesen der englischen Dissenter, ihre und Tabernakels zu

kümmern. Er ist ein Wissensaftler auf diesem Gebiet. Und ich kenne ja Ihre Vorliebe für derlei Fragen.«

Stechlin legte den Brief unter den Briefschwerer und sagte: »Der gute Rex! Er überschätzt mich. Dissertieren. Es genügt mir, wenn ich einen einzigen

Emos.«
Quäker sehe.«

Was Rex da schrieb, hatte doch ein Gutes gehabt: Woldemar, erheitert bei dem Gedanken, sich durch Ralph Waddington in ein

Tabernakel eingeführt zu sehn, sah sich mit einemmale einer gewissen Abspannung entrissen und war froh darüber, denn er brauchte durchaus Stimmung,

um noch einige Briefe zu schreiben. Das ging ihm nun leichter von der Hand, und als elf Uhr kaum heran war, war alles erledigt.

Der andre Morgen sah ihn selbstverständlich früh auf. Fritz war um ihn her und half, wo noch zu helfen war. »Und nun, Fritz,« so waren

Woldemars letzte Worte, »sieh nach dem Rechten. Schicke mir nichts nach; Zeitungen wirf weg. Und die drei Briefe hier, wenn ich fort bin, die tue

sofort in den Kasten ... Ist die Droschke schon da?«

»Zu Befehl, Herr Rittmeister.«

»Na, dann mit Gott. Und jeden Tag lüften. Und paß auf die Pferde.«

Damit verabschiedete sich Woldemar.

Von den drei Briefen war einer nach Stechlin hin adressiert. Er traf, weil er noch mit dem ersten Auge fort konnte, gleich nach Tisch bei dem Alten

ein und lautete:

»Mein lieber Papa. Wenn du diese Zeilen erhältst, sind wir schon auf dem Wege. Wir das will sagen: unser Oberst, unser zweitältester Stabsoffizier, ich

und zwei jüngere Offiziere. Aus deinen eignen Soldatentagen her kennst du den Charakter solcher Abordnungen. Nachdem wir Regiment

Königin von Großbritannien und Irland geworden sind, war dies uns drüben vorstellen nur noch eine Frage der Zeit. Dieser Mission

begleitet zu sein, ist selbstverständlich eine große Ehre für mich, doppelt, wenn ich die Namen, über die wir in unserm Regiment Verfügung haben, in

Erwägung ziehe. Die Zeiten, wo man das Wort 'historische Familie' betonte, sind vorüber. Auch an Tante Adelheid hab ich in dieser

Sache geschrieben. Was mir persönlich an Glücksgefühl vielleicht noch fehlen mag, wird sie leicht aufbringen. Und ich freue mich dessen, weil ich ihr, alles

in allem, doch so viel verdanke. Daß ich mich von Berlin gerade jetzt nicht gerne trenne, sei nur angedeutet, du wirst den Grund davon schwer

erraten. Mit besten Wünschen für dein Wohl, unter heiligen Grüßen an Lorenzen, wie immer dein Woldemar.«

Dubslav saß am Kamin, als ihm Engelke den Brief brachte. Nun war der Alte mit dem Lesen durch und sagte: »Woldemar geht nach England. Was

sagst du dazu, Engelke?«

»So was hab ich mir all immer gedacht.«

»Na, dann bist du klüger gewesen als ich. Ich habe mir gar nichts gedacht. Und nu noch drei Tage, so stellt er sich mit seinem Oberst und seinem

Major vor die Königin von England hin und sagt: »Hier bin ich.«

»Ja, gnäd'ger Herr, warum soll er nicht?«

»Is auch 'n Standpunkt. Und vielleicht sogar der richtige. Volksstimme, Gottesstimme. Na, nu geh mal u Pastor Lorenzen und sag

ihm, ich ließ ihn bitten. Aber sage nichts von dem Brief, ich will ihn überraschen. Du bist mitunter 'ne alte Plappertasche.«

Schon nach einer halben Stunde war Lorenzen da.

»Haben befohlen ...«

»Haben befohlen. Ja, das ist gerade so das Richtige; sieht mir ähnlich ... Nun, Lorenzen, schieben Sie sich mal 'nen Stuhl ran, und wenn Engelke

nicht geplaudert hat (denn er hält nicht immer dicht), so hab ich eine richtige Neugierigkeit für Sie. Woldemar ist nach England ...«

»Ah, mit der Abordnung.«

»Also wissen Sie schon davon?«

»Nein, ausgenommen das eine, daß eine Deputation oder Gesandtschaft beabsichtigt sei. Das las ich und dabei hab ich dann freilich auch an

Woldemar gedacht.«

Dubslav lachte. »Sonderbar. Engelke hat sich so was gedacht, Lorenzen hat sich auch so was gedacht. Nur der eigne Vater hat an gar nichts

gedacht.«

»Ach, Herr von Stechlin, das ist immer so. Väter sind Väter und können nie vergessen, daß die Kinder Kinder waren. Und doch hört es

mal auf damit. Napoleon war mit vierzig ein armer Leutnant und an Ansehn noch lange kein Stechlin. Und als er so alt war,

wie jetzt unser Woldemar, ja, da stand er schon zwischen Marengo und Austerlitz.«

»Hören Sie, Lorenzen, Sie greifen aber hoch. Meine Schwester Adelheid wird sich Ihnen übrigens wohl anschließen und von heut ab eine

neue Zeitrechnung datieren. Ich nehm es ruhiger, trotzdem ich einsehe, daß es nach großer Auszeichnung schmeckt. Und ist er wieder zurück,

dann wird er auch allerlei Gutes davon haben. Aber so lang er drüben ist! Ich trauf der Sache nicht. Von Behagen jedenfalls keine Rede. Die

Vettern sind nun mal nicht zufrieden zu stellen; vielleicht ärgern sie sich, daß es draußen in der Welt auch noch ein Regiment Königin von

Großbritannien und Irland gibt. Das besorgen sie sich lieber selbst und nehmen so was, wenn andre damit kommen, wie 'ne Präntion.

Wie stehen denn Sie dazu. Sie haben die vielleicht in Ihr Hzz geschlossen wegen der vielen Dissenter. Ein Kardinal, der freilich auch

noch Gourmand war, soll mal gesagt haben: »Schreckliches Volk; hundert Sekten und bloß eine Sauce.«

»Ja,« lachte Lorenzen, »da bin ich freilich für die, wie Sie sagen, und gegen den Kardinal. Das mit den hundert Sekten

lass ich auf sich beruhen, (mein Geschmack, beiläufig, ist es nicht) aber unter allen Umständen bin ich für höchstens eine Sauce. Das ist das

einig Richtige, weil Gesunde. Die Dinge müssen in sich etwas sein, und wenn das zutrifft, so ist eigentlich jede »Sauce«, und nun gar erst die

Sauce im Plural, von vornherein schon gerichtet. Aber lassen wir den Kardinal und seine Gewagheiten und nehmen wir den Gegenstand seiner

Abneigung: England. Es hat für mich eine Zeit gegeben, wo ich bedingungslos dafür schwärmte. Nicht zu verwundern. Hieß es doch damals in

dem ganzen Kreise, drin ich lebte: »Ja, wenn wir England nicht mehr lieben sollen, was sollen wir dann überhaupt noch lieben?« Diese halbe Vergötterung

hab ich noch ehrlich mit durchgemacht. Aber das ist nun eine hübsche Weile her. Sie sind drüben so recklich runtergekommen, weil der Kult vor dem

goldenen Kalbe ständig wächst; lauter Jobbär und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen »Christus« und

meinen Kattun.«

»Is leider so, wenigstens nach dem bißchen, was ich davon weiß. Und alles in allem, und neuerdings erst recht, bin ich deshalb immer für

Rußland gewesen. Wenn ich da so an unsern Kaiser Nikolaus zurückdenke und an die Zeit, wo seine Uniform als Geschenk bei uns

eintraf und dann als Kircherstück in die Garnisonskirche kam. Natürlich in Potsdam. Wir haben war die Reliquien abgeschafft, aber wir haben

sie doch auf unsre Art, und ganz ohne so was geht es nu mal nicht. Mit dem alten Fritzten fing es natürlich an. Wir haben seinen Krüestock und

den Dreimaster und das Tüschentuch (na, das hätten sie vielleicht weglassen können), und zu den drei Stücken haben wir nu jetzt auch noch die

Nikolaus-Uniform.«

Lorenzen sah verlegen vor sich hin; etwas dagegen sagen, ging nicht, und zustimmen noch weniger.

Dubslav aber fuhr fort: »Und dann sind sie da forscher in Petersburg und geht alles mehr aus dem Vollen, auch wenn die beste Steine mitunter

schon rausgebrochen sind. So was kommt vor; is eben noch ein Naturvolk. Ich kann das »Schenken« eigentlich nicht leiden, es hat

so was von Bestechung und sieht aus wie 'n Trinkgeld. Und Trinkgeld ist noch schlimmer als Bestechung und paßt mir eigentlich ganz und gar nicht.

Aber es hat doch auch wieder was Angenehmes, solche. Wenn es einem gut geht, ist es ein Familiestück, und wenn es einem schlecht

geht, ist es 'ne letzte Zuflucht. Natürlich, ein ganz reinliches Gefühl hat man nicht dabei.«

Lorenzen blieb eine volle Stunde. Der Alte war immer froh, wenn sich ihm Gelegenheit bot, sich mal ausplaudern zu können, und heute standen ja die denkbar besten Themata zur Verfügung: Woldemar, England, Kaiser Nikolaus und dazwischen Tante Adelheid, über die war immer nur kurze Worte fielen, aber doch so, daß sie, weil spöttisch, die gute Laune des Alten wesentlich steigerten.

Und in dieser guter Laune war er auch noch, als er, um die fünfte Stunde seinen Eichenstock und seinen eingeknauschten Filzhut vom Riegel nahm, um

am See hin, in der Richtung auf Globow zu, seinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Unmittelbar am Südufer, da wo die Wand steil abfiel,

befand sich eine von Buchenzweigen überdacht Steinbank. Das war sein Lieblingsplatz. Die Sonne stand schon unterm Horizont, und nur das

Abendrot glühte noch durch die Bäume. Da saß er nun und überdachte sein Leben, Altes und Neues, seine Kindheits- und seine Leutnantstage,

die Tage kurz vor seiner Verheiratung, wo das junge blasse Fräulein, das seine Frau werden sollte, noch Lieblingshofdame bei der

alten Pfirzeß Karl war. All das zog jetzt wieder an ihm vorüber, und dazwischen seine Schwester Adelheid, in jenen Tagen noch leidlich gut

bei Weg, aber auch schon hart und herbe wie heute, so daß sie den reizenden Kerl, den Baron Krech, bloß weil er über

ein schon halbgestorbenes ›Verhältnis‹ und eine freilich noch fortlebende Vielchuld verfügte, durch ihre Tugend weggegrault hatte. Das waren die

alten Geschichten. Und dann wurde Woldemar geboren, und die junge Frau starb, und der Junge wuchs heran und lernte bei Lorenzen all das

dumme Zeug, das Neue (dran vielleicht doch was war), und nun fuhr er nach England rüber und war vielleicht schon in Köln und in ein

paar Stunden in Ostende.

Dabei sah er vor sich hin und malte mit seinem Stock Figuren in den Sand. Der Wald war ganz still; auf dem See schwanden die letzten roten

Lichter, und aus einiger Entfernung klangen Schläge herüber, wie wenn Leute Holz fällen. Er hörte mit halbem Ohr hin und sah eben auf

die von Globow her heraufführende schmale Straße, als er einer alten Frau von wohl siebzig gewahr wurde, die, mit einer mit Reisig bepackten Kiepe,

den leis ansteigenden Weg heraufkam, etliche Schritte vor ihr ein Kind mit ein paar Eziansäulen in der Hand. Das Kind, ein Mädchen,

mochte zehn Jahr sein, und das Licht fiel so, daß das blonde wirre Haar wie leuchtend um des Kindes Kopf stand. Als die Kleine bis

fast an die Bank heran war, blieb sie stehen und erwartete da das Näherkommen der alten Frau. Diese, die wohl sah, daß das Kind in Furcht

oder doch in Verlegenheit war, sagte: » Geih man vorupp, Agnes; he deiht di nix. «

Das Kind, sich bezwingend, ging nun auch wirklich, und während es an der Bank vorüberkam, sah es den alten Herrn mit großen klugen Augen

an.

Inzwischen war auch die Alte herangekommen.

»Na, Büschen,« sagte Dubsav, »habt Ihr denn auch bloß Bruchholz in Eurer Kiepe? Sonst packt Euch der Förster.«

Die Alte griente. »Jott, jnädiger Herr, wenn Se doabi sinn, denn wird he joa woll nich.«

«

»Na, ich denk auch; is immer nich so schlimm. Und wer is denn das Kind da?«

»Dat is joa Karlinens.«

»So, so, Karlinens. Is sie denn noch in Berlin? Und wird er sie denn heiraten? Ich meine den Rentzen in Globsow.«

»Ne, he will joa nich.«

»Is aber doch von ihm?«

»Joa, se seggt so. Awers he seggt, he wihr et nich.«

Der alte Dubsav lachte. »Na, hört, Büschen, ich kann's ihm eigentlich nich verdenken. Der Rentzen is ja doch ein ganz schwarzer Kerl. Un

nu seht Euch mal das Kind an.«

»Dat hebb ick ehr ook all seggt. Un Karline weet et ook nich so recht un lacht man ümmer. Un se brukt em ook nich.«

»Geht es ihr denn so gut?«

»Joa; man kann et binah seggen. Se plätt' ümmer. Alle söne plätten ümmer. Ick wihr ook dissen Summer mit Agnessen (se heet Agnes) in Berlin, un doa wihr'n wi joa tosamen in'n Zirkus. Un Karline wihr ganz fidel.«

»Na, das freut mich. Und Agnes, sagt Ihr, heißt sie. Is ein hübsches Kind.«

»Joa, det is se. Un is ook en gaudes Kind; se weent gliks un is immer so patschlich mit ehre lütten Hän'n. Sünne sinn immer so.«

»Ja, das is richtig. Aber Ihr müßt aufpassen, sonst habt Ihr 'nen Urenkel, Ihr wißt nicht wie. Na, gu'n Abend, Büschen.«

»'n Abend, jnäd'ger Herr.«

Der Baron Berchtesgaderische Wagen fuhr am Kronprinzen-Ufer vor und die Baronin, als sie gehört hatte, daß die Herrschaften

oben zu Hause seien, stieg langsam die Treppe hinauf, denn sie war nicht gut zu Fuß und ein wenig athmatisch. Armgard und Melusine begrüßten

sie mit großer Freude. »Wie gut, wie hübsch, Baronin,« sagte Melusine, »daß wir Sie sehn. Und wir erwarten auch noch Besuch. Wenigstens ich. Ich habe

solch Kribbeln in meinem kleinen Finger, und dann kommt immer wer. Wrschowitz gewiß (denn er war drei Tage lang nicht hier) und

vielleicht auch Professor Cujaciüs. Und wenn nicht der, so Dr. Pusch, den Sie noch nicht kennen, trotzdem Sie ihn eigentlich kennen müßten, — noch

alte Bekanntschaft aus Londoner Tagen her. Möglicherweise kommt auch Frommel. Aber vor allem, Baronin, was bringen Sie für

Wetter mit? Lizzi sagte mir eben, es neble so stark, man könne die Hand vor Augen nicht sehn.«

»Lizzi hat Ihnen ganz recht berichtet, der richtige London Fog, wobei mir natürlich Ihr Freund Stechlin einfällt. Aber über den

sprechen wir nachher. Jetzt sind wir noch beim Nebel. Es war draußen wirklich so, daß ich immer dachte, wir würden zusammenfahren; und am

Brandenburgertor, mit den großen Kandelabern dazwischen, sah es beinah aus wie ein Bild von Skarbina. Kennen Sie Skarbina?«

»Gewiß,« sagte Melusine, »den kenn' ich sehr gut. Aber allerdings erst von der letzten Ausstellung her. Und was, außer den Gaslaternen im Nebel, mir

so eigentlich von ihm vorschwebt, das ist ein kleines Bild: langer Hotelkorridor, Tür an Tür, und vor einer der vielen Türen

ein paar Damaststiefelchen. Reizend. Aber die Hauptsache war doch die Beleuchtung. Von irgend woher fiel ein Licht ein und vergoldete das

Gelbe, den Flur und die Stiefelchen.«

»Richtig,« sagte die Baronin. »Das war von ihm. Und gerade das hat Ihnen so sehr gefallen?«

»Ja. Was auch natürlich ist. In meinen italienischen Tagen — wenn ich von italienischen Tagen spreche, so meine ich übrigens nie meine

Verheiratungstage; während meiner Verheiratungstage hab ich Gott sei Dank so gut wie garnichts gesehn, kaum meinen Mann, aber freilich

immer noch zu viel — also während meiner italienischen Tage hab ich vor so vielen Himmelfahrten gestanden, daß ich jetzt für Stiefelchen im

Sonnenschein bin.«

»Ganz mein Fall, liebe Melusine. Freilich bin ich jetzt nebenher auch noch fürs Japanische: Wasser und drei Binsen und ein Storch daneben. In

meinen Jahren darf ich ja vom Storch sprechen. Früher hätt ich vielleicht Kranich gesagt.«

»Nein, Baronin, das glaub ich Ihnen nicht. Sie waren immer für das, was Sie jetzt Realismus nennen, was meistens mehr Ton und Farbe hat, und

erzählt gehört auch der Storch. Deshalb lieb ich Sie ja gerade so sehr. Ach, daß doch das Natürliche wieder obenauf käme.«

»Kommt, liebe Melusine.«

Melusines kribbelnder kleiner Finger behielt recht. Es kam wirklich Besuch, erst Wrschowitz, dann aber — statt der drei, die sie noch nebenher

genutmaßt hatte — nur Czako.

Der Empfang des einen wie des andern der beiden Herren hatte vorn im Damenzimmer stattgefunden, ohne Gegenwart des alten Grafen. Dieser erschien

erst, als man zum Tee ging; er hieß seine Gäste herzlich willkommen, weil er jederzeit das Bedürfnis hatte, von dem, was draußen in der Welt

vorging, etwas zu hören. Dafür sorgte denn auch jeder auf seine Weise: die Baronin durch Mitteilungen aus der oberen Gesellschaftssphäre,

Czako durch Avancements — und Demissionen und Wrschowitz durch »Kritik«. Alles, was zur Sprache kam, hatte für den alten Grafen

so ziemlich den gleichen Wert, aber das Liebste waren ihm doch die Hofnachrichten, die die Baronin mit glücklicher Ingeniertheit im besten gab.

Wendungen wie »ich darf mich wohl Ihrer Diskretion versichert halten« waren ihr gänzlich fremd. Sie hatte nicht bloß ganz allgemein den Mut

ihrer Meinung, sondern diesen Mut auch in betreff ihrer jedesmaligen Sozialgeschichte, von der man in der Regel freilich sagen durfte, daß sie desselben

bedürftig war.

»Sagen Sie, liebe Freundin,« begann der alte Graf, »was wird das jetzt so eigentlich mit den Briefen bei Hofe?«

»Mit den Briefen? O, das wird immer schöner.«

»Immer schöner?«

»Nun, immer schöner,« lachte hier die Baronin, »ist vielleicht nicht gerade das rechte Wort. Aber es wird immer geheimnisvoller. Und das

Geheimnisvolle hat nun mal das, worauf es ankommt, will sagen den Charme. Schon die beliebte Wendung »rätselhafte Frau« spricht dafür; eine Frau,

die nicht rätselhaft ist, ist eigentlich gar keine, womit ich mir persönlich freilich eine Art Todesurteil ausspreche. Denn ich bin alles, nur

kein Rätsel. Aber am Ende, man ist, wie man ist, und so muß ich dies Manko zu verwinden suchen Es heißt immer »üble Nachrede, drin

man sich mehr oder weniger mit Vorliebe gefalle, sei was Sündhaftes, Aber was heißt hier »üble Nachrede? Vielleicht ist das, was uns so

stückweise zu Gehör kommt, nur ein schwaches Echo vom Eigentlichen, und bedeutet eher ein zu wenig als ein zu viel. Im

übrigen, wie's damit auch sei, mein Sinn ist nun mal auf das Sensationelle gerichtet. Unser Leben verläuft, offen gestanden, etwas durchschnittsmäßig,

also langweilig, und weil dem so ist, setz ich getrost hinzu: »Gott sei Dank, daß es Skandale gibt. Freilich für Armgard ist so was nicht

ph. 12/12/12»
gesagt. Die darf es nicht hören.«

»Sie hört es aber doch,« lachte die Comtesse, »und denkt dabei: was es doch für sonderbare Neigungen und Glücke gibt. Ich habe für dergleichen gar kein Organ. Unsre teure Baronin findet unser Leben langweilig und solche Chronik interessant. Ich, umgekehrt, finde solche Chronik langweilig und unser alltägliches Leben interessant. Wenn ich den Rudolf unsers Portier Hartwig unten mit seinem Hoop – und seinen dünnen langen Berliner Beinen über die Straße laufen sehe, so find ich das interessanter als diese sogenannte

Courte.
Pikanterie.«

Melusine stand auf und gab Armgard einen Kuss. »Du bist doch deiner Schwester Schwester, oder mein Erziehungsprodukt, und zum erstenmal in

meinem Leben muß ich meine teure Baronin ganz im Stiche lassen. Es ist nichts mit diesem Klatsch, es kommt nichts dabei heraus.«

»Ach, liebe Melusine, das ist durchaus nicht richtig. Es kommt umgekehrt sehr viel dabei heraus. Ihr Barbys seid alle so sorecklich diskret und ideal,

aber ich für mein Teil ich bin anders und nehme die Welt, wie sie ist; ein Bier und ein Schnaderhüpfel und mal ein Haberfeldtreiben, damit

kommt man am weitesten. Was wir da jetzt hier erleben, das ist auch solch Haberfeldtreiben, ein Stück Fehme.«

»Nur keine heilige.«

»Nein,« sagte die Baronin, »keine heilige. Die Fehme war aber auch nicht immer heilig. Habe mir da neulich erst den Götz wieder

angesehen, bloß wegen dieser Scene. Die Poppe beiläufig vorzüglich. Und der schwarze Mann von der Fehme soll im Urtext noch viel schlimmer

gewesen sein, so daß man es (Goethe war damals noch sehr jung) eigentlich kaum lesen kann. Ich würde mir's aber doch getrauen. Und nun wend'

ich mich an unsre Herren, die dies diffizile Kapffeld, ich weiß nicht ritterlicher- oder unritterlicherweise, mir ganz allein überlassen haben. Dr.

»rschwitz, wie denken Sie darüber?«

»Ich denke darüber ganz wie gnädige Frau. Was wir da lesen wie Runenschrift

... nein, nicht wie Runenschrift ... (rschwitz) unterbrach ich hier mißmutig über sein eignes Hineingeraten in's

Skandinavische) ... was wir da lesen in Briefen vom Hofe, das ist Krittikk. Und weil es

Krittikk ist, ist es gutt. Mag es auch sein Mißbrauch von Krittikk. Alles hat Miß-

brauch. Gerechtigkeit hat Mißbrauch, Kirche hat Mißbrauch, Krittikk hat Miß-

brauch. Aber trotzdem. Auf die Fehme kommt es an, und das große Messer

muß wieder stecken im Baum. «

» Brrr, « sagte Czako, was ihm einen ernsten Augenschlag von Wrschowitz eintrug. —

Als man sich nach einer halben Stunde von Tisch erhoben hatte, wechselte man den Raum und begab sich in das Damezimmer zurück, weil der alte Graf etwas Musik hören und sich von Armgards Fortschritten überzeugen wollte. »Dr. Wrschowitz hat vielleicht die Güte, dich zu begleiten.«

So folgte denn ein Quatremains — und als man damit aufhörte, nahm der alte Barby Veranlassung, seiner Vorliebe für solch

vierhändiges Spiel Ausdruck zu geben, was Wrschowitz, dessen Künstlerüberheblichkeit keine Grenzen kannte, zu der ruhig lächelnden Gegenbemerkung veranlaßte, daß man dieser Auffassung bei Dilettanten sehr häufig begegne. Der alte Graf, wenig befriedigt von dieser »Kritikk«, war doch

andererseits viel zu vertraut mit Künstlerallüren im allgemeinen und mit den Wrschowitzschen im besonderen, um sich ernstlich über solche Worte zu verwunden.

Er begnügte sich vielmehr mit einer gemessenen Verbeugung gegen den Musikdoktor und zog, auf einer neberstehenden Platz nehmend,

die gute Frau von Berchtesgaden ins Gespräch, von der er wußte, daß ihre Munterkeiten nie den Charakter »goldener Rücksichtslosigkeiten« annahmen.

Wrschowitz seinerseits war an dem aufgeklappten Flügel stehen geblieben, ohne jede Spur von Verlegenheit, so daß ein Sichkümmern um ihn

eigentlich nicht nötig gewesen wäre. Trotzdem hielt es Czako für angezeigt, sich seiner anzunehmen und dabei die herkömmliche Frage zu tun

»Ob er, der Herr Dr. Wrschowitz, sich schon in Berlin eingelebt habe?«

»Hab' ich, « sagte Wrschowitz kurz.

»Und beklagen es nicht, Ihr Zelt unter uns aufzuschlagen zu haben?«

»Au contraire. Berlin eine schöne Stadt, eine serr gutte Stadt. Eine serr gutte Stadt pour moi en particulier et pour les étrangers en général. Eine serr gutte Stadt, weil es hat Musikk und weil es hat Krittik.«

»Ich bin beglückt, Dr. Wrschowitz, speziell aus Ihrem Munde so viel Gutes über unsre Stadt zu hören. Im allgemeinen ist die slavische, besonders die

töchechische Welt ...«

»O, die töchechische Welt.«

»Es ist sehr selten, in nationalen Fragen einem so freien Drückerstehn zu begegnen ... Aber wenn es Ihnen recht ist, Dr. Wrschowitz, wir

stehen hier wie zwei Schildhalter neben diesem aufgeklappten Klavier, — vielleicht daß wir uns setzen könnten. Gräfin Melusine lügt ohnehin schon nach

uns aus.« Und als Wrschowitz seine Zustimmung zu diesem Vorschlage Czakos ausgedrückt hatte, schritten beide Herren vom Klavier her auf den

Kamin zu, vor dem sich die Gräfin auf einem Fauteuil niedergelassen hatte. Neben ihr stand ein Marmortischchen, drauf sie den linken

Arm stützte.

»Nun endlich, Herr vor Czako. Vor allem aber rücken Sie Stühle heran. Ich sah die beiden Herren in einem ascheinend intimen Gespräche.

Wenn es sich um etwas handelte, dran ich teilnehmen darf, so gönnen Sie mir diesen Vorzug. Papa hat sich, wie Sie sehn, mit der Baronin

engagiert, ich denke mir über berechnete bairische Eigentümlichkeiten, und Armgard denkt über ihr Spiel nach und all die falschen Griffe. Was

müssen Sie gelitten haben, Wrschowitz. Und nun noch einmal, Hauptmann Czako, worüber plauderten Sie?»

»Berlin.«

»Ein unerschöpfliches Thema für die.«

»Worauf Dr. Wrschowitz zu meinem Staunen erzählte. Denken Sie sich, gnädigste Gräfin, er schien alles loben zu wollen. Allerdings

waren wir erst bei Musik und Kritik. Über die Menschen noch kein Wort.«

»O, Wrschowitz, das müssen Sie nachholen. Ein Fremder sieht mehr als ein Einheimischer. Also frei weg und ohne Scheu. Wie

sind die Vornehmen? Wie sind die kleinen Leute?»

Wrschowitz wiegte den Kopf hin und her, als ob er überlege, wie weit er in seiner Antwort gehen könne. Dann mit einem Male schien er

einen Entschluß gefaßt zu haben und sagte: »Oberklasse gutt, Unterklasse serr gutt; Mittelklasse

nicht serr gutt.«

»Kann ich stimmen,« lachte Melusine. »Fehlen nur noch ein paar Details. Wie wär es damit?«

»Mittelklassberliner findet gutt, was er sagt, aber findet nicht gutt, was sagt ein anderer.«

Czako, trotzdem er sich getroffen fühlte, nickte.

»Mittelklassberliner, wenn spricht anderer, fällt in Krampf. In versteckten Krampf oder auch in nicht versteckten Krampf. In verstecktem Krampf ist er ein Bild des Jammers, in nicht verstecktem Krampf ist er ein Affront.«

»Brav, Wrschowitz. Aber mehr. Ich bitte.«

»Berliner, immer an der Spitze. So wenigstens glaubt er. Berliner immer Held. Berliner weiß alles, findet alles, entdeckt alles. Erst Borsig, dann Stephenson,

erst Rudolf Herzog, dann Herzog Rudolf, erst Pfefferkühler Hildebrand,
dann Papst Hildebrand.«

»Nicht beschmeichelt, aber ähnlich. Und nun, Wrschowitz, noch eins, dann sind Sie wieder frei ... Wie sind die Damen?«

»Ach, gnädigste Gräfin ...«

»Nichts, nichts. Die Damen.«

»Die Damen. O, die Damen serr gutt. Aber nicht spezifisch. Speziffisch in
Berlin bloß die Madamm.«

»Da bin ich aber doch neugierig.«

»Speziffisch bloß die Madamm. Ich war, gnädigste Gräfin, in Pettersburg und
ich war in Moscou. Und war in Budapest. Und war auch in Saloniki. Ah, Saloniki! Schöne Damen von Helikon und

schöne Damen von Libanon, hoch und schlank wie die Ceder. Aber keine Madamm. Madamm nirgendwo; Madamm bloß in Berlin.«

»Aber Wrschowitz, es müssen doch schließlich Ähnlichkeiten da sein. Eine Madamm ist doch immerhin auch eine Dame, wenigstens eine Art Dame.

Schon das Wort spricht es aus.«

»Nein, gnädigste Gräfin; rien du tout. Dame! Dame denkt an Galan, Dame
denkt an Putz; oder vielleicht auch an Divorçons. Aber Madamm denkt bloß
an Rike draußen und mitunter auch an Paul. Und wenn sie zu Paul spricht, der
ihr Jüngster ist, so sagt sie: »Jott, dein Vater.« Oh, die Madamm! Einige sagen,
sie stürbe aus, andre sagen, sie stürbe nie.«

»Wrschowitz,« sagte Melusine »wie schade, daß die Baronin und Papa nicht zugehört haben, und daß unser Freund Stechlin, der solche Themata liebt,

nicht hier ist. Übrigens hatten wir heut ein Telegramm von ihm. Haben Sie vielleicht auch Nachricht, Herr Hauptmann?«

»Heute, gnädigste Gräfin. Und auch ein Telegramm. Ich hab es mitgebracht, weil ich an die Möglichkeit dachte ...«

»Bitte, lesen.«

Und Czako las: »London, -Hotel. Alles über Erwarten groß. Sieben übergeßliche Tage.

schön. Windsor schöner. Und die Nelsonsäule vor mir. Ihr vor St.«

26. Melusine lachte. »Das hat er uns auch telegraphiert.«

»Ich fand es wenig,« stotterte Czako verlegen und als Doublette find ich es noch weniger. Und ein Mann wie Stechlin, ein Mann in Mission!

Und jetzt sogar unter den Augen Ihrer Majestät von Großbritannien und Indien.«

Alles stimmte dem, »daß es wenig sei«, u. Nur der alte Graf wollte davon nichts wissen.

»Was verlangt Ihr? Es ist umgekehrt ein sehr gutes Telegramm, weil ein richtiges Telegramm; Windsor, Nelsonsäule. Soll

er etwa telegraphieren, daß er sich sehnt, uns wieder zu sehn? Und das wird er nicht einmal können, so riesig verwöhnt er jetzt ist. Ihr werdet Euch

alle sehr zusammennehmen müssen. Auch du, Melusine.«

»Natürlich, ich am meisten.«

Verlobung. Weihnachtsreise nach Stechlin.

Handwritten signature
Fünfundwanzigstes Kapitel.

Drei Tage später war Woldemar zurück und meldete sich für den nächsten Abend am Kronprinzenufer an. Er traf nur die beiden Damen, die, Melusine voran, kein Hehl aus ihrer Freude machten. »Papa läßt Ihnen sein Bedauern aussprechen, Sie nicht gleich heute mitbegrüßen zu können. Er ist bei den Berchtesgadens zu Spielpartie, bei der er natürlich nicht fehlen durfte. Das ist »Dienst«, weit strenger als der Ihrige. Wir haben Sie nun ganz allein, und das ist auch etwas Gutes. An Besuch ist kaum zu denken; Rex war erst gestern auf eine kurze Visite hier, etwas steif und formell wie gewöhnlich, und mit Ihrem Freunde Czako haben wir letzten Sonnabend eine Stunde verplaudern können. Wrschowitz war an demselben Abend auch da; beide treffen sich jetzt öfter und vertragen sich besser als ich bei Beginn der Bekanntschaft dachte. Wer also sollte noch kommen? ... Und nun setzen Sie sich, um Ihr Reisefüllhorn über uns auszuschütten; — die Füllhörner, die jetzt Mode sind, sind meist Bonbontüten, und genau so erwart' ich auch von Ihnen. Sie sollten mir in einem Briefe von den Engländerinnen schreiben. Aber wer darüber nicht schrieb, das waren Sie wenn wir uns auch erschließen wollen, Ihr Telegramm für voll anzusehn.« Und dabei lachte Melusine. »Vielleicht haben Sie uns in unsrer Eitelkeit nicht kränken wollen. Aber offen Spiel ist immer das beste. Wovon Sie nicht geschrieben, davon müssen Sie jetzt sprechen. Wie war es drüben? Ich meine mit der Schönheit.«

»Ich habe nichts Einzelnes gesehn, was mich frappiert oder gar hungerissen hätte.«

»Nichts Einzelnes. Soll das heißen, daß Sie dafür das Ganze beinah bewundert haben, will also sagen, die weibliche Totalität?«

»Fast könnt' ich dem zustimmen. Ich erinnere mich, daß mir vor Jahr und Tag schon ein Freund einmal sagte, »in der ganzen Welt fände man, Gott sei Dank, schöne Frauen, aber nur in England seien die Frauen überhaupt schön.««

»Und das haben Sie geglaubt?«

»Es liegt eigentlich schlimmer, gnädigste Gräfin. Ich hab es nicht geglaubt; aber ich hab es, meinem Nichtglauben zum Trotz, nachträglich bestätigt gefunden.«

»Und Sie schäudern nicht vor solcher Übertreibung?«

»Ich kann es nicht, so sehr ich gerade hier eine Verpflichtung dazu fühle ...«

»Keine Bestechungen.«

»Ich soll chaudern vor einer Übertreibung,« fuhr Woldemar fort. »Aber Sie werden mir, Frau Gräfin, dies chaudern vielleicht erlassen, wenn ich Erklärungen abgegeben haben werde. Der Englandschwärmer, den ich da vorhin zitierte, war ein Freund von gespitzten Sätzen, und gespitzte Sätze darf man nie wörtlich nehmen. Und am wenigsten auf diesem diffizilen Gebiete. Nirgends in der Welt blühen Schönheit wie die gelben Butterblumen so leicht; wirkliche Schönheit sind schließlich immer Seltenheiten. Wären sie nicht selten, so wären sie nicht schön, oder wir fänden es nicht, weil wir einen andern Maßstab hätten. All das steht fest. Aber es gibt doch Durchschnittsvorzüge, die den Typus des Ganzen bestimmen, und diesem Maße nicht geradezu frapperender, aber doch immerhin noch sehr gefälliger Durchschnittsschönheit, dem bin ich drüben begegnet.«

»Ich lass' es mit dieser Einschränkung gelten, und Sie werden in Papa, mit dem wir oft darüber streiten, einen Anwalt für ihre Meinung finden. Durchschnittsvorzüge. Abgegeben. Aber was sich darin ausdrückt, das beinahe Unpersönliche, das Typische ...«

Melusine schrak in diesem Augenblick leise zusammen, weil sie draußen die Klingel gehört zu haben glaubte. Wirklich, Jeserich trat ein und meldete: Professor Cujacius. »Um Gottes willen,« entfuhr es der Gräfin, und die kleine Pause benutzend, die ihr noch blieb, flüsterte sie Woldemar zu: »Cujacius ... Malerprofessor. Er wird über Kunst sprechen; bitte, widersprechen Sie ihm nicht, er gerät dabei so leicht in Feuer oder in mehr als das.« Und kaum, daß Melusine so weit gekommen war, erschien auch schon Cujacius und schritt unter racher Verbeugung gegen Armgard auf die Gräfin zu, dieser die Hand zu küssen. Sie hatte sich inzwischen gesammelt und stellte vor: »Professor Cujacius, ... Rittmeister von Stechlin.« Beide verneigten sich gegeneinander, Woldemar ruhig, Cujacius mit dem ihm eignen superioren Apostelausdruck, der, wenn auch ungewollt, immer was Provozierendes hatte. »Bin,« so ließ er sich mit einer gewissen Kondescen vernehmen, »durch Gräfin Melusine ganz auf dem Laufenden. Abordnung, England, Windsor. Ich habe Sie beneidet, Herr Rittmeister. Eine so schöne Reise.«

»Ja, das war sie, nur leider zu kurz, so daß ich intimen Dingen, beispielsweise der englischen Kunst, nicht das richtige Maß von Aufmerksamkeit widmen konnte.«

»Worüber Sie sich getrösten dürfen. Was ich persönlich an solcher Reise jedem beneiden möchte, das sind ausschließlich die großen Gesamteindrücke, der Hof und die Lords, die die Geschichte des Landes bedeuten.«

»All das war auch mir die Hauptsache, muß es sein. Aber ich hätte mich dem ohnerachtet auch gern um Künstlerisches gekümmert, speziell um Malerisches. So zum Beispiel um die Schule der Präraffaeliten.«

»Ein überwundener Standpunkt. Einige waren da, deren Auftreten auch von uns (ich spreche von den Künstlern meiner Richtung) mit Aufmerksamkeit und selbst mit Achtung verfolgt wurde. So beispielsweise Millais ...«

»Ah, der . Sehr wahr. Ich erinnere mich seines bedeutendsten Bildes, das leider nach Amerika hin verkauft wurde. Wenn ich nicht irre, zu einem

enormen Preise.«

Cujacius nickte. »Mutmaßlich das vielgefeierte ›Angelusbild‹, was Ihnen vorschwebt, Herr Rittmeister, eine von Händlern heraufgepuffte

Marktware, für die Sie glücklicherweise den englischen Millais, will also sagen, den nicht verantwortlich machen

dürfen. Der Millet, der für eine, wie Sie schon bemerkten, lächerlich hohe Summe nach Amerika hin verkauft wurde, war ein

Vollblutpariser oder wenigstens Franzose.«

Woldemar geriet über diese Verwechslung in eine kleine Verlegenheit, die Damen mit ihm, alles sehr zur Erbauung des Professors, dessen nach

wachsendes Überlegenheitsgefühl unter dem Eindruck dieses Fauxpas immer neue Blüten übermütiger Laune trieb. »Im übrigen sei mir's verziehen,« fuhr

er, immer leuchtender werdend, fort, »wenn ich mein Urteil über beide kurz dahin zusammenfasse: sie sind einander wert und die zwei

großen westlichen Kulturvölker mögen sich darüber streiten, wer von ihnen am meisten genasführt wurde. Der französische ist

eine Null, ein Zwerg, neben dem der englische vergleichsweise zum Riesen anwächst, wohlverstanden vergleichsweise. Trotzdem, wie mir

gestattet sein mag zu wiederholen, war er zu Beginn seiner Laufbahn ein Gegenstand unsrer hiesigen Aufmerksamkeit. Und mit Recht. Denn das

Präraffaelitentum, als dessen Begründer und Vertreter ich ihn ansehe, trug damals einen Zukunftskeim in sich; eine große Revolution

schien sich anbahnen zu wollen, jene große Revolution, die Rückkehr heißt. Oder wenn Sie wollen »Reaktion«. Man hat

vor solchen Wörtern nicht zu erschrecken. Wörter sind Kinderklappen.«

»Und dieser englische Millais, den mit dem französischen verwechselt zu haben ich aufrichtig bedaure, dieser

große Reformator, ist, wenn ich Sie recht verstehe, sich selber Untreu geworden.«

»Man wird dies sagen dürfen. Er und seine Schule verfielen in Excentricitäten. Die Lucht ging verloren und das straft sich auf jedem Gebiet. Was da

neuerdings in der Welt zusammengekleckst wird, einmal in der schottischen und amerikanischen Schule, die sich jetzt auch bei uns breit zu machen

sucht, das ist der Überschwang einer an sich beachtenswerten Richtung. Der Zug, der unter Mitteldampf gut und erfreulich fuhr, unter Doppeldampf (und das

reicht noch nicht einmal aus) ist er entgleist; er liegt jetzt neben den Schienen und pustet und keucht. Und ein Jammer nur, daß seine Heizer

nicht mit auf dem Platze geblieben sind. Das ist der Fluch der bösen Tat ... ich verzichte darauf, in Gegenwart der Damen das Citat zu Ende zu führen.«

Eine kleine Pause trat ein, bis Woldemar, der einsah, daß irgend was gesagt werden müsse, sich zu der Bemerkung aufraffte: »Von Neuere[n] hab

ich eigentlich nur Seestücke kennen gelernt; dazu die Phantastika des Malers William Turner, leider nur flüchtig. Er hat die »drei

Woldemar, die Honneurs des Hauses machend, was er bei seiner intimen Stellung durfte, hatte den Professor bis auf den Korridor

geleitet und ihm hier den Künstlermantel übergeben, den er, in unverändertem Schnitt, seit seinen Romtagen trug. Es war ein Radmantel. Dazu

ein Kalabreser von Seidenfilz.

»Er ist doch auf seine Weise nicht übel,« sagte Woldemar, als er bei den Damen wieder eintrat. »An einem starken Selbstbewußtsein, dran er wohl

leidet, darf man heututage nicht Anstoß nehmen, vorausgesetzt, daß die Tatsachen es einigermaßen rechtfertigen.«

»Ein starkes Selbstbewußtsein ist nie gerechtfertigt,« sagte Armgard, »Bismarck vielleicht ausgenommen. das heißt also in jedem Jahrhundert

einer.«

»Wonach Cujacius günstigstenfalls der zweite wäre,« lachte Woldemar. »Wie steht es eigentlich mit ihm? Ich habe nie von ihm gehört, was

aber nicht viel besagen will, namentlich nachdem ich und glücklich verwechselt habe. Nun geht alles so in einem hin. Ist er ein

Mann, den ich eigentlich kennen müßte?«

»Das hängt ganz davon ab,« sagte Melusine, »wie Sie sich einsetzen. Haben Sie den Ehrgeiz, nicht bloß den eigentlichen alten Giotto von

Florenz kennen, sondern auch all die, die neuerdings in Ostelbien von Rittergut zu Rittergut ziehn, um für Kunst und

Christentum ein übriges zu leisten, so müssen Sie Cujacius freilich kennen. Er hat da die große Lieferung; ist übrigens lange nicht der schlimmste. Selbst

seine Gegner, und er hat deren ein gerüttelt und geschüttelt Maß, stehen ihm ein hübsches Talent zu, nur verdirbt er alles durch seinen Dünkel. Und

so hat er denn keine Freunde, trotzdem er beständig von Richtungsgenossen spricht und auch heute wieder sprach. Gerade diese Richtungsgenossen

aber hat er aufs entschiedenste gegen sich, was übrigens nicht bloß an ihm, sondern auch an den Genossen liegt. Gerade die, die dasselbe Ziel verfolgen,

bekämpfen sich immer am heftigsten untereinander, vor allem auf christlichem Gebiet, auch wenn es sich nicht um christliche Dogmen, sondern bloß um

christliche Kunst handelt. Zu des Professors Lieblingswendungen zählt die, daß er »in der Tradition stehe«, was ihm indessen nur Spott und

Achselzucken einträgt. Einer seiner Richtungsgenossen, — als ob er mich persönlich dafür hätte verantwortlich machen wollen, —

fragte mich erst neulich voll ironischer Teilnahme: »steht denn Ihr Cujacius immer noch in der Tradition?« Und als ich ihm antwortete: »Sie

spötteln darüber, hat er denn aber keine?« bemerkte dieser Spezialkollege: »Gewiß hat er eine Tradition, und das ist seine eigene.

Seit fünfundvierzig Jahren malt er immer denselben Christus und bereist als Kunst-, aber fast auch schon als Kirchen-Fanatiker, die ihm

hergestellten Provinzen, so daß man betreffs seiner beinah sagen kann: »Es predigt sein Christus allerorten, ist aber drum nicht schöner

geworden.«

»Melusine, du darfst so nicht weiter sprechen,« unterbrach hier Armgard. »Sie wissen übrigens, Herr von Stechlin, wie's hier geht, und daß ich meine

ältere Schwester, die mich erzogen hat, (hoffentlich gut,) jetzt nachträglich mitunter meinerseits ziehen muß.« Dabei reichte sie Melusine die Hand.

»Eben erst ist er fort, der arme Professor, und jetzt schon so schlechte Nachrede. Welchen Trost soll sich unser Freund Stechlin daraus schöpfen? Er

wird denken: heute dir, morgen mir.«

»Du sollst in allem recht haben, Armgard, nur nicht in diesem letzten. Schließlich weiß doch jeder, was er gilt, ob er geliebt wird oder nicht,

vorausgesetzt, daß er ein Gentleman und nicht ein Gigerl ist. Aber Gentleman. Da hab ich wieder die Einhake-Ose für England. Das

Schönheitskapitel ist erledigt, war ohnehin nur Caprice. Von all dem andern aber, das schließlich doch wichtiger ist, wissen wir noch immer

so gut wie gar nichts. Wie war es in Tower? Und hab ich recht behalten mit Traitors Gate?«

»Nur in einem Punkt, Gräfin, in Ihrem Mißtrauen gegen meine Phantasie. Die versagte da total, wenn es nicht doch vielleicht an der Sache selbst,

also an Traitors Gate, gelegen hat. Denn an einer anderen Stelle konnte ich mich meiner Phantasie beinah berühren und am meisten

da, wo, (wie mir übrigens nur zu begreiflich,) auch Sie persönlich mit so viel Vorliebe verweilt haben.«

»Und welche Stelle war das?«

»Waltham-Abbey.«

»Waltham-Abbey? Aber davon weiß ich ja gar nichts. Waltham-Abbey?«

»Und doch weiß ich bestimmt, daß mir Ihr Herr Papa gerade am Abend vor meiner Abreise sagte: »das muß Melusine wissen; die weiß ja

dort überall Bescheid und kennt, glaub ich, besser, als Treptow oder Straßau.«

»So bilden sich Renommees,« lachte Melusine. »Der Papa hat das auf gut Glück hin gesagt, hat bloß ein beliebiges Beispiel herausgegriffen. Und nun

diese Tragweite! Lassen wir das aber und sagen Sie mir lieber: was ist Waltham-Abbey? Und wo liegt es?«

»Es liegt ganz in der Nähe von London und ist eine Nachmittagsfahrt, etwa wie wenn man das Mausoleum in Charlottenburg besucht oder

das in der Potsdamer Friedenskirche.«

»Hat es denn etwas von einem Mausoleum?«

»Ja und nein. Der Derstein fehlt, aber die ganze Kirche kann als ein Denkmal gelten.«

»Als ein Denkmal für wen?«

»Für König Harald.«

»l ~ ~ edithas 2 alle Hastings?«
»Für den, den Editha Schwanenhals auf dem Schlachtfelde von suchte?«

»l zu.«
»Für denselben.«

»Ich habe während meiner Londoner Tage das Bild von Horace Vernet gesehen, das den Moment darstellt, wo die schöne Col de Cygne zwischen den Toten umhertrotzt. Und ich erinnere mich auch, daß zwei Mönche neben ihr hertritten. Aber weiter weiß ich nichts. Und am wenigsten weiß ich, was daraus wurde.«

»Was daraus wurde, — das ist eben der Schlußakt des Dramas. Und dieser Schlußakt heißt Waltham-Abbey. Die Mönche, deren Sie sich erinnern, und die da neben Editha hertritten, das waren Mönche, und als sie schließlich gefunden hatten, was sie suchten, legten sie den König auf dichtes Erdbeizweig und trugen ihn den weiten Weg bis nach Waltham-Abbey zurück. Und da begruben sie ihn.«

»Und die Stätte, wo sie ihn begruben, die haben Sie besucht?«

»Nein, nicht sein Grab; das existiert nicht. Man weiß nur, daß man ihn dort überhaupt begrub. Und als ich da, die Sonne ging eben unter, in einem uralten Lindengange stand, zwischen Grabsteinen links und rechts und das Abendläuten von der Kirche her begann, da war es mir, als käme wieder der Zug mit den Mönchen den Lindengang herauf, und ich sah Editha und sah auch den König, trotzdem ihn die Zweige halb verdeckten. Und dabei (wenn auch eigentlich der Papa schuld ist und nicht Sie, Gräfin) gedachte ich Ihrer in alter und neuer Dankbarkeit.«

»Und daß Sie mich besiegt haben. Aber das sage nur ich. Sie sagen es natürlich nicht, denn Sie sind nicht der Mann, sich eines Sieges zu rühmen, noch dazu über eine Frau. Waltham-Abbey, — kennt' ich nun, und an Ihre Phantasie glaube ich von heute an, trotzdem Sie mich mit im Stiche gelassen. Daß sie nebenher noch, und zwar Armgard zu Ehren, in Martins le Grand waren, dessen bin ich sicher und ebenso, daß Sie Papas einzige Forderung erfüllt und der Kapelle Heinrichs des Siebenten Ihren Besuch gemacht haben, diesem Wunderwerk der

Tudors. Welchen Eindruck hatten Sie von der Kapelle?

»Den denkbar großartigsten. Ich weiß, daß man die herabhängenden Trichter, die sie Tromben nennen, schön gefunden hat, aber ästhetische Vorschriften existieren für mich nicht. Was auf mich wirkt, wirkt. Ich konnte mich nicht satt sehen daran. Trotzdem, das Eigentümliche war doch noch wieder ein andres und kam erst, als ich da zwischen den Sarkophagen der beiden feindlichen Königinnen stand. Ich wüßte nicht, daß etwas je so beweglich und eindringlich zu mir gepredigt hätte, wie gerade diese Stelle.«

»Und was war es, was Sie da so bewegte?«

»e b. > j q u l e n n o p b e l , c p l . « D a s G e f ü h l : z w i s c h e n d i e s e n b e i d e n G e g e n s ä t z e n p e n d e l t d i e W e l t g e s c h i c h t e . U n ä c h s t f r e i l i c h s c h e i n e n w i r d a n u r d e n G e g e n s a t z z w i s c h e n K a t h o l i z i s m u s

- l y n o b o / 2 , u c e s 2 0 (c / ~ \sqrt{f p e}) 2 r i d r o e n d e n u n d P r o t e s t a n t i s m u s u h a b e n , a b e r w e i t d a r ü b e r h i n a u s (w e i l n i c h t a n O r t u n d Z e i t g e b ü n d e n) h a b e n w i r b e i t i e f e r g e h e n d e r B e t r a c h t u n g d e n

n o j l e u f - u h e l z u n - n o j - e i ' b e c r e m b e n l e g t . 2 2 0 t h , q G e g e n s a t z v o n L e i d e n s c h a f t u n d B e r e c h n u n g v o n S c h ö n h e i t u n d K l u g h e i t . U n d d a s i s t d e r G r u n d , w a r u m d a s I n t e r e s s e d a r a n n i c h t a u s t i r b t . E s s i n d g r o ß e T y p e n , d i e s e

l e a n n e n . «
f e i n d l i c h e n K ö n i g i n n e n . «

l e g t g r e e s t 2 0 , ' e n s , E 1 0 2 2 4 / u n n i : » - n , n o r e , o , l c h s ~
B e i d e S c h w e s t e r n s c h w i e g e n . D a n n s a g t e M e l u s i n e , d e r d a r a n l a g , w i e d e r i n s H e i t e r e h i n ü b e r u l e n k e n : » U n d n u n , A r m g a r d , s a g e , f ü r w e l c h e v o n d e n

l e a n n e n b e i ? «
b e i d e n K ö n i g i n n e n b i s t d u ? «

» l . - l . i . l . n o l i e . p o 2 . d e n n d e i , v u u e n , 2 -
N i c h t f ü r d i e e i n e u n d n i c h t f ü r d i e a n d r e . N i c h t e i n m a l f ü r b e i d e . G e w i ß s i n d e s T y p e n . A b e r e s g i b t a n d r e , d i e m i r m e h r b e d e u t e n , u n d , u m e s

n o j o n , o p p s w ~ . v u s o p p s r e . h e n - ' n e l n u m e n e n y
k u r z u s a g e n , E l i s a b e t h v o n T h ü r i n g e n i s t m i r l i e b e r a l s E l i s a b e t h v o n E n g l a n d . A n d e r n l e b e n u n d d e r A r m u t d a s B r o t g e b e n - d a r i n a l l e i n r u h t

e n . 2 2 0 l e i v e v e n t . u n d j i . e s 2 2 e . «
d a s G l ü c k . I c h m ö c h t e , d a ß i c h m i r d a s e r r i n g e n k ö n n t e . A b e r m a n e r r i n g t s i c h n i c h t s . A l l e s i s t G n a d e . «

» e b - r e , « s t 2 0 , c w e b j u , m u n g e n j e . » e t ' 2 l ~ r e l z e j t e .
» D u b i s t e i n K i n d , « s a g t e M e l u s i n e , w ä h r e n d s i e s i c h m ü h t e , i h r e r B e w e g u n g H e r r u w e r d e n . » D u w i r s t n o c h U n t e r d e n L i n d e n f ü r G e l d g e z e i g t w e r d e n .

s ' ~ o ' , r e h s D a h o m e y , s ' r e g . «
A u f d e r e i n e n S e i t e d i e M ä d c h e n v o n , a u f d e r a n d e r n d u . «

g h r . n o r e n p e j l s ~ n e . a n g j u e n - c e n b t , e .
S t e c h l i n g i n g . A r m g a r d g a b i h m d a s G e l e i t b i s a u f d e n K o r r i d o r . E s w a r e i n e V e r l e g e n h e i t z w i s c h e n b e i d e n , u n d W o l d e m a r f ü h l t e , d a ß e r

n o o n v . » c h h o o r j e 6 2 . «
e t w a s s a g e n m ü s s e . » W e l c h e l i e b e n s w ü r d i g e S c h w e s t e r S i e h a b e n . «

n o r e n . » b e p l l b r d . «
A r m g a r d e r r ö t e t e . » S i e w e r d e n m i c h e i f e r s ü c h t i g m a c h e n . «

» o m , 3 u o ? «
» W i r k l i c h , C o m t e s s e ? «

» I ... 2 2 . «
» V i e l l e i c h ... G ü t e N a c h t . «

2 2 0 f e p h o o r n e n 2 u ' j e - l e c e f j . n o r e a n b , - 2 0
E i n e h a l b e S t u n d e s p ä t e r s a ß M e l u s i n e n e b e n d e m B e t t d e r S c h w e s t e r u n d b e i d e p l ä u d e r t e n n o c h . A b e r A r m g a r d w a r e i n s i l b i g , u n d M e l u s i n e

u n t c , e , j e n o s 2 2 2 .
b e m e r k t e w o h l , d a ß d i e S c h w e s t e r e t w a s a u f d e m H e z e n h a b e .

» c o 2 e , n o r e j e b - j f , - o n o c . «
» W a s h a s t d u , A r m g a r d ? D u b i s t s o a b s t r e u t , s o w i e a b w e s e n d . «

» 1 c o - l . n 1 2 2 l b ... «
» I c h w e i ß e s n i c h t . A b e r i c h g l a u b e f a s t ... «

» n c o ? «
» N u n w a s ? «

» 1 2 2 l b , 1 v u d . «
» I c h g l a u b e f a s t , i c h b i n v e r l o b t . «

Und was die jüngere Schwester der älteren angeflüstert hatte, das wurde wahr und schon wenige Tage nach diesem ersten Wiedersehen waren Armgard und Woldemar Verlobte. Der alte Graf sah einen Wunsch erfüllt, den er seit lange gehegt und Melusine küßte die Schwester mit einer Herzlichkeit,

als ob sie selber die Glückliche wäre.

»Du gönnst ihn mir doch?«

»Ach, meine liebe Armgard,« sagte Melusine, »wenn du wüßtest! Ich habe nur die Freude, du hast auch die Last.«

An demselben Abende noch, wo die Verlobung stattgefunden hatte, schrieb Woldemar nach Stechlin und nach Witz; der eine Brief war so wichtig, wie der andre, denn die Tante-Domina, deren Zustimmung so gut wie gewiß war, mußte nach Möglichkeit versöhnlich bestimmt werden. Freilich blieb es

fraglich, ob es glücken würde.

Zwei Tage später waren die Antwortbriefe da, von denen diesmal der Witzler Brief über den Stechliner siegte, was einfach daran lag, daß Woldemar von Witz her nur Ausstellungen, von Stechlin her nur Entzücken erwartet hatte. Das traf aber nun Beides nicht zu. Was die Tante schrieb, war durchaus

nicht so schlimm (sie beschränkte sich auf Wiederholung der schon mündlich von ihr ausgesprochenen Bedenken), und was der Alte schrieb, war nicht so gut

oder doch wenigstens nicht so der Situation angepaßt, wie's Woldemar gewärtigte. Natürlich war es eine Beglückwünschung, aber doch mehr

noch ein politischer Exkurs. Dubsjav litt als Beischreiber daran, gern bei Nebensächlichkeiten zu verweilen und gelegentlich über die

Hauptsache witzusehn. Er schrieb:

»Mein lieber Woldemar. Die Würfel sind nun also gefallen (früher hieß es, aber so altmodisch bin ich denn

doch nicht mehr), und da zwei Sechsen obenauf liegen, kann ich nur sagen: ich gratuliere. Nach dem Gespräch übrigens, das ich am dritten

Oktober morgens mit Dir führte, während wir um unsern Stechliner Springbrunnen herumgingen (seit drei Tagen springt er nicht mehr;

wahrscheinlich werden die Mäuse das Röhrenwerk angeknabbert haben) — seit jenem Oktobermorgen hab ich so was erwartet,

nicht mehr, aber auch nicht weniger. Du wirst nun also Karriere machen, glücklicherweise zunächst durch Dich selbst und dann allerdings auch durch

Deine Braut und deren Familie. Graf Barby — mit Rübenboden im Magdeburgischen und mit Mineralquellen im Graubündischen — höher hinauf

geht es kaum, Du müßtest Dich denn bis ins Kätlersche verirren. Armgard ist auch schon viel, aber Ermyntrud doch mehr und für den armen Kätler

jedenfalls zu viel. Ja, mein lieber Woldemar, Du kommst nun also zu Vermögen und Einfluß und kannst die Stechlins wieder aufbringen

(gestern war Baruch Hirschfeld hier und in allem willfährig; die Juden sind nicht so schlimm wie manche meinen), und wenn Du dann hier einlebst und
statt der alten Kate so was in Chateaufil bauen läßt und vielleicht sogar eine Fasanezucht anlegst, so daß erst der Post-Stephan und dann der
Kaiser selbst bei Dir zu Besuch kommen kann, ja, da kannst Du möglicherweise selbst das erreichen, was Dein alter Vater, weil
Feilenhauer Torgelow mächtiger war als er, nicht erreichen konnte: den Einzug ins Reichshaus mit dem freien Blick auf Kroll. Mehr kann
ich in diesem Augenblick nicht sagen, auch meine Freude nicht höher spannen, und in diesem relativen Ruhigbleiben empfind ich zum erstenmal eine gewisse
Familienähnlichkeit mit meiner Schwester Adelheid, deren Glaubensbekenntnis im Leben darauf hinausläuft: Kleinadel über Hochadel, Junker über
Graf. Ja, ich fühle, Deinen Gräfligkeiten gegenüber, wie sich der Junker ein bißchen in mir regt. Die reichen und vornehmen Herren sind doch
immer ganz eigene Leute, die wohl Fühlung mit uns haben, unter Umständen auch suchen, aber das Fühlunghalten nach oben ist ihnen schließlich doch viel,
viel wichtiger. Es heißt wohl immer »wir Kleinen, wir machten alles und könnten alles,« aber bei Lichte besehn, ist es bloß das alte:
»Du glaubst Du schieben und Du wirst geschoben.« Glaube mir, Woldemar, wir werden geschoben und sind bloß Sturmbock. Immer dieselbe
Geschichte, wie mit Prolet und Proletarier. Die Proletarier — wie sie noch echt waren, jetzt mag es wohl anders damit sein — waren auch
bloß immer dazu da, die Lasten aus dem Feuer zu holen; aber ging es dann schief, dann wanderte Bruder Habenichts nach Spandau und
Bruder Prolet legte sich zu Bett. Und mit Hochadel und Kleinadel ist es beinah ebenso. Natürlich heiratet eine Ermyrtrud mal einen
Ketzler, aber eigentlich äugt sie doch mehr nach einem oder, wenn es deren noch gibt. Wird aber wohl nich.
Entschuldige diesen Herzenserguß, dem Du nicht mehr Gewicht beilegen mußt, als ihm zukommt. Es kam mir das alles so von ungefähr in die Feder,
weil ich grade heute wieder gelesen habe, wie man einen von uns, der durch Eintreten eines Ippe-Büchenstein hätte gerettet werden können,
schändlich im Stich gelassen hat. Ippe-Büchenstein ist natürlich nur Begriff. Alles in allem: ich habe Du Dir das Vertrauen, daß Du richtig gewählt hast,
und daß man Dich nicht im Stiche lassen wird. Außerdem, ein richtiger Märker hat Augen im Kopf und is beinah so helle wie 'n

Sachse.

Wie immer Dein alter Vater Dubslav vorStechlin.«

Es war Ende November, als Woldemar diesen Brief erhielt. Er überwand ihn rasch, und am dritten Tag las er alles schon mit einer gewissen
Freudigkeit. Ganz der Alte; jede Zeile voll Liebe, voll Güte, voll Schnurrigkeiten. Und eben diese Schnurren, trafen sie nicht eigentlich auch den
Nagel auf den Kopf? Sicherlich. Was aber das beste war, so sehr das alles im Allgemeinen passen mochte, auf die Barbys paßte so gut wie

1 es; , and d s, d l b d u - l d s, w d o t / 2 mo - / 2 s b, ,
nichts davon; die waren doch anders, die suchten nicht Führung nach oben und nicht nach unten, die marchantierten nicht mit links und nicht mit rechts, die
an r g, - e b - e o - , e a r r - p / 2 s b. c e n o t J e n D, e -
waren nur Mädchen, und daß sie nur das sein wollten, das war ihr Glück und zugleich ihr Hochgefühl. Woldemar sagte sich denn auch, daß der
l, c, b - l m p u l z , 2 l v e l u n w e g m s s e . \ ' S H, v o r e -
Alte, wenn er sie nur erst kennen gelernt haben würde, mit fliegenden Fahnen ins Barby'sche Lager übergehen würde. Der alte Graf, Armgard und
v o r a l l e m M e l u s i n e . D i e w a r g e n a u d a s , w a s d e r A l t e b r a u c h t e , w o b e i i h m d a s H e z a u f g i n g .

~ c b o e M c e n a n b p l . D g e f - 3 p o m S ~ l u n n p s m ,
Den Weihnachtsabend verbrachte Woldemar am Kronprinzenufer. Auch Wrschowitz und Cujaciüs - von denen jener natürlich unverheiratet,
o n e n y o n f / S o b p h e c a m c a m p . 3 p o t p h , ~ n b e d e n t e n /
dieser wegen beständiger Streiterei von seiner Frau geschieden war - waren zugegen. Cujaciüs hatte gebeten, ein Krippentransparent malen zu
e h , c o e n D, s - g , s ~ n d p f - o w e l ' s . i e n e t c a n C h a :
dürfen, was denn auch, als es erschien, auf einen Nebentisch gestellt und allseitig bewundert wurde. Die drei Könige waren Porträts: der
S H, 3 p o b - g e f (o z m m) ; f , l y c a n - g e h n t , S H t
alte Graf, Cujaciüs selbst und Wrschowitz (als Mohrenkönig); letzterer, trotz Wollhaar und aufgeworfener Lippe, von frappanter

Ähnlichkeit. Auch in der Maria suchte man nach Anlehnungen und fand sie zuletzt, es war Luzzi, die, wie so viele Berliner Kammerjungfern,
~ S p t o e l . D ' e ' s z p l , - g e f e t , m c . 2 S H - s m a /
einen sittig verschämten Ausdruck hatte. Nach dem Tee wurde musiziert, und Wrschowitz spielte, - weil er dem alten Grafen eine Aufmerksamkeit zu
e o o f t , m , C o s t r o v , ~ l , n u n z o f f e p r e d b , r . S
erweisen wünschte, - die Polonaise von Oginski, bei deren erster, nunmehr um siebzig Jahre zurückliegenden Aufführung, einem alten
o n d i t f o r , \ C o p h e n s b e z z e n t J g o z . n o e k . » U , U , «
zufolge, der polnisch gräfliche Komponist im Schlußmomente sich erschossen haben sollte. Natürlich aus Liebe. »Brav, brav,«

o t \ ' S H - a , w e . J e n s g r u e n t , - o o ' 2 d , e g e f 3 o z o f f
sagte der alte Graf und war, während er sich beinah überschwänglich bedankte, so sehr aus dem Häuschen, daß Wrschowitz schließlich schelmisch
u n t : » D e n P i f f p a f f s c h l u ß m u ß i c h m i r v e r s a g e n , H e r r G r a f f , t r o t z d e m
bemerkte: »
m e i n e V e r e r r u n g (B l i c k a u f A r m g a r d) s e r r g r o ß i s t , f a s t s o g r o ß w i e d i e
V e r e r r u n g d e s H e r r n G r a f f e n v o r G r a f f O g i n s k i . «

~ l ' 2 p o e .
So verlief der Heiligabend.

z s a n s p e n , a f l u n p e t d e p d p / v h , z e t , w l t
Schon vorher war man überingekommen, am zweiten Feiertage zu dritt einen Ausflug nach Stechlin zu machen, um dort die künftige
g u h ' 2 g u h p p e n . 2 a b e c b , l p r i n d z s , p e n D e n e n t
Schwiegertochter dem Schwiegervater vorzustellen. Noch am Christabend selbst, trotzdem Mitternacht schon vorüber, schrieb denn auch Woldemar einige
f e n D p h 2 , z m . J o d l y - g u l - j l u n v e n e s .
Zeilen nach Stechlin hin, in denen er sich samt Braut und Schwägerin für den zweiten Feiertag abend anmeldete.

S y H c e n s f e n z p h ~ » L i e b e r P a p a . W i r h a b e n v o r , a m z w e i t e n F e i e r t a g e m i t d e m p ä t n a c h m i t t a g z u g e
s i c h t z e i t i g t r a f e n W o l d e m a r s Z e i l e n i n S t e c h l i n e i n .
S o g l h . 1 ' 2 e n z o h s ' 2 h o u w e l - z a n e r / S e n e v o r e . z n ;
von hier abzubrechen. Wir sind dann um sieben auf dem Granseer Bahnhof und um neun oder nicht viel später bei dir. Armgard ist glücklich,
d i c h e n d l i c h k e n n e n z u l e r n e n , d e n k e n n e n z u l e r n e n , d e n s i e s e i t l a n g e v e r e h r t . D a f ü r , m e i n l i e b e r P a p a , h a b i c h S o r g e g e t r a g e n . G r a f
w e s , \ / z u e r ; c o r d e t y p e n , - o r y n t q u o n o . o t H e r r u t , 1 5 o
Barby, der nicht gut bei Wege ist, was ihn hindert mitzukommen, will dir angelegentlich empfohlen sein. Desgleichen Gräfin Ghiberti, die uns als

er d'honneur is begleiten wird. Armgard ist in Furcht und Aufregung wie vor einem Examen. Sehr ohne Not. Kennt' ich doch

meinen Papa, der die Güte und Liebe selbst ist. Wie immer dein Woldemar.

Engelke stand neben seines Herrn Hüft, als dieser die Zeilen halblaut, aber doch in aller Deutlichkeit vorlas. »Nun, Engelke, was sagst

du dazu?«

»Ja, gnäd'ger Herr, was soll ich dazu sagen. Es ist ja doch, was man so 'ne gute Nachricht nennt.«

»Natürlich ist es 'ne gute Nachricht. Aber hast du noch nicht erlebt, daß einen gute Nachrichten auch genießen können?«

»Jott, gnäd'ger Herr, ich kriege keine.«

»Na, denn sei froh; dann weißt du nicht, was gemischte Gefühle sind. Sieh, ich habe jetzt gemischte Gefühle. Da kommt nun mein

Woldemar. Das ist gut Und da bringt er seine Braut mit, das ist wieder gut. Und da bringt er seine Schwägerin mit, und das ist wahrscheinlich auch gut. Aber

die Schwägerin ist eine Gräfin mit einem italienischen Namen, und die Braut heißt Armgard, was doch auch schon sonderbar ist. Und beide sind in England

geboren, und ihre Mutter war aus der Schweiz, von einer Stelle her, von der man nicht recht weiß, wozu sie gehört, weil da alles schon

durcheinander geht. Und überall haben sie Besitzungen, und Stechlin ist doch bloß 'ne Kate. Sieh, Engelke, das ist genierlich und gibt das, was ich gemischte

Gefühle nenne.«

»Nu ja, nu ja.«

»Und dann müssen wir doch auch repräsentieren. Ich muß ihnen doch irgend einen Menschen vorsehen. Ja, wen soll ich ihnen vorsehen? Viel ist

hier nicht. Da hab ich Adelheiden. Natürlich, die muß ich einladen, und sie wird auch kommen, trotzdem Schnee gefallen ist; aber sie kann ja 'nen

Schlitten nehmen. Vielleicht ist ihr Schlitten besser als ihr Wagen. Gott, wenn ich an das Verdeck denke mit der großen Lederflücke, da wird mir auch nicht

besser. Und dabei denkt sie, 'sie ist was', was am Ende auch wieder gut ist, denn wenn der Mensch erst denkt, 'es ist gar nichts mit ihm', dann ist es

auch nichts.«

»Und dann, gnäd'ger Herr, sie ist ja doch 'ne Domina und hat 'nen Rang. Und ich hab auch mal gelesen, sie sei eigentlich mehr als ein

Major.«

»Na, jedenfalls ist sie mehr als ihr Bruder; so 'n vergessener Major ist ein Jammer. Aber Adelheid selbst, so auf 'n ersten Anhieb,

is auch bloß so so. Wir müssen jedenfalls noch wen dazu haben. Schlage was vor. Baron Bletz und der alte Zühlen, die die besten sind, die

wohnen zu weit ab, und ich weiß nicht, seit wir die Eisenbahnen haben, laufen die Pferde schlechter. Oder es kommt einem auch bloß

so vor. Also die guten Nummern fallen aus. Und da sind wir denn wieder bei Gundermann.«

»Ach, gnäd'ger Herr, den nich. Un er soll ja auch so zweideutig sein. Uncke hat es mir gesagt; Uncke hat freilich immer das Wort

zweideutig. Aber es wird wohl stimmen. Un dann die Frau Gundermann. Das is 'ne richtige Berlinsche. Verlaß is auf ihm nich und auf ihr

nich.«

»Ja, Engelke, du sollst mir helfen und machst es bloß noch schlimmer. Wir könnten es mit Ketzler versuchen, aber da ist das Kind krank, und

vielleicht stirbt es. Und dann haben wir natürlich noch unsern Pastor; nu der ginge, bloß daß er immer so still dasitzt, wie wenn er auf den

heiligen Geist wartet. Und mitunter kommt er; aber noch öfter kommt er nicht. Und solche Herrschaften, die dran gewöhnt sind, daß einer in

einem fort was Feines sagt, ja, was sollen die mit unserm Lorenzen? Er ist ein Schweiger.«

»Aber er schweigt doch immer noch besser, als die Gundermannsche redt.«

»Das is richtig. Also Lorenzen, und vielleicht, wenn das Kind sich wieder erholt, auch Ketzler. Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Und dann,

Engelke, solche Damen, die überall 'rum in der Welt waren, da weiß man nie, wie der Hase läuft. Es ist möglich, daß sie sich für Krippentapel

interessieren. Oder höre, da fällt mir noch was ein. Was meinst du zu Koseleger?«

»Den hatten wir ja noch nie.«

»Nein, aber Not lehrt beten. Ich mache mir eigentlich nicht viel aus ihm, indessen is und bleibt er doch immer ein Superintendent, und das

klingt nach was. Und dann war er ja mit 'ner russischen Großfürstin auf Reisen, und solche Großfürstin is eigentlich noch mehr als 'ne

Prinzessin. Also sprich mal mit Kluckhuhn, der soll 'nen Boten schicken. Ich schreibe gleich 'ne Karte.«

Ketzler sagte ab oder ließ es doch unbestimmt, ob er kommen könne, Koseleger dagegen, was ein Glück war, nahm an, und auch

Schwester Adelheid antwortete durch den Boten, den Dubslav geschickt hatte: »daß sie der zweiten Feiertag in Stechlin eintreffen und

so weit wie dienlich und schicklich nach dem Rechten sehn würde.« Adelheid war in ihrer Art eine gute Wirtin und stammte noch aus den alten

Zeiten, wo die Damen bis zum »Schlachten« und »Aal-ziehen« herunter alles lernten, und alles konnten. Also nach dieser Seite hin

entschlug sich Dubslav jeder Befürchtung. Aber wenn er sich dann mit einem Male vergegenwärtigte, daß es seiner Schwester vielleicht in den Sinn kommen

könne, sich auf ihren Uradel oder auf die Vzüge sechshundertjähriger märkischer »Eingessenheit« zu besinnen, so fiel alles, was

er sich in dem mit Engelke geführten Gespräch an Trost ausgesprochen hatte, doch wieder von ihm ab. Ihm bangte vor der Möglichkeit einer seitens

seiner Schwester »aufgesetzten hohen Miene« wie vor einem »Spensst, und desgleichen vor der Kosmfrage. Wohl war er sch, ob er nun
seine rote Landstandsuniform oder seinen hochkragigen schwarzen Frack anlegte, seiner eignen altmodischen Erscheinung voll
bewußt, aber nebenher, was seine Person anging, doch auch wieder einer gewissen Patriarchalität. Einen gleichen Trost konnt er dem
äußern Merchen seiner Schwester Adelheid nicht entnehmen. Er wußte genau, wie sie kommen würde: schwarzes Seidenkleid, Rüsche mit
kleinen Knöpfchen oben und die Siebenkurfürstenbrosche. Was ihn aber am meisten ängstigte, war der Moment nach Tisch,
wo sie, wenn sie sich einigermaßen behaglich zu fühlen anfang, ihre Wäntzer Gesamt- auf das Kamingitter zu stellen und die
Wärme von unten her einzsaugen pflegte.

Gleich nach sieben trafen Woldemar und die Barbyschen Damen auf dem Granseer Bahnhof ein und fanden Martin und den Stechlinischen schlitten
vor, letzterer insoweit ein Prachtstück, als er ein richtiges Bärenfell hatte, während andererseits Geläut und Schneedecken und fast auch die
Pferde mehr oder weniger zu wünschen übrig ließen. Aber Melusine sah nichts davon und Armgard noch weniger. Es war eine reizende Fahrt; die
Luft stand, und am zahlblauen Himmel oben blinkten die Sterne. So ging es zwischen den einschneiten Feldern hin, und wenn ihre Kappen
und Hüte hier und dort die herniederhängenden Zweige streiften, fielen die Flocken in ihren schlitten. In den Dörfern war überall noch Leben,
und das Anklagen der Hunde, das vom nächsten Dorf her beantwortet wurde, klang übers Feld. Alle drei schlitteninsassen waren glücklich, und ohne daß
sie viel gesprochen hätten, bogen sie zuletzt, eine weite Kurve machend, in die Kastanienallee ein, die sie nun rath, über
Dorfplatz und Brücke fort, bis auf die Rampe von Schloß Stechlin führte. Dubslav und Engelke standen hier schon im Portal und waren den
Damen beim Aussteigen behilflich. Beim Eintritt in den großen Flur war für diese das erste, was sie sahen, ein mächtiger, von der Decke
herabhängender Mistelbäsch zugleich schlug die Treppenuhr, deren Hippenmann wie verwündert und beinah verdrießlich auf die fremden Gäste
herniedersah. Viele Lichter brannten, aber es wirkte trotzdem alles wie dunkel. Woldemar war ein wenig befangen, Dubslav auch. Und nun
wollte Armgard dem Alten die Hand küssen. Aber das gab diesem seinen Ton und seine gute Laune wieder. »Umgekehrt wird ein Schuh draus.«
»Und zuletzt ein Pantoffel,« lachte Melusine.

»Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu,« sagte sich Dubslav still in seinem alten Herzen, als er jetzt Melusine den Arm bot, um sie vom

Flur her in den Salon zu führen. »So müssen Weiber sein.«

Auch Adelheid mühte sich, Entgegenkommen zu zeigen, aber sie war wie gelähmt. Das Leichte, das Heitre, das Sprunghafte, das die junge Gräfin

in jedem Wort zeigte, das alles war ihr eine fremde Welt, und daß ihr eine innere Stimme dabei beständig zuraunte: »Ja, dies Leichte, das

du nicht hast, das ist das Leben, und das Schwere, das du hast, das ist eben das Gegenteil davon,« — das verdroß sie. Denn trotzdem sie beständig Demüt

predigte, hatte sie doch nicht gelernt, sich in Demüt zu überwinden. So war denn alles, was über ihre Lippen kam, mehr oder weniger verzerrt,

ein Versuch zu Freundlichkeiten, die schließlich in Herbigkeiten ausliefen. Lorenzen, der erschien war, half nach Möglichkeit aus, aber er war

kein Damenmann, noch weniger ein Causeur, — und so kam es denn, daß Dubslav mit einer Art Sehnsucht nach dem Oberförster

ausblickte, trotzdem er doch seit Mittag wußte, daß er nicht kommen würde. Das jüngste Töchterchen war nämlich gestorben und sollte den

andern Tag schon auf einem kleinen, von Weihnachtsbäumen umstellten Privatfriedhofe, den sich Kätzler zwischen Garten und Wald angelegt hatte,

begraben werden. Es war das vierte Töchterchen in der Reihe; jede lag in einer Art Gartenbeet und hatte, wie ein Samenkorn, dessen

Aufgehen man erwartet, ein Holzstäbchen neben sich, drauf der Name stand. Als Dubslavs Einladung eingetroffen war, war Ermyntud, wie

gewöhnlich, in Kätzler gedrungen, der Einladung zu folgen. »Ich wünsche nicht, daß du dich deinen gesellschaftlichen Pflichten entziehst, auch heute

nicht, trotz des Ernstes der Stunde. Gesellschaftlichkeiten sind auch Pflichten. Und die Barbythen Damen — ich erinnere mich der Familie — werden gerade

wegen der Trauer, in der wir stehen, in deinem Erscheinen eine besondere Freundlichkeit sehn. Und das ist genau das, was ich wünsche. Denn die Comtesse wird

über kurz oder lang unsre nächste Nachbarin sein.« Aber Kätzler war fest geblieben und hatte betont, daß es Höheres gäbe als

Gesellschaftlichkeiten, und daß er durchaus wünsche, daß dies gezeigt werde. Der Prinzessin Auge hatte während dieser Worte hoffnungsvoll auf Kätzler geruht, mit

einem Ausdruck, der sagen zu wollen schien: »Ich weiß, daß ich meine Hand keinem Unwürdigen gereicht habe.«

Kätzler also fehlte. Doch auch Koseleger, trotz seiner Aussage, war noch nicht da, so daß Dubslav in die sonderbare Lage kam, sich den

Quaden-Hennersdorfer, aus dem er sich eigentlich nichts machte, herbeizuwünschen. Endlich aber fuhr Koseleger vor, sein etwas verspätetes

Kommen mit Dienstlichkeiten entschuldigend. Unmittelbar danach ging man zu Tisch, und ein Gespräch leitete sich ein. Zunächst wurde von der Nordbahn

gesprochen, die, seit der neuen Kopenhagener Linie, den ihr von früher her anhaftenden schreckensnamen siegreich überwunden habe.

Jetzt heiße sie die »Apfelsinenbahn«, was doch kaum noch übertroffen werden könne. Dann lenkte man auf den alten Grafen und seine Besitzungen im Graubündischen über, endlich aber auf den langen Aufenthalt der Familie drüben in England, wo beide Töchter geboren seien.

Dies Gespräch war noch lange nicht erledigt, als man sich von Tisch erhob, und so kam es, daß sich das Plaudern über eben dasselbe Thema beim Kaffee, der im Gartensalon und zwar in einem Hitzekreis um den Kamin herum eingenommen wurde, fortsetzte. Dubslav sprach sein Bedauern aus, daß ihn in seiner Jugend der Dienst und später die Verhältnisse daran gehindert hätten, England kennen zu lernen; es sei nun doch mal das vorbildliche Land, eigentlich für alle Parteien, auch für die Konservativen, die dort ihr Ideal mindestens ebenso gut verwirklicht fänden wie die Liberalen. Lorenzen stimmte lebhaft zu, während andererseits die Domina ziemlich deutliche Zeichen von Ungeduld gab. England war ihr kein erfreuliches Gesprächsthema, was selbstverständlich ihren Bruder nicht hinderte, dabei zu verharren.

»Ich möchte mich,« fuhr Dubslav fort, »in dieser Angelegenheit an unsern Herrn Superintendenten wenden dürfen. Waren Sie drüben?«

»Leider nein, Herr von Stechlin, ich war nicht drüben, sehr zu meinem Bedauern. Und ich hätte es so leicht haben können. Aber es ist immer wieder die alte Geschichte: was man in ein paar Stunden und mitunter in ein paar Minuten erreichen kann, das verschiebt man, eben weil es so nah ist, und mit einemal ist es zu spät. Ich war Jahr und Tag im Haag, und von da nach Dover hinüber war nicht viel mehr als nach Potsdam. Trotzdem unterließ es, oder richtiger gerade deshalb. Daß ich den Tunnel oder den Tower nicht gesehen, das könnt' ich mir verzeihn.

Aber das Leben drüben! Wenn irgendwo das vielzitierte Wort von dem in einem Tage mehr gewinnen, als in des Jahres Einerlei hinpaßt, so da drüben. Alles modern und zugleich alles alt, eingewurzelt, stabilisiert. Es steht eilig da; mehr als irgend ein andres Land ist es ein Produkt der Zivilisation, so sehr, daß die Neigungen der Menschen kaum noch dem Gesetze der Natur folgen, sondern nur noch dem einer verfeinerten Sitte.«

Die Domina fühlte sich von dem allem mehr und mehr unangenehm berührt, besonders als sie sah, daß Melusine, zu dem was Koseleger ausführte, beständig nickte. Schließlich wurd' es ihr zuviel. »Alles, was ich da so höre,« sagte sie, »kann mich für dieses Volk nicht einnehmen, und weil sie rundum von Wasser umgeben sind, ist alles so kalt und feucht, und die Frauen, bis in die höchsten Stände hinauf, sind beinah immer in einem Zustand, den ich hier nicht bei Namen nennen mag. So wenigstens hat man mir erzählt. Und wenn es dann neblig ist, dann kriegen sie das, was sie den Gleen nennen, und fallen zu Hunderten ins Wasser, und keiner weiß, wo sie geblieben sind. Denn, wie mir unser Rentmeister Fix, der drüben war, aufs Wort versichert hat, sie stehen in keinem Büch und haben auch nicht einmal das, was wir Einwohner-Meldeamt nennen, so daß man beinah sagen kann, sie sind so gut wie gar nicht da. Und wie sie kochen und braten! Alles fast noch blutig, besonders das, was wir hier

»englische Beefsteaks« nennen. Und kann auch nicht anders sein, weil sie so viel mit Wilden umgehen und gar keine Gelegenheit haben, sich einer

feineren Gesittung anzuschließen.«

Koseleger und Merusine wechselten verständnisvoll Blicke. Die Domina aber sah nichts davon und fuhr unentwegt fort: »Fix ist ein guter

Beobachter, auch von Sittenzuständen, und einer ihrer Könige, worüber ich auch schon als Mädchen einen Ausatz machen mußte, hat fünf Pfauen

gehabt, meist Hofdamen. Und eine hat er köpfen lassen und eine hat er wieder nach Hause geschickt. Und war noch dazu eine Deutsche. Und sie

sollen auch keinen eigentlichen Adel mehr haben, weil mal ein Krieg war, drin sie sich unächtlich enthaupteten, und als alle weg waren, haben sie

gewöhnliche Leute regezogen und ihnen die alten Namen gegeben, und wenn man denkt, es ist ein Graf, so ist es ein Bäcker oder

höchstens ein Bierbrauer. Aber viel Geld sollen sie haben und ihre Schiffe sollen gut sein und dauerhaft und auch sehr sauber, fast schon wie holländisch, aber

in ihrem Glauben sind sie ersplittert und fangen auch schon wieder an katholisch zu werden.«

Der alte Dubslav, als die Schwester mit ihrem Vortrag über England einsah, hatte sich mit einem Schicksal, nimm deinen Lauf! sofort resigniert.

Woldemar aber war immer wieder und wieder bemüht gewesen, einen Themawechsel eintreten zu lassen, worin er vielleicht auch reüssiert hätte

[Erfolg haben], wenn nicht Koseleger gewesen wäre. Dieser — entweder weil er als ästhetischer Feinschmecker an Adelheids Auslassungen

ein aufrichtiges Gefallen fand oder aber weil er die von ihm selbst angeregte Frage hinsichtlich »Natur und Sitte« (die sein Steckenpferd war)

gern weiter spinnen wollte — hielt an England fest und sagte: »Die Frau Domina scheint mir davon abzugehen, daß gerade der mitunter schon

an den Wilden gränzende Naturmensch drüben in vollster Blüte steht. Und ich will das auch nicht in jedem Punkte bestreiten. Aber daneben

begegnen wir einem Lebens- und Gesellschafts-Raffinement, das ich, trotz manchem Anfechtbaren, als einen höchsten Kulturausdruck

bezeichnen muß. Ich erinnere mich unter anderm eines gerade damals geführten Processes, über den ich, als ich im Haag lebte, meiner kaiserlichen

Hohheit täglich Bericht stattan mußte (»-Presse gingen ihr über alles), und der Gegenstand, um den es dabei handelte, war so

recht der Ausdruck eines verfeinerten oder meinetwegen auch überfeinerten Kulturlebens. So recht das Gegenteil von bloßem

Naturburschentum. Es ist freilich eine ziemlich lange Geschichte ...«

»Schade,« sagte Dubslav. »Aber trotzdem, — wenn überhaupt zählbar ...«

»O, gewiß, gewiß, das denkbar Harmloseste ...«

»Nun denn, lieber Superintendent, wenn wirklich so harmlos, so mach' ich mich ohne weiteres um Anwalt unsrer gewiß neugierigen

Damen, meine Schwester, die Domina, mit eingeschlossen. Wie war es? Wie verlief die Geschichte, für die sich eine kaiserliche Hohheit so lebhaft

interessieren konnte?»

»Nun wenn es denn sein soll,« nahm Koseleger langsam und wie bloß einer Pression nachgebend, das Wort, »es lebte da zu jener Zeit eine schöne Herzogin in London, die's nicht ertragen konnte, daß die Jahre nicht spurlos an ihr vorübergehen wollten; Fältchen und Krähenfüße zeigten sich. In dieser Bedrängnis hörte sie von ungefähr von einer 'plastischen Künstlerin', die durch Auftrag einer Wachspaste die Jugend wieder herzustellen wisse. Diese Künstlerin wurde gerufen, und die Wiederherstellung gelang auch. Aber nun traf eines Tages die Rechnung ein, die Bill, wie sie da drüben sagen. Es war eine Summe, vor der selbst eine Herzogin eckrecken durfte. Und da die Künstlerin auf ihrer Forderung beharrte, so kam es zu dem angedeuteten Prozeß, der sich alsbald zu einer

gestaltete.«

»Sehr begreiflich,« versicherte Dubstav, und Melusine stimmte zu.

»Zahlreiche Personen traten in der Verhandlung auf, und als Sachverständige wurden zuletzt auch Konkurrentinnen auf diesem Spezialgebiete der 'plastischen Kunst' vernommen. Alle fanden die Forderung erheblich zu hoch und der Sieg schien sich nach der Herzogin zuneigen zu wollen. Aber in eben diesem Augenblicke trat die sich arg bedrängt sehende Künstlerin an den Vorsitzenden des Gerichtshofes heran und bat ihn, an die 'schienenen Fachgenossinnen einfach die Frage nach der Dauer der durch ihre Kunst wiederhergestellten Jugend und Schönheit richten zu wollen, eine Bitte, der der Oberrichter auch sofort nachkam. Was darauf geantwortet wurde, lautete hinsichtlich der Dauer sehr verschieden. Als aber, trotz der Verschiedenheit dieser Angaben, keine der Konkurrentinnen mehr als ein Vierteljahr zu garantieren wagte, wandte sich die Verklagte ruhig an den hohen Gerichtshof und sagte nicht ohne Würde: » Meine Herren Richter, meine Mitkünstlerinnen, wie Sie soeben vernommen, helfen auf Zeit; was ich leiste, ist » beautifying for ever «. Alles war von diesem Worte hingerissen, der hohe Gerichtshof mit,

und die Herzogin hatte die Riesensumme zu zahlen.«

»Und wäre dergleichen hierlandes möglich?« fragte Melusine.

»Ganz unmöglich,« entgegnete der für alles Fremde Schwärmende Koseleger. »Es kann hier einfach deshalb nicht vorkommen, weil uns der dazu nötige höhere Kulturzustand und die dem entsprechende Anschauung fehlt. In unserm guten Preußen, und nun gar erst in unser Mark, sieht man in einem derartigen Hergange nur das Karrierte, günstigsten Falls das Groteske, nicht aber jenes Hochmaß gesellschaftlicher Verfeinerung, aus dem allein sich solche Dinge, die man im übrigen um ihres Raffinements willen belächeln oder verurteilen mag, entwickeln können.«

Die meisten waren einverstanden, allen voraus Dubstav, dem dergleichen immer einleuchtete, während die Domina von » Horreur «

sprach und sichtlich unmutig den Kopf hin und her bewegte. Woldemar erneute natürlich seine Versuche, die der Tante so mißfällige
Konversation auf andres Berzulenken, bei welcher Gelegenheit er nach dem Berühren verschiedenster Themata jetzt auch auf den
Coventgarden-Markt und den englischen Gemüsebau zu sprechen kam. Das paßte der Domina.
»Ja, Gemüsebau,« sagte sie, »das ist eine wunderbare Sache, daran hat man eine wirkliche Freude. Kloster Witz ist eigentlich eine Gartengegend;
unser Spargel ist denn auch weit und breit der beste, und meine gute Schmargendorf hat Artischocken gezogen so groß wie 'ne
Sonnenblume. Freilich, es will sie keiner so recht, und alle sagen immer: 'es dauert so lange, wenn man so jedes Blatt nehmen muß, und
eigentlich hat man nichts davon, auch wenn die Sauce noch so dick ist.« Viel mehr Glück hat unsre alte Schimonski mit ihren großen Erdbeeren —
ich meine natürlich nicht die Schimonski selber, sie selber kann gar nichts, aber sie hat eine sehr geschickte Person — und ein Berliner Händler
kauft ihr alles ab, bloß daß die Schnecken oft die Hälfte jeder Erdbeere wegfressen. Man sollte nicht glauben, daß solche Tiere solchen feinen
Geschmack haben. Aber wenn es wegen der Schnecken auch unsicher ist, Dubslav, du solltest solche Frucht doch auch versuchen. Wenn es einschlägt, ist es sehr
vorteilhaft. Die Schimonski wenigstens hat mehr davon als von ihren Hühnern, trotzdem sie gut legen. Denn mal sind sie billig, die Eier, und dann
wieder verderben sie, und die schlechten werden einem berechnet und abgezogen, und die Streiterei nimmt kein Ende.«
Kurz vor elf brach das Gespräch ab, und man zog sich zurück. Der alte Dubslav ließ es sich nicht nehmen, die Damen persönlich treppauf bis an
ihre Zimmer zu führen und sich da unter Handkuls von ihnen zu verabschieden. Es waren dieselben zwei Räume, die vor gerad' einem Vierteljahr Rex
und Czako bewohnt hatten, das größere Zimmer jetzt für Melusine, das kleinere für Armgard bestimmt. Aber als nun beide vor ihren
Reisetischen standen und sich oberflächlich daran zu tun machten, sagte Melusine: »Dies Himmelbett ist also für mich. Wenn es dir gleich ist, beziehe du
lieber dies Ehrenlager und lasse mir das kleine Schilzimmer. Zusammen sind wir ja doch; die Tür steht auf.«
»Ja Melusine, wenn du's durchaus wünschst, dann natürlich. Aber ich verstehe dich nicht recht. Man will dich auszeichnen, und wenn du das ablehnst, so
kann es auffallen. Man muß doch in einem Hause, wo man noch halb fremd ist, alles so tun, wie's gewünscht wird.«
Melusine ging auf die Schwester zu, sah sie halb verlegen, halb schelmisch an und sagte: »Natürlich hast du recht. Aber ich bitte dich trotzdem darum. Und
es braucht es ja auch keiner zu merken. Direkte Kontrolle wird ja wohl ausgeschlossen sein, und ich mache keine tiefere Kule wie du.«
»Gut, gut,« lachte Armgard. »Aber sage, was soll das alles? Du bist doch sonst so leichtlebig. Und wenn es dir hier in dem ersten Zimmer,
weil es so nah an der scharfen Flurecke liegt, wirklich etwas ängstlich zu Mute sein sollte, nun so können wir ja zuriegeln.«
»Das hilft nichts, Armgard. In solchen alten Schlössern gibt es immer Tapentüren. Und was das hier angeht,« und sie wies dabei auf das Bett, »alle

»Kuckschichten sind immer gerad' in Himmelbetten passiert; ich habe noch nie gehört, daß Gespenster an eine Birkenmäserbettstelle herangetreten

wären. Und hast du nicht unten den gesehn? Mistletoe ist auch noch so Überbleibsel aus heidnischer Zeit her, bei den

alten Deutschen, gewiß und bei den Wenden wohl auch, für den Fall, daß die Stechlings wirkliche Wenden sind. Wenn ich Tante Adelheid ansehe, glaub

ich es beinah. Und wie sie von den Hühnern sprach und den Eiern. Alles so wendisch. Ich glaube ja nicht eigentlich an Gespenster, wiewohl ich

auch nicht ganz dagegen bin, aber wie dem auch sein möge, wenn ich mir denke, Tante Adelheid eschiene mir hier und brächte mir eine

Erdbeere, die die Schnecken schon angeknabbert haben, so wäre das mein Tod.«

Armgard lachte.

»Ja, du lachst, aber hast du denn die Augen von ihr gesehn? Und hast du ihre Stimme gehört? Und die Stimme, wie du doch weißt, ist die Seele.«

»Gewiß. Aber, Seele oder nicht, sie kann dir doch nichts tun mit ihrer Stimme und dir auch nicht erscheinen. Und wenn sie trotzdem kommt, nun so

rußt du mich.«

»Am liebsten wär es mir, du bliebst gleich bei mir.«

»Aber Melusine ...«

»Nun gut, nun gut. Ich sehe wohl ein, daß das nicht gut geht. Aber was anders! Ich habe da vorhin eine Bibel oder vielleicht auch bloß

ein Gesangbuch liegen sehn, da auf dem Brettchen, wo die kleine Puppe steht. Beiläufig auch was Sonderbares, diese Puppe. Bitte, nimm die

Bibel von der Lagere fort und lege sie mir hier auf den Nachttisch. Und das Licht laß brennen. Und wenn du im Bett liegst, sprich immer zu, bis ich einschlafe.«

Am andern Morgen traf man sich beim Frühstück. Es war ziemlich spät geworden, ohne daß Dubslav, wie das sonst wohl auf dem Lande Gewohnheit

ist, ungeduldig geworden wäre. Nicht dasselbe ließ sich von Tante Adelheid sagen. »Ich finde das lange Wartenlassen nicht gerade passend, am wenigsten

Personen gegenüber, denen man Respekt bezeigen will. Oder geh ich vielleicht zu weit, wenn ich hier von Respektbezeugung spreche?« So

hatte sich Adelheid zu Dubslav geäußert. Als nun aber die Barby'schen Damen wirklich erschienen, erzwang sich die Domina und stellte all die Fragen,

die man an solchem Begrüßungsmorgen zu stellen pflegt. In aller Unbefangenheit antworteten die Schwestern, am Unbefangenen Melusine, die bei der

Gelegenheit dem alten Dubslav erzählte, daß sie nicht umhin gekonnt hätte, sich die Bibel an ihr Bett zu legen.«

»Und mit der Absicht, drin zu lesen?«

»Beinah. Aber es wurde nichts daraus. Armgard plauderte so viel, freilich auf meinen Wunsch. Ich hörte von der Treppe her immer die Uhr schlagen

und las dabei beständig das Wort »Museum«. Aber das war natürlich schon im Traum. Ich schlief schon ganz fest. Und heute früh bin ich wie der Fisch

im Wasser.«

Dubslav hätte dies gern bestätigt, dabei nach einem Spezialfisch suchend, der so recht zum Vergleich für Melusine gepaßt hätte. Die Blicke

seiner Schwester aber, die zu fragen schienen »hast du gehört?« ließen ihn wieder davon abstehn, und nachdem noch einiges über den großen

Oberflur und seine Bilder und Schränke gesprochen worden war, wurde, genau wie vor einem Vierteljahr, wo Rex und Czako zu Besuch

da waren, ein Programm verabredet, das dem damaligen sehr ähnlich sah: Aussichtsturm, See, Globow; dann auf dem Rückwege die Kirche,

vielleicht auch Krippenkapel. Und zuletzt das »Museum.« Aber manches davon war unsicher und hing vom Wetter ab. Nur den See wollte man unter

allen Umständen sehn. Engelke wurde beauftragt, mit Plaid's und Decken voranzugehn und ein paar Leute am Wegschäufeln des Seines

anzunehmen, lediglich für den Fall, daß die Damen vielleicht Lust bezeigen sollten, die Strudel- und Trichterstelle genauer zu studieren. »Und wenn wir auf unserm

Hofe keine Leute haben, so geh ins Schulzenamt und bitte Rolf Krake, daß er aushilt.«

Melusine, die dieser Befehlserteilung zugehört hatte, war überrascht, in einem märkischen Dorfe dem Namen »Rolf Krake« zu begegnen, und

erfuhr denn auch alsbald den Zusammenhang der Dinge. Sie war ganz entzückt davon und sagte: »Das ist hübsch. Aller aufgesteifter

Patriotismus ist mir ein Greuel, aber wenn er diese Formen annimmt und sich in Humor und selbst in Ironie kleidet, dann ist er das

beste was man haben kann. Ein Mann, der solchen Beinamen hat, der lebt, der ist in sich eine Geschichte.« Dubslav küßte ihr die Hand, Adelheid aber

wandte sich demonstrativ ab; sie wollte nicht Zeuge dieser ewigen Huldigung sein. »Wenn man ein alter Major ist, ist man eben ein

alter Major und nicht ein junger Leutnant. Dubslav ist zwanzig, aber zwanzig Jahr a. D.«

Es war gegen zehn, als man aufbrach, um zunächst auf den Aussichtsturm zu steigen, und nachdem man von der obersten Edge her die Waldlandschaft, die

sich auch in ihrem Schneeschnuck wundervoll ausnahm, gebührend bewundert und dann den Aufstieg glücklich bewerkstelligt hatte, passierte man den

Schloßhof mit der Glaskugel, um über den Dorfplatz fort in die nach dem See hinunterführende große Straße einzubiegen. Auf dem Dorfplatz

war alles winterlich still, nur vor dem Krüge standen drei Menschen: Engelke, der die Schneeschipper vorausgeschickt hatte, mit seinen Plaids

über den Arm, neben ihm Schilze Kluckhuhn und neben diesem Gendarm Uncke, das Karabinergewehr über die Schulter gehängt.

»Da treffen wir ja die ganze hohe Obrigkeit,« sagte Dubslav. »Engelke kann ich auch mitrechnen, der regiert mich, is also eigentlich die

Feudalitätsstütze.«

Während dieser Worte waren die Herrschaften an die Gruppe heranzgetreten.

»Freut mich, daß ich Sie treffe, Kluckhuhn. Ich denke Sie begleiten uns ... Frau Gräfin, darf ich Ihnen hier unsern Dorfherrscher vorstellen? Schilze

Kluckhuhn, alter Vierundszwanziger.«

Und nun ordnete sich der Zug. Dubslav und Uncke schlossen ab, Woldemar, Armgard und Tante Adelheid hielten die Mitte; Melusine schritt

voran, Rolf Krake neben ihr.

»Ich bin froh,« sagte Melusine, »Sie bei dieser Partie mit dabei zu sehn. Der alte Herr von Stechlin hat mir schon von Ihnen erzählt und daß Sie

vierundszwanzig mit dabei gewesen. Und ich weiß auch Ihren Namen; das heißt den zweiten. Und ich darf sagen, ich freue mich immer, wenn ich so was

Hübsches höre.«

»Ach, Rolf Krake,« lachte Kluckhuhn. »Ja, Frau Gräfin, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. das heißt, von Schaden darf ich

eigentlich nicht reden, den hab ich nicht so recht davon gehabt; ich bin nicht mal angeschossen worden. Und doch is so was billig, wenn's erst losgeht.«

»Ja, Schilze Kluckhuhn, uns'reinem ist so was leider immer verschlossen oder, wie die Leute hier sagen, verpufft. Und doch ist das das

eigentliche Leben. So immer bloß einsitzen und ein bißchen Charpie kauen, das ist gar nichts. Mit dabei sein, das macht glücklich. Es

war aber trotzdem wohl ein eigenes Gefühl, als Sie da so von Düppel nach Aisen rüberfahren und das unheimliche Schiff, der Rolf

Krake, so dicht daneben lag.«

»Ja, das war es, Frau Gräfin, ein ganz eigenes Gefühl. Und mitunter erscheint mir der Rolf Krake noch im Traum. Un is auch nicht zu verwundern.

Denn Rolf Krake war wie ein richtiges Espenst. Und wenn solch Espenst einen packt, ja, da ist man weg. ... Und dabei bleib' ich, Frau

Gräfin, sechsundachtzig war nicht viel und siebzig war auch nicht viel.«

»Aber die großen Verluste ...«

»Ja, die Verluste waren groß, das ist richtig. Aber Verluste, Frau Gräfin, das ist eigentlich gar nichts. Natürlich wenn es trifft, für den ist es was. Aber

ich meine jetzt das, was man dabei so das Moralische nennt; und darauf kommt es an, nicht auf die Verluste, nicht auf viel oder wenig. Wenn

einer eine Böschung rauf klettert und nun steht er oben und schleicht sich ran, immer mit 'nem Pulversack und 'nem Zünder in der Hand und

nun legt er an und nun fliegt alles in die Luft und er mit. Und nun ist die Festung oder die Schanze offen. Ja, Frau Gräfin, das ist was. Und das hat unser

Pionier Klinke getan. Der war moralisch. Ich weiß nicht, ob Frau Gräfin mal von ihm gehört haben, aber dafür leb' ich und sterb' ich: immer

bloß das Kleine, da zeigt sich's, was einer kann. Wenn ein Bataillon ran muß und ich stecke mitten drin, ja, was will ich da machen? Da

muß ich mit. Und baff, da lieg' ich. Und nun bin ich ein Held. Aber eigentlich bin ich keiner. Es ist alles bloß »Muß« und solche Mußhelden

gibt es viele. Das ist, was ich die großen Kriege nenne. Klinke mit seinem Pulversack, ja, der war bloß was Kleines, aber er war doch

groß. Und ebenso (wenn er auch unser Feind war) dieser Rolf Krake.«

So ging historisch-retrospektiv das Gespräch an der Spitze, während Dubslav und Uncke, die den Zug abschlossen, mit ihrem Thema mehr in der

Gegenwart standen.

»Is mir lieb, Uncke, Sie mal wieder zu treffen. Seit Rheinsberg hab ich Sie nicht mehr gesehn. Ich denke mir, Torgelow is nu wohl schon im

besten Gange. So wie Bebel. Ich krieg' natürlich jeden Tag meine Zeitung, aber es is mir immer zu viel und das große Format und das

dünne Papier. Da kuck' ich denn nich immer ganz genau zu. Hat er denn schon gesprochen?«

»Ja, Herr Major, gesprochen hat er schon. Aber nich viel. Un war auch kein rechter Beifall. Auch nich mal bei seinen eignen

Leuten.«

Er wird wohl die Sache noch nicht recht weg haben. Ich meine das, was sie jetzt das Parlamentarische nennen. Das schad't aber nichts und ist eigentlich egal.

Wichtiger is, wie sie hier in unserm Ruppiner Winkel, in unserm Rheinsberg-Wutz über ihn denken. Sind sie denn da mit ihm zufrieden?«

»Auch nicht, Herr Major. Sie sagen, er sei zweideutig.«

»Ja, Uncke, so heißt es überall. Das is nu mal so, das is nicht zu ändern. In Frankreich heißt es immer gleich »Verrat« und

hier sagen sie »zweideutig«. Da war auch einer von uns, den ich nicht nennen will, von dem hieß es auch so ...«

»Von dem hieß es auch so. Ja, Herr Major. Und Pyterke, der immer gut escheid weiß, der sagte mir schon damals in Rheinsberg: Uncke,

glauben Sie mir, da hat sich der Herr Major eine Schlange an seinem Busen groß gezogen.«

»Kann ich mir denken; klingt ganz nach Pyterke. Derspricht immer so gebildet. Aber is es auch richtig?«

»Is schon richtig, Herr Major. Herr Major denken immer das Gute von 'nem Menschen, weil Sie so viel zu Hause sitzen und selber so

sind. Aber wer so 'rum kommt wie ich. Alle lügen sie. Was sie meinen, das sagen sie nich und was sie sagen, das meinen sie nich. Is kein

Verlaß mehr; alles zweideutig.«

»Ja, so rund raus, Uncke, das war früher, aber das geht jetzt nicht mehr. Man darf keinem so alles auf die Nase binden. Das is eben,

was sie jetzt 'politisches Leben' nennen.«

»Ach, Herr Major, das mein ich ja gar nicht. Das Politische ... Jott, wenn einer sich ins Politische zweideutig macht, na, dann muß ich ihn

anzeigen, das is Dienst. Darum gräm' ich mich aber nich. Aber was nich Dienst is, was man so bloß noch nebenbei sieht, das kann

einen mitunter leid tun. So bloß als Mensch.«

»Aber, lieber Uncke, was is denn eigentlich los? Wenn man Sie so hört, da sollte man ja wahrhaftig glauben, es ginge zu Ende ... Nu

ja, in der Welt draußen da klappt nich immer alles. Aber so im Schoß der Familie ...«

»Jott, Herr Major, das is es ja eben. In dieser Schoß der Familie, da is es ja 'gerad' am schlimmsten. Und sogar in dem jüdischen Schoß,

der doch immer noch der beste war.«

»Beispiele, Uncke, Beispiele.«

»Da haben wir nu hier, um bloß ein Beispiel zu geben, unsern guten alten Baruch Hirschfeld in Gransee. Frommer alter Jude ...«

»Kenñ ich. Kenñ ich ganz gut, beinah zu gut. Nu, der hat 'nen Sohn und mit dem is er mitunter verschiedner Meinung. Aber dagegen is doch nicht viel

zu sagen; das is in der ganzen Welt so. Der Alte hängt noch am Alten und der Junge, nu, der is eben ein Jungsmann und bramarbasiert ein

bißchen. Ich weiß nicht recht, zu welcher Partei er sich hält, er wird aber wohl für Torgelow bestimmt haben. Nu, mein Gott, warum nicht?

Das tun jetzt viele. Daran muß man sich gewöhnen. Das is eben das Politische.«

»Nein, Herr Major. Herr Major wollen verzeihn, aber bei diesem Isidor is es nicht das Politische. Komme ja jeden

dritten Tag hin und seh den Alten in seinem Laden und höre, was er da redt und redt. Und der Junge redt auch und redt immer 'von's Prinzip. Das

Prinzip is ihm aber egal. Er will bloß mogeln und den Alten an die Wand drücken. Und das ist das, was ich das Zweideutige nenne.«

Armgard, Woldemar und Tante Adelheid hatten die Mitte genommen. Als sie bis in die Nähe der Seespitze gekommen waren, immer unter einem
verschnitten Buchen- und Eichengänge hin, wurden sie durch ein Geräusch wie von brechenden kleinen Ästen aufmerksam gemacht, und ihr Auge nach
oben richtend, gewahrten sie, wie zwei Eichhörnchen über ihnen spielten und in beständigem Sichschauen von Baum zu Baum sprangen. Die Zweige
knickten, und der Schnee stäubte hernieder. Armgard mochte sich von dem Scherzspiel nicht trennen, lachte, wenn die momentan verschwundenen Tierchen
mit einem Male wieder um Vorchein kamen und gab ihre Beobachtung erst auf, als die Domina, nicht direkt unfreundlich, aber doch flemlich geduldig
und jedenfalls wie gelangweilt, zu ihr bemerkte: »Ja, Comtesse, die springen; es sind eben Eichhörnchen.« Einige Minuten
später hatten alle die Bank erreicht, von der aus man den besten Blick auf den zugefrorenen See hatte. Das Eis zeigte sich hoch mit Schnee
bedeckt, aber in seiner Mitte war doch schon eine gefegte Stelle, zu der vom Ufer her eine schmale, gleichfalls freigeschaufelte Straße hinüberführte.
Engelke legte die Decken über die Bank, und die Damen, die von dem halbstündigen und jetzt etwas ansteigenden Wege müde geworden waren,
nahmen alle drei Platz, während sich Rolf Krake und Uncke wie Schildhalter zu beiden Seiten der Bank aufstellten. Dubslav dagegen
platzte sich in Front und machte, während er einen landläufigen Führerton anschlug, den Cicerone. »Hab' die Ehr, Ihnen hier die große
Sehenswürdigkeit von Dorf und Schloß Stechlin zu präsentieren, unsern See, meinen See, wenn Sie mir das Wort statten wollen. Alle möglichen
berühmten Naturforscher waren hier und haben sich höchst schmeichelhaft über den See geäußert. Immer hieß es: »es stehe wissenschaftlich fest.
Und das ist jetzt das Höchste. Früher sagte man: »es steht in den Akten«. Ich lasse dabei dahingestellt sein, wovon man sich tiefer verbeugen

20.«
muß.«

»Ja,« sagte Melusine, »das ist nun also der große Moment. Orientiert bin ich. Aber wie das mit allem Großen geht, ich empfinde doch auch

etwas von Enttäuschung.«

»Das ist, weil wir Winter haben, gnädigste Gräfin. Wenn Sie die offene Seefläche vor sich hätten und in der Vorstellung stünden: jetzt bildet sich

der Trichter und jetzt steigt es herauf, so würden Sie mutmaßlich nichts von Enttäuschung empfinden. Aber jetzt! Das Eis macht still und duckt das

Revolutionäre. Da kann selbst unser Uncke nichts notieren. Nicht wahr, Uncke?«

Uncke schmunzelte.

»Im übrigen seh ich zu meiner Freude — und das verdanken wir wieder unserm guten Kluckhuhn, der an alles denkt und alles vorsieht — daß

die Schneeschipper auch ein paar ihrer Pickäxte mitgebracht haben. Ich taxiere das Eis auf nicht dicker als zwei Fuß, und wenn sich die Leute dran

machen, so haben wir in zehn Minuten eine große Lune, und der Hahn, wenn er nur sonst Lust hat, kommt aus seiner Tiefe herauf. Befehlen

h h h?
Frau Gräfin?»

»Um Gottes willen, nein. Ich bin sehr für solche Geschichten und bin glücklich, daß die Familie Stechlin diesen See hat. Aber ich bin zugleich auch

abergläubisch und mag kein Eingreifen ins Elementare. Die Natur hat jetzt den See überdeckt; da werd' ich mich also hüten, irgend

was ändern zu wollen. Ich würde glauben, eine Hand führe heraus und packte mich.«

Adelheid war bei diesen Worten immer gerader und länger geworden und rückte mit Ostentation von Melusine weg, mehr der Banklehne zu,

wo, halb wie das gute Gewissen, halb wie die göttliche Weltordnung. Uncke stand und durch seine bloße Gegenwart den Gemütszustand der

Domina wieder beschwichtigte. Nur von Zeit zu Zeit sah sie fragend, forschend und vorwurfsvoll auf ihren Bruder.

Dieser wußte genau, was in seiner Schwester Seele vorging. Es erheiterte ihn ungemein, aber es beruhigte ihn doch auch. Wenn diese Gefühle

wüchsen, wohin sollte das führen? Die Möglichkeit einer schrecklichen Scene, die sein Haus mit einer nicht zu tilgenden Blume wüchsen, behaftet hätte,

trat dabei vor seine Seele.

Der Himmel hatte aber ein Einsehn. Schon seit einer Viertelstunde lag ein grauer Ton über der Landschaft und plötzlich fielen Flocken, erst

vereizelte, dann dicht und reichlich. Den Weg bis Globosow fußzusetzen, daran war unter diesen Umständen gar nicht mehr zu denken, und so brach

man denn auf, um ins Schloß zurückzukehren. Auch auf einen Besuch in der Kirche, weil es da zu kalt sei, wurde verzichtet.

Der Heimweg war gemeinschaftlich angetreten worden, aber doch nur bis an die Dorfsäße. Hier teilte man sich in drei Gruppen, eine jede mit verschiedenem Ziel: Dubslav, Tante Adelheid und Armgard gingen auf das Herrenhaus, Uncke und Rolf Krake auf das Schulzenamt, Woldemar und Melusine dagegen auf die Pfarre zu. Woldemar freilich nur bis an den Vorgarten, wo er sich von Melusine verabschiedete.

Lorenzen, so lang er Woldemar und Melusine sich seiner Pfarre nähern sah, hatte verlegen am Fenster gestanden, kam aber, als das Paar sich draußen trennte, so heimlich wieder zu sich. Er war nun schon so lange jeder Damenunterhaltung entwöhnt, daß ihm ein Besuch wie der der

Gräfin zunächst nur Verlegenheit schaffen konnte, wenn's denn aber durchaus sein mußte, so war ihm ein Tete-a-Tete mit ihr immer noch

lieber, als eine Plauderei zu dritt. Er ging ihr denn auch bis in den Flur entgegen, war ihr hier beim Ablegen behilflich und sprach ihr —

weil er jede Scheu rasch von sich abfallen fühlte — ganz aufrichtig seine Freude aus, sie in seiner Pfarre begrüßen zu dürfen. »Und nun bitt ich

Sie, Frau Gräfin, wo's unter meinen Büchern hier nach Möglichkeit bequem machen zu wollen. Ich bin zwar auch Inhaber einer Pfistube, mit einem

dezenten Teppich und einem kalten Ofen; aber ich könnte das gesundheitlich nicht verantworten. Hier haben wir wenigstens eine gute

Temperatur.«

»Die immer die Hauptsache bleibt. Ach, eine gute Temperatur! Gesellschaftlich ist sie beinah alles und dabei leider doch so selten. Ich

kenne Häuser, wo, wenn Sie den Widersinn verzeihen wollen, der kalte Ofen gar nicht ausgeht. Aber erlassen Sie mir gütigst den Sofaplatz

hier; ich fühle mich dazu noch nicht 'alte Dame' genug und möcht auch gern der beiden Bilder bleiben, trotzdem ich das eine davon

schon so gut wie kenne.«

»Die Kreuzabnahme?«

»Nein! das andre.«

»Die Lind also?«

»Ja.«

»So haben Sie das schöne Bild in der Nationalgalerie gesehen?«

»Auch das. Aber doch freilich erst seit ganz kurzerzeit, während ich von Ihrer Aquarellkopie schon seit ein paar Monaten weiß. Das war

auf einer Dampfschiffahrt, die wir nach dem sogenannten 'Eierhäuschen' machten und der Ausplauderer über das Bild da vor mir, war niemand anders

als Ihr Zögling Woldemar, auf den Sie stolz sein können. Er freilich würde den Satz umkehren, oder sage ich lieber, er tat es. Denn er

sprach mit solcher Liebe von Ihnen, daß ich Sie von jenem Tag an auch herzlich liebe, was Sie sich schon gefallen lassen müssen. Ein Glück nur, daß er sich

draußen verabschiedet hat und nicht hören kann, was ich hier sage ...«

Lorenzen lächelte.

»Sonst hätten sich diese Bekenntnisse verboten. Aber da sie nun mal gemacht sind und man nie weiß, wann und wie man wieder

zusammenkommt, so lassen Sie mich darin fortfahren. Woldemar erzählte mir — Pardon für meine Indiskretion — von Ihrer Schwärmerei

für die Lind. Und da horchten wir denn auf und benedicteten Sie fast. Nichts beneidenswerter als eine Seele, die schwärmen kann. Schwärmen ist fliegen,

eine himmlische Bewegung nach oben.«

Lorenzen nickte. Das war doch mehr, als eine bloß liebenswürdige Dame aus der Gesellschaft.

»Und um es kurz zu machen,« fuhr Melusine fort, »Woldemar sprach bei dieser Gelegenheit wie von Ihrer ersten Liebe« (und dabei wies sie

lächelnd auf das Bildchen der Lind) »so auch von Ihrer letzten, — nein, nein, nicht von Ihrer letzten; Sie werden immer eine neue finden

— sprach also von Ihrer Begeisterung für den herrlichen Mann da weit unten am Tajo, von Ihrer Begeisterung für den

Un Santo « schart und einen geheimen Bund

geschlossen. Erst um den » und um zweiten um Sie selbst. Und nun frag' ich Sie, wollen Sie mittun in diesem unserm Bunde, der

ohne Sie gar nicht existierte. Mir ist manches verquer gegangen. Aber ich bin, denk ich, dem Tage nahe, der mich ahnen läßt, daß unsre Prüfungen

auch unsre Segnungen sind und daß mir alles Leid nur kam, um den Stab, der trägt und stützt, fester zu umklammern. Ich darf leider nicht

hier setzen, daß dieser Stab (möglich, daß er sich einst dazu auswächst) das Kreuz sei. Meiner ganzen Natur nach bin ich ungläubig.

Aber ich hoffe, sagen zu dürfen: ich bin wenigstens demütig.«

»Wenigstens demütig,« wiederholte Lorenzen langsam, zugleich halb verlegen vor sich hinblickend, und Melusine, die Zweifel, die sich in der

Wiederholung dieser Worte demlich deutlich aussprachen, mit scharfem Ohre heraushörend, fuhr in plötzlich verändertem und beinah heiterem

Tone fort: »Wie grausam Sie sind. Aber Sie haben recht. Demütig. Und daß ich mich dessen auch noch berühme. Wer ist demütig? Wir alle sind im letzten doch

eigentlich das Gegenteil davon. Aber das darf ich sagen, ich habe den Willen dazu.«

»Und schon der gilt, Frau Gräfin. Nur freilich ist Demüt nicht genug; sie schafft nicht, sie fördert nicht nach außen, sie belebt kaum.«

»Und ist doch mindestens der Anfang zum Bessern, weil sie mit dem Egoismus aufräumt. Wer die Staffeln hinauf will, muß eben von unten an dienen.

Und soviel bleibt, es birgt sich in ihr die Lösung jeder Frage, die jetzt die Welt bewegt. Demütig sein heißt christlich sein, christlich in meinem,

Selbst der Duldsamkeit bedarf; wer demütig ist, der sieht die Scheidewände fallen und erblickt den Menschen im Menschen.»

»Ich kann Ihnen stimmen,« lächelte Lorenzen. »Aber wenn ich, Frau Gräfin, in Ihren Mienen richtig lese, so sind diese Bekenntnisse doch nur

Einleitung zu was anderem. Sie halten noch das Eigentliche zurück und verbinden mit Ihrer Aussprache, so sonderbar es klingen mag, etwas

Spezielles und beinah Praktisches.«

»Und ich freue mich, daß Sie das herausgefühlt haben. Es ist so. Wir kommen da eben von Ihrem Stechlin her, von Ihrem See, dem Besten, was sie hier

haben. Ich habe mich dagegen gewehrt, als das Eis aufzuschlagen werden sollte, denn alles Eingreifen oder auch nur Einblicken in das, was sich

verbirgt, erschreckt mich. Ich respektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das werdende, denn eben dies werdende wird über kurz oder

lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, so weit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht

eigentlich leben. Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen. Sich abschließen, heißt sich

einmauern, und sich einmauern ist Tod. Es kommt darauf an, daß wir gerade das ständig gegenwärtig haben. Mein Vertrauen zu meinem Schwager

ist unbedenkt. Er hat einen edeln Charakter, aber ich weiß nicht, ob er auch einen festen Charakter hat. Er ist feinen Sinnes, und wer fein ist,

ist oft bestimmbare. Er ist auch nicht geistig bedeutend genug, um sich gegen abweichende Meinungen gegen Irrtümer und Standesvorurteile

wehren zu können. Er bedarf der Stütze. Diese Stütze sind Sie meinem Schwager Woldemar von Jugend auf gewesen. Und um was ich jetzt bitte, das heißt:

»Seien Sie's ferner.«

»Daß ich Ihnen sagen könnte, wie freudig ich in Ihren Dienst trete, gnädigste Gräfin. Und ich kann es um so leichter, als Ihre Ideale, wie Sie

wissen, auch die meinigen sind. Ich lebe darin und empfind es als eine Gnade, da, wo das Alte versagt, ganz in einem Neuen aufzugehen. Um

ein solches »Neues« handelt es sich. Ob ein solches »Neues« sein soll (weil es sein muß) oder ob es nicht sein soll, um diese Frage

dreht sich alles. Es gibt hier um uns her eine große Zahl vorzüglicher Leute, die ganz ernsthaft glauben, das uns Überlieferte — das Kirchliche voran

(leider nicht das Christliche) — müsse verteidigt werden, wie der salomonische Tempel. In unserer Obersphäre herrscht außerdem eine naive

Neigung, alles »Preussische« für eine höhere Kulturform zu halten.«

»Genau wie Sie sagen. Aber ich möchte doch, um der Gerechtigkeit willen, die Frage stellen dürfen, ob dieser naive Glaube nicht eine gewisse Berechtigung

hat?«

»... aber mal. Aber das liegt zurück. Und kann nicht anders sein. Der Hauptgegensatz alles Modernen gegen das Alte besteht darin, daß die Menschen nicht mehr durch ihre Geburt auf den von ihnen einzunehmenden Platz gestellt werden. Sie haben jetzt die Freiheit, ihre Fähigkeiten nach allen Seiten hin und auf jedem Gebiete zu betätigen. Früher war man dreihundert Jahre lang ein Schloßherr oder ein Leinenweber; jetzt kann jeder Leinenweber eines Tages ein Schloßherr sein.«

»Und beinah auch umgekehrt,« lachte Melusine. »Doch lassen wir dies heikle Thema. Viel, viel lieber hör ich ein Wort von Ihnen über den Wert unsrer Lebens- und Gesellschaftsformen, über unsre Gesamtschauungsweise, deren besondere Zulässigkeit Sie, wie mir scheint, so nachdrücklich anzweifeln.«

»Nicht absolut. Wenn ich zweifle, so gelten dies Zweifel nicht so sehr den Dingen selbst, als dem Hochmaß des Glaubens daran. Daß man all diese Mittelmaßdinge für etwas Besonderes und Überlegenes und deshalb, wenn's sein kann, für etwas ewig und Konservierendes ansieht, das ist das Schlimme. Was mal galt, soll weiter gelten, was mal gut war, soll weiter ein Gutes oder wohl gar ein Bestes sein. Das ist aber unmöglich, auch wenn alles, was

keineswegs der Fall ist, einer gewissen Herrlichkeitsvorstellung entspreche ... Wir haben, wenn wir rückblicken, drei große Epochen gehabt. Dessen sollen wir eingedenk sein. Die vielleicht größte, zugleich die erste, war die unter dem Soldatenkönig. Das war ein nicht genug zu preisender Mann, seine Zeit wunderbar angepaßt und ihr zugleich voraus. Er hat nicht bloß das Königtum stabilisiert, er hat auch, was viel wichtiger, die Fundamente für eine neue Zeit geschaffen und an die Stelle von Verfahrtheit, selbstischer Vielherrschaft und Willkür Ordnung und Gerechtigkeit gesetzt. Gerechtigkeit,

das war sein bester > rocher de bronze <.«

»Und dann?«

»Und dann kam Epoche zwei. Die ließ, nach jener ersten, nicht lange mehr auf sich warten und das seiner Natur und seiner Geschichte nach gleich ungeniale Land sah sich mit einem Male von Genie durchblitzt.«

»Müß das ein Staunen gewesen sein.«

»Ja. Aber doch mehr draußen in der Welt als daheim. Aestunnen ist auch eine Kunst. Es gehört etwas dazu, Großes als groß zu begreifen ..

Und dann kam die dritte Zeit. Nicht groß und doch auch wieder ganz groß. Da war das arme, elende, halb dem Untergange verfallene Land nicht von Genie, wohl aber von Begeisterung durchleuchtet, von dem Glauben an die höhere Macht des Geistigen, des Wissens und der Freiheit.«

»Güt, Lorenzen. Aber weiter.«

»Und all das, was ich da so erzähle, umfaßt zeitlich ein Jahrhundert. Da waren mir den andern voraus, mitunter geistig und moralisch gewiß.

u' > Non soli cedo = er 2 ... Adler mit seinem Blitzbündel in den Fängen, er blitzt nicht mehr, und die Begeisterung ist tot. Eine rückläufige

Weg. Bewegung ist da, längst gestorbenes, ich muß es wiederholen, soll neu erblühen. Es tut es nicht. In gewissem Sinne freilich kehrt alles einmal wieder,

aber bei dieser Wiederkehr werden Jahrtausende übersprungen; wir können die römischen Kaiserzeiten, Gütes und Schlechtes, wieder haben, aber nicht

das spanische Rohr aus dem Tabakskollegium und nicht einmal den Krüdstock von Sanssouci. Damit ist es vorbei. Und gut, daß es

so ist. Was einmal Fortschritt war, ist längst Rückschritt geworden. Aus der modernen Geschichte, der eigentlichen, der lesenswerten, verschwinden die

Kämpfe und die Bataillone (trotzdem sie sich ständig vermehren) und wenn sie nicht selbst verschwinden, so schwindet doch das Interesse daran. Und mit

dem Interesse das Festige. An ihre Stelle treten Erfinder und Entdecker, und James Watt und Siemens bedeuten uns mehr als du Guesclin und

Bayard. Das Heldische hat nicht direkt abgewirtschaftet und wird noch lange nicht abgewirtschaftet haben, aber sein Kurs hat nun mal seine

besondere Höhe verloren, und anstatt sich in diese Tatsache zu finden, versucht es unser Regime, dem Niedersteigenden eine künstliche Hausse zu

geben.

»Es ist, wie Sie sagen. Aber gegen wen richtet sich's? Sie sprachen von »Regime«. Wer ist dies Regime? Mensch oder Ding? Ist es die von alter Zeit her

übernommene Maschine, deren Räderwerk tot weiterklappert, oder ist es Der, der an der Maschine steht? Oder endlich ist es eine

bestimmte abgegrenzte Vielheit, die die Hand des Mannes an der Maschine zu bestimmen, zu richten trachtet? In allem, was Sie sagen, klingt eine sich

auflehrende Stimme. Sind Sie gegen den Adel? Stehen Sie gegen die »alten Familien«?

»Zunächst: nein. Ich liebe, hab auch Ursach' dazu, die alten Familien und möchte beinah glauben, jeder liebt sie. Die alten Familien sind immer

noch populär, auch heute noch. Aber sie vertun und verschütten diese Sympathien, die doch jeder braucht, jeder Mensch und jeder Stand. Unsre alten

Familien kranken durchgängig an der Vorstellung, daß es ohne sie nicht gehe, was aber weit gefehlt ist, denn es geht sicher auch ohne sie; — sie

sind nicht mehr die Säule, die das Ganze trägt, sie sind das alte Stein- und Moosdach, das wohl noch lastet und drückt, aber gegen Unwetter nicht mehr

schützen kann. Wohl möglich, daß aristokratische Tage mal wiederkehren, vorläufig, wohin wir sehen, stehen wir im Zeichen einer

demokratischen Weltanschauung. Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine bessere und eine glücklichere. Aber wenn auch nicht eine glücklichere,

so doch mindestens eine Zeit mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser atmen können. Und je freier man atmet,

je mehr lebt man. Was aber Woldemar angeht, meiner sind Sie sicher, Frau Gräfin. Bleibt freilich, als Hauptfaktor, noch die Comtesse. Für

die müssen Sie die Bürgschaft übernehmen. Die Frauen bestimmen schließlich doch alles.

»So heißt es immer. Und wir sind eitel genug, es zu glauben. Aber das führt uns auf ganz neue Gebiete. Vorläufig Ihre Hand zur Besiegung.

Und nun erlauben Sie mir, nach diesem unserm revolutionären Diskurse, zu den Hütten friedlicher Menschen zurückzukehren. Ich habe mich bei dem alten Herrn, nur auf eine halbe Stunde beurlaubt und rechne darauf, daß Sie mich, wenn nicht bis ins ›Museum‹ selbst (das dem Programm nach besucht werden sollte), so doch wenigstens bis auf die Schloßrampe begleiten.«

Lorenzen tat, wie gewünscht, und auf dem Wege zum Schloß plauderten beide weiter, wenn auch über sehr andere Dinge.

»Was ist es eigentlich mit diesem ›Museum‹?« fragte Melusine; »kann ich mir doch kaum was Rechtes darunter vorstellen. Eine alte Papptafel mit Inschrift

hängt da schräg über der Saaltür, alles dicht neben meinem Schlafzimmer und ich habe mich etwas davor geängstigt.«

»Sehr mit Recht, gnädigste Gräfin. Die primitive Papptafel, die freilich verwunderlich genug aussieht, sollte wohl nur andeuten, daß es sich bei der ganzen

Sache mehr um einen Scherz als um etwas Ernsthaftes handelt. Etwa wie bei Sammlung von Merschaumpfeifen und Tabaksdosen. Und Sie werden auch

vorwiegend solchen Seltsamkeiten begegnen. Andererseits aber ist es auch wieder ein richtiges historisches Museum, trotzdem es nur halb das geworden

ist, worauf Herr von Stechlin anfänglich aus war.«

»Und das war?«

»Und das war?«

»Das war mehr etwas Groteskes. Es mögen nun wohl schon zwanzig Jahre sein, da las er eines Tages in der Zeitung von einem Engländer,

der historische Türen sammle und neuerdings sogar für eine enorme Summe, ich glaube es waren tausend Pfund, die Gefängnistür

habe, durch die Ludwig XVI. und dann später Danton und Robespierre zur Guillotiniertung abgeführt worden seien. Und diese Notiz machte

solchen Eindruck auf unsern liebenswürdigen Stechlin, daß er auch solche historische Türsammlung anzulegen beschloß. Er ist aber nicht weit

damit gekommen und hat sich mit dem Kustriner Schloßfenster begnügen müssen, an dem Kronprinz Friedrich stand, als Käthe zur Enthauptung

vorüber geführt wurde. Doch auch das ist unsicher, ja, die meisten wollen nichts davon wissen. Nur Kripperstapel hält noch daran fest.«

»Kripperstapel?«

»Kripperstapel?«

»Ja. Der Name frappiert Sie. Das ist nämlich unser Lehrer hier, Liebling des alten Herrn und sein Berater in allerlei Dingen. Der hat ihm denn auch das

gegenwärtige ›Museum‹, das man als Abschlagzahlung auf die ›historischen Türen‹ ansehen kann, zusammengestellt. Außer dem angezweifelten Fenster werden

bei der Frau Gräfin noch ein paar pharaisische Regentraufen finden und vor allem viele Wetterhähne, die von alten märkischen Kirchtürmen

herabgenommen wurden. Einige sollen ganz interessant sein. Ich habe keinen Sinn dafür. Aber Kripperstapel hat einen Katalog

angefertigt.«

Unter diesen Worten waren beide bis an die Rampe gekommen, auf der Engelke schon stand und auf die Gräfin wartete. Lorenzen empfahl sich.

Aber auch Melusine wollte nicht gleich in's Museum hinauf, zog es vielmehr vor, erst unten in das große Gesellschaftszimmer eintreten und sich da

du wärmen.

Engelke machte sich auch sofort am Kamin zu schaffen, was der Gräfin gut paßte, weil sie noch manches fragen wollte.

»Das ist recht, Engelke, daß Sie Kohlen ausschütten und auch Kienäpfel. Ich freue mich immer, wenn es so lustig brennt. Und oben im »Museum«

wird es wohl noch kalt sein.«

»Ja, kalt ist es, Frau Gräfin. Aber mit der Kälte, na, das ging am Ende noch, und der viele glaub, der oben liegt, das ginge vielleicht auch noch;

glaub wärmt. Und die Dachtraufen und Wetterhähne tun auch keinem Merchen was ...«

»Aber was ist denn sonst noch?«

»Ach, ich meine bloß die verdammten Dinger, die Spinnen ...«

»Um Gottes willen, Spinnen?« erschrak Melusine.

»Ja, Spinnen, Frau Gräfin. Aber so ganz schlimme sind nicht dabei. Solche mit'm Kreuz oben hab ich bei uns noch nicht gesehn. Bloß

solche, die Schneider heißen.«

»Ach, das sind die, die die langen Beine haben.«

»Ja, lange Beine haben sie. Aber sie tun einem nichts. Und eigentlich sind es sehr ängstliche Tiere und verkriechen sich, wenn sie hören, daß

geschlossen wird, und bloß wenn Krippestapel kommt, dann kommen sie alle raus und kucken sich um. Krippestapeln, den kennen sie

ganz gut, und ich hab auch mal gesehn, daß er ihnen Fliegen mitbringt, und machen sich dann gleich drüber her.«

»Aber das ist ja grausam. Ist es denn ein guter Mensch?«

»O, sehr gut, Frau Gräfin. Und als ich ihm mal so was sagte, sagte er: »Ja, Engelke, das ist nu mal so; einer frißt den andern auf.«

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort; dann sagte Melusine: »Nun, Engelke, ist es aber wohl die höchste Zeit für das Museum,

sonst komm ich zu spät und seh und höre gar nichts mehr. Ich bin nun auch wieder warm geworden.« Dabei erhob sie sich und stieg die

Doppeltrappe hinauf und klopfte. Sie wollte nicht gleich eintreten.

Auf ihr Klopfen wurde sehr bald von innen her geöffnet, und Krippestapel, mit der Hornbrille, stand vor ihr. Er verbeugte sich und trat

zurück, um den Platz freizugeben. Aber Melusine, deren Angst vor ihm wiederkehrte, zauderte, was eine momentane Verlegenheit schuf. Inzwischen

war aber auch Dubslav herangekommen. »Ich fürchtete schon, daß Lorenzen Sie nicht herausgeben würde. Seine Gelegenheiten, hier in Stechlin ein

Gespräch zu führen, sind nicht groß und nun gar ein Gespräch mit Gräfin Melusine! Nun, er hat es gnädig gemacht. Jetzt aber, Gräfin, halten Sie

gefälligst Umchau; vielleicht daß Lorenzen schon geplaudert hat oder gar Engelke.«

»So ganz im Dunkeln bin ich nicht mehr ein Kustriner Schloßfenster, ein paar Kirchendachreliquien und dazu Wetterhähne, —

lauter Gegenstände (denn ich bin auch ein bißchen fürs Aparte), zu deren Auswahl ich Ihnen gratuliere.«

»Wofür ich der Frau Gräfin dankbar bin, ohne sonderlich überrascht zu sein. Ich wußte, Damen wie Gräfin Ghiberti haben Sinn für derlei Dinge.

Darf ich Ihnen übrigens zunächst hier diesen Lebüser Bischof zeigen und hier weiter einen Heiligen oder vielleicht Anachoreten? Beide,

Bischof und Anachoret, sind sehr unähnlich untereinander, schon in Bezug auf Leibumfang, — der richtige Gegensatz von Refektorium und Wüste. Wenn

ich den Heiligen hier so sehe, taxier ich ihn höchstens auf eine Dattel täglich. Und nun denk ich, wir fahren in unsrer Besichtigung fort,

Kripperkapel war nämlich eben dabei, der Comtesse Armgard unsern Dérfflingerschen Dragoner mit der kleinen Standarte und der

Jahreszahl 1675 zu zeigen. Bitte, Gräfin Melusine, bemerken Sie hier die Zahl, dicht unter dem brandenburgischen Adler. Es wirkt, wie wenn er

die Nachricht vom Siege bei Fehrbellin überbringen wolle. Daß es ein Dragoner ist, ist klar; der Filzhut mit der breiten Krempe hebt jeden

Zweifel, und ich hab es für mein gutes Recht gehalten, ihn auch speziell als Dérfflingerschen Dragoner festzusetzen. Aber mein Freund

Kripperkapel will davon nichts wissen, und wir liegen darüber seit Jahr und Tag in einer ernsten Fehde. Glücklicherweise unsre eigene. Nicht wahr

Kripperkapel?«

Dieser lächelte und verbeugte sich.

»Die beiden Damen,« fuhr Dubslav fort, »mögen aber nicht etwa glauben, daß ich mich für berechtigt halte, die freie Wissenschaft hier in

meinem Museum in Banden zu schlagen. Grad' umgekehrt. Ich kann also nur wiederholen: »Kripperkapel, Sie haben das Wort. Und nun, bitte,

setzen Sie den Damen Ihrerseits auseinander, warum es nach ganz bestimmten Begleiterscheinungen ein Dérfflingerscher nicht sein kann. Bilderbücher aus

der Zeit her hat man nicht, und die großen Gobelins lassen einen im Stich und beweisen gar nichts.«

Unter diesen Worten hatte Kripperkapel die den Gegenstand des Streits bildende Wetterfahne wieder in die Hand genommen, und als er sah, daß die Gräfin,

— die, wie das in ihrer Natur lag, den vor zehn Minuten noch so gefürchteten »Fliegentöter« längst in ihr Htz geschlossen hatte —

ihm freundlich zunichte, ließ er auf Geltendmachung seines Standpunkts auch nicht lange mehr warten und sagte: »Ja, Frau Gräfin, der Streit schwebt

nun schon so lange, wie wir den Dragoner überhaupt haben, und Herr von Stechlin wäre wohl schon längst in das gegnerische Lager, in dem ich und

Oberlehrer Tucheband stehn, übergegangen, wenn er nicht an meiner wissenschaftlichen Ereiferung seine beständige Freude hätte. Tucheband, einer

unsrer Besten und ein Mann, der nicht leicht vorbei schießt, hat auch in dieser Frage gleich das Richtige getroffen. Er hat nämlich den Ort in

Erwägung gezogen, von wo diese Wetterfahne stammt. Sie stammt aus dem wenigstens damals noch der alten Familie von Möriern zugehörigen
Dorfe Zellin in der Neumark. Das Regiment aber, das sich bei Fehrbellin vor allen andern auszeichnete, war das Dragoner-Regiment
Mörner. Es ist also kein Dörfflingerscher, sondern ein Mörierscher Dragoner, der, in fliegender Eile, die Nachricht von dem
erfochtenen Siege nach Zellin bringt.«

»Bravo,« sagte Melusine. »Wenn ich je eine richtige Schlußfolgerung gehört habe (die meisten sind Blender), so haben wir sie hier. Herr von
Steuchlin, ich kann Ihnen nicht helfen, Sie sind besiegt.«

Dubslav war einverstanden und küßte Melusine die Hand, ohne sich um die mißbilligenden Blicke seiner Schwester zu kümmern, die jetzt ihrerseits auf
endliche Vorführung der beiden Mühlen drang, ihrer zwei Lieblingsstücke. Diese beiden Mühlen, so versicherte sie, seien das einzige, was
hier überhaupt einen Anspruch auf »Museum« erheben dürfe. Beinah war es wirklich so, wie selbst Krippeltapel zugab, trotzdem sich, bis
wenigstens ganz vor kurzem, nichts von historischer Kontroverse (die doch schließlich immer die Hauptsache bleibt) daran geknüpft hatte.
Neuerdings freilich hatte sich das geändert. Zwei Berliner Herren vom Gewerbemuseum waren über die Mühlen in Streit geraten, speziell über
ihren Ursprungsort. Zwar hatte man sich vorläufig dahin geeinigt, daß die Wassermühle holländisch, die Windmühle dagegen (eine richtige alte
Bockmühle) eine Nürnberger Arbeit sei; Krippeltapel aber hatte bei diesem Friedensschlusse nur gelächelt. Er war viel zu sehr ernster
Wissenschaftsmensch, als daß er nicht hätte herausfühlen sollen, wie diese sogenannte »Beilegung« nichts als eine Verkleisterung war. Der Ausbruch neuer
Streitigkeiten stand nahe bevor.

Die waren aber zunächst wenigstens ausgeschlossen, da beide Schwestern, Armgard wie Melusine, wie Kinder vor einem Lieblingsspielzeug, in
einem ganz ausbündigen Vergnügen aufgingen. Die Windmühle klapperte, daß es eine Lust war, und das Rad der Wassermühle, wenn es grad' in der
Sonne blitzte, gab einen solchen Silbirschein, daß es aussah, als fiele das blinkende Wasser wirklich über die Schaufelbretter. All das wurde gesehn und
bewundert, und was nicht gesehn wurde, nahm man auf Treu und Glauben mit in den Kauf. Von dem Spinnen kam keine um Vorchein; nur hier
und da hingen lange graue Gewebe, was jedoch nur feierlich aussah, und als Mittag heran war, verließ man das »Museum«, um sich erst eine
Stunde zu ruhn und dann bei Tische wiederzusehn. Die Gräfin aber, ehe sie den großen, wüsten Raum verließ, trat noch einmal an Krippeltapel
heran, um ihn, unter gewinnendstem Lächeln, zu bitten, ihr, sobald ein ernsterer Streit über die beiden Mühlen entbrennen sollte, die betreffenden
Krippeltapel vrsprach alles.

Auf drei war das Mittagsmahl angeetzt. Schon eine Vierrstunde vorher erschien Lorenzen und traf den alten Dubslav in einer gewissen kätlichen

Herrichtung an oder, wie er sich selbst zu Engelke geäußert hatte, »ganz feuck«.

»Ach, daß ist gut, Lorenzen, daß Sie schon kommen. Ich habe noch allerhand auf dem Herzen. Es muß doch was gechehn, eine richtige Begrüßung

(denn das gestern Abend war zu wenig) oder aber ein solennes Abschiedswort, kurzum irgend was, das in das Gebiet der Toaste

gehört. Und da müssen Sie helfen. Sie sind ein Mann von Fach, und wer jeden Sonntag predigen kann, kann doch schließlich auch 'ne Tischrede

halten.«

»Ja, das sagen Sie so, Herr von Stechlin. Mitunter ist eine Tischrede leicht und eine Predigt schwer, aber es kann auch umgekehrt liegen. Außerdem,

wenn Sie sich nur erst mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß es so sein muß, dann geht es auch. Sie werden sehn, das Herz, wie immer, macht

den Redner. Und dazu diese Damen, beide von so seltener Liebenswürdigkeit. Was die Gräfin angeht ...«

»Ja,« lachte der Alte, »was die Gräfin angeht ... Sie machen so's bequem, Pastor. Die Gräfin, — wenn so's um die handelte, da könnt' ich's vielleicht

auch. Aber die Comtesse, die hat so was Ernstes. Und dann ist sie zum Übrigen auch noch meine Schwiegertochter oder soll es wenigstens werden, und da

muß ich doch sprechen wie 'ne Respektperson. Und das ist schwer, vielleicht, weil ich in meiner Vorstellung die Gräfin immer vor die Comtesse

schiebt.«

Dubslav sprach noch so weiter. Aber es half ihm nichts; Lorenzen war in seinem Widerstande nicht zu besiegen, und so kam denn die Tisch- und

endlich auch die gefürchtete Redezeit heran. Der Alte hatte sich schließlich drin gefunden: »Meine lieben Gäste,« hob er an, »geliebte Braut,

hochverehrte Brautschwester! Ein andres Wort, um meine Beziehungen zu Gräfin Melusine zu bezeichnen, hat vorläufig die deutsche Sprache

nicht, was ich bedauere. Denn das Wort sagt mir lange nicht genug. Wenige Stunden erst ist es, daß ich Sie, meine Damen, an dieser Stelle begrüßen

durfte, noch kein voller Tag, und schon ist der Abschied da. Währenddem hab ich kein »Du« beantragt, aber es liegt doch in der Luft, mehr

nach auf meiner Lippe ... Teuerste Armgard! dies alte Haus Stechlin also soll Ihre dereinstige Heimstätte werden; Sie werden sie zu neuem Leben

erheben. Unter meinem Regime war es nicht viel damit. Auch heute nicht. Ich habe nur das gute Gewissen, Ihnen während dieser kurzen Panne

Zeit alles gezeigt zu haben, was gezeigt werden konnte: mein Museum und meinen See. Die prückstelle (die Winterhand lag darauf) hat geschwiegen,

aber mein Dérfflingerscher Dragoner — in Krippenapels Abwesenheit darf ich ihn ja wieder so nennen — hat dafür um so

deutlicher zu Ihnen gesprochen. Er hat die Zahl 1675 in seiner Standarte und trägt die Siegesnachricht von Fehrbellin ins märkische Land. Erleb ich's

noch und gibt Krippenapel seine Zustimmung, so stell ich, kurz oder lang, auch meinerseits einen Dragoner auf meinen

Dachreiter (einen Turm hab ich nicht) und war einen Dragoner vom Regiment Königin von Großbritannien und Irland, und auch er

trägt eine Siegesbotschaft ins Land. Nicht die von Königgrätz und nicht die von Mars la Tour, aber die von einem gleichgewichtigen Siege.

Das Haus Barby lebe hoch und meine liebe Schwiegertochter Armgard!»

Alle waren bewegt. Am meisten Lorenzen. Als er an den Alten heran trat, flüsterte er ihm zu: »Sehn Sie. Ich wußt' es.« Armgard küßte dem

Alten die Hand, Melusine strahlte. »Ja, die alte Garde!« sagte sie. Nur Schwester Adelheid konnte sich in dieser allgemeinen Freude nicht gut

zurechtfinden. Alle Feiern mußten eben das Maß halten, das sie vorscrieb. Sie hatte den landesüblichen Zug: »Nur nicht zuviel von irgend was, am

wenigsten aber von Huldigungen oder gar von Hingebung.«

Als man wieder saß, sagte Melusine: »Krippenstapel wird übrigens erstimmt sein, wenn er von Ihrem Trinkeruche hört. Es war doch eigentlich eine

erneute feierliche Proklamierung des Derrflingerschen. Und was bei solcher Gelegenheit gesagt wird, das gilt ... Interessiert sich übrigens irgendwer für

dies Ihr Museum?»

»Dann und wann ein Mann von Fach. Sonst niemand.«

»Was sie verdrießt.«

»Nein, gnädigste Gräfin. Nicht im geringsten. Ich nehme nicht vieles ernsthaft, und am wenigsten ernsthaft nehm' ich mein Museum. Es ist freilich von mir

ausgegangen und interessierte mich auch eine Weile, hinterher aber hat sich eigentlich alles ohne mich gemacht. Das ist so die Regel. Ist überhaupt erst

ein Anfang da, so laufen die Dinge von selber weiter, und die Leute lassen einen nicht wieder los, halten einen fest, man mag

wollen oder nicht. Ich hätte vielleicht alles schon längst wieder aufgegeben, man will's aber nicht. Einigen gereicht es zur Befriedigung, mich für einen

Querkopf halten zu können und andre sprechen wenigstens von Originalitätsscherei. Man muß eben allerhand über sich ergehen lassen.«

Um fünf Uhr brachen Woldemar und die Barbyschen Damen auf, um den Zug, der um sieben Uhr Gransee passierte, nicht zu versäumen. Es dunkelte schon, aber der Schnee sorgte für einen Lichtschimmer; so ging es über die Bohlenbrücke fort in die Kastanienallee mit ihrem kahlen und übereisten Gezweige hinein.

Lorenzen war noch im Schlosse zurückgeblieben und setzte sich, um wieder warm zu werden, — auf der Rampe war's kalt und zugig gewesen — in die Nähe des Kamins, dem alten Dubslav gegenüber. Dieser hatte seinen Meerschäum angezündet und sah behaglich in die Flamme, blieb aber ganz gegen seine

Gewohnheit schweigsam, weil eben noch eine dritte Person da war, die von den liebenswürdigen Damen, über die sich auszulassen es ihn in seiner Seele drängte, ganz augenscheinlich nichts hören wollte. Diese dritte Person war natürlich Tante Adelheid. Die wollte nicht sprechen.

Andrerseits mußte durchaus der Versuch einer Konversation gemacht werden, und so griff denn Dubslav den Gundersmanis hinüber, um in ein paar

Worten sein Bedauern darüber auszudrücken, daß er die Siebenmühlner nicht habe mit herziehen können. »Engelke sei so sehr dagegen gewesen.«

All dies Bedauern, — wie's der ganzen Sachlage nach nicht anders sein konnte, — kam flau genug heraus, aber die Domina war so hochgradig

verstimmt, daß ihr selbst so nüchterne, das Verbindliche nur ganz leise, nur ganz obenhin streifende Worte schon zuwider waren. »Ach,

laß doch diese geborne Helfrich,« sagte sie, »diese Tochter von dem alten Hauptmann, der die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben soll. So

wenigstens zählt sie beständig. Eine schreckliche Frau, die gar nicht in unsre Gesellschaft paßt. Und dabei so laut. Ich kann es nicht leiden, wenn wir so mit

Gewalt nach oben blicken sollen, aber diese Helfrich, das muß ich sagen, ist denn doch auch nicht mein Geschmack. Ich halte das Unter-sich-bleiben für das

einzig Richtige. Bescheidene Verhältnisse, aber bestimmte gezogene Grenzen.«

Lorenzen hütete sich zu widersprechen, versuchte vielmehr umgekehrt durch ein halbes Eingehn auf Adelheid und ihren Ton, eine bessere

Laune wieder herzustellen. Als er aber sah, daß er damit scheiterte, brach er auf.

Und nun waren die beiden alten Geschwister allein.

Dubslav ging im Zimmer ruhig auf und ab und trat nur dann und wann an den Tisch heran, auf dem noch vom Kaffee her die Liqueurflaschen standen.

Er wollte was sagen, traute sich's aber nicht recht, und erst als er um zwei Curaçaos auch noch einen Benediktiner zugefügt hatte, wandte

er sich an die Schwester, die, schweigsam wie er selbst, ihre kleine goldene Kette hin und her zog.

»Ja,« sagte er »jetzt sind sie nun wohl schon in Woltersdorf.«

»Ich vermüthe drüber raus, Woldemar wird die Pferde natürlich auslölen lassen. Es sind, glaub ich, Damen, die nicht gerne langsam fahren.«

»Du sagst das so, Adelheid, als ob du's tadeln wolltest, überhaupt als ob dir die Damen nicht sonderlich gefallen hätten. Das sollte mir

leid tun. Ich bin sehr glücklich über die Partie. Gewiß, sowohl die Gräfin wie die Comtesse sind verwöhnt; das merkt man. Aber ich möchte

sagen, je verwöhnter sie sind ...«

»Desto besser gefallen sie dir. Das sieht dir ähnlich. Ich liebe mehr unsre Leute. Beide sind doch beinah wie Fremde.«

»Nun, das ist nicht schlimm.«

»Doch. Mir wüerst du das Fremde. Laß dir erzählen. Da war ich vorigen Sommer mit der Schmargendorf in Berlin und ging zu Josty, weil

die Schmargendorf, die so was liebt, gern eine Tasse Schokolade trinken wollte.«

»Du hoffentlich auch.«

»Allerdings. Ich auch. Aber ich kam nicht recht dazu, nippte bloß, weil ich mich über die Massen ärgern mußte. Denn an dem Tische neben mir

saß ein Herr und eine Dame, wenn es überhaupt eine Dame war. Aber Engländer waren es. Er steckte ganz in Flanell und hatte die

Beinkleider ungekrempelt, und die Dame trug einen Rock und eine Bluse und einen Matrosenhut. Und der Herr hatte ein Windspiel, das immer

zitterte, trotzdem fünf und zwanzig Grad Wärme waren.«

»Ja, warum nicht?«

»Und zwischen ihnen stand eine Tablette mit Wasser und Cognac, und die Dame hielt außerdem noch eine Zigarette zwischen den Fingern und sah

in die Ringelwölkchen hinein, die sie blies.«

»Scharmant. Das muß ja reizend ausgesehn haben.«

»Und ich verwette mich, diese Melusine raucht auch.«

»Ja, warum soll sie nicht? Du schlachtest Gänse. Warum soll Melusine nicht rauchen?«

»Weil Rauchen männlich ist.«

»Und schlachten weiblich ... Ach, Adelheid, wir können uns über so was nicht einigen. Ich gelte schon für leidlich altmodisch, aber du, du bist ja

geradezu petrefakt.«

»Ich verstehe das Wort nicht und wünsche nur, daß es etwas ist, dessen du dich nicht zu schämen hast. Es klingt sonderbar genug. Aber ich weiß,

du liebst dergleichen und liebst gewiß auch (und hast so deine Vorstellungen dabei) den Namen Melusine.«

»Kann ich beinah sagen.«

»Ich dacht es mir.«

»Ja, Schwester, du hast gut reden. So sicher wie du wohnt eben nicht jeder. Adelheid! das ist ein Name, der paßt immer. Und im

Kirchenbuche, wie mir Lorenzen erst neulich gezeigt hat, steht sogar Adelheide. Das Schluß'e ist bei der schlechten Wirtschaft in unserm

Hause so mit draufgegangen. Die Stechline haben immer alles verursacht.«

»Ich bitte dich, wähle doch andere Worte.«

»Warum? Verursacht ist ein ganz gutes Wort. Und außerdem, schon der alte Kortschdel sagte mir mal, man müsse gegen Wörter nicht so

streng sein und gegen Namen erst recht nicht, da sitze manch einer in einem Glashause. Hältst du Rentmeister Fix für einen schönen

Namen? Und als ich noch bei den Kürassieren in Brandenburg war, in meinem letzten Dienstjahr, da hatten wir dich bei uns einen kleinen

Mann von der Feuerversicherung, der hieß Briefbeschwerer. Ja, Adelheid, wenn ich dem gegenüber so verfahren wäre, wie du jetzt mit Gräfin Melusine,

so hätt ich mir den Mann als eine halbe Bombe vorstellen müssen oder als einen Kugelmann. Denn damals, es war Anno

vierundszwanzig, waren alle »Briefbeschwerer« bloß »Kugelmanner«: 'ne Flintenkugel oben und zwei Flintenkugeln unten. Und natürlich 'ne

Kartätschenkugel als Bauch in der Mitte. Das Feuerversicherungsmännchen aber, das zufällig so sonderbar hieß, das war so dünn wie 'n Strich.«

»Ja, Dubslav, was soll das nun alles wieder? Du gibst da deinem Zeisig mal wieder ein gut Stück Zucker. Ich sage Zeisig, weil ich nicht verletzich

werden will.«

»Küss' die Hand ...«

»Und was ich dir zur Sache darauf zu sagen habe, das ist das. Ich habe nichts dagegen, daß jemand Briefbeschwerer heißt, und überlass' es ihm, ob er ein

Strich oder ein Kugelmann sein will. Aber ich habe sehr viel gegen Melusine. Briefbeschwerer, nüt, das ist bloß ein Zufall, Melusine aber ist

kein Zufall, und ich kann dir bloß sagen, diese Melusine ist eben eine richtige Melusine. Alles an dieser Person ...«

»Ich bitte dich, Adelheid ...«

»Alles an dieser Dame, wenn sie durchaus so etwas sein soll, ist verführerisch. Ich habe so was von Koketterie noch nie gesehn. Und wenn ich mir dann

in unsern armen Woldemar daneben denke! Der is ja solcher Eva gegenüber von Anfang an verloren. Eh' er noch weiß, was los ist, ist er

schon unstrickt, trotzdem er doch bloß ihr Schwager ist. Oder vielleicht auch grade deshalb. Und dazu das ewige Zich-biegen und -wiegen in den Hüften.

Alles wie im Beweise, daß es mit der Schlange denn doch etwas auf sich hat. Und wie sie nun gar erst mit dem Lorenzen Ursprung. Aber freilich, der ist

wo möglich noch leichter du fangen, als Woldemar. Er sah sie immer an wie 'ne Offenbarung. Und sie ist auch so was. Darüber is kein Zweifel. Aber wovon?«

Hochzeit.

Zweunddreißigstes Kapitel.

Zu guter Zeit waren die Reisenden wieder in Berlin zurück. Woldemar hatte Braut und Schwägerin bis an das Kronprinzen-Ufer begleitet, mußte jedoch auf Verbleib im Barby'schen Hause verzichten, weil im Kasino eine kleine Festlichkeit stattfand, der er beiwohnen wollte.

Der alte Graf ging, als unten die Drechke hielt, mühsamlich auf seinem Zimmerteppich auf und ab, weil ihn sein Fuß, wie stets wenn das Wetter umschlug, mal wieder mit einer ziemlich heftigen Neuralgie quälte.

»Nun, da seid ihr ja wieder. Der Zug muß Verspätung gehabt haben. Und wo ist Woldemar?«

Man gab ihm Auskunft und daß Woldemar wegen seines Nichterscheins um Entschuldigung bäte. »Gut, gut. Und nun kretzt euch und zählt. Mit dem

Conte, das ließ damals allerlei zu wünschen übrig ... Verzeih, Melusine. Da möcht' ich denn begrifflicherweise, daß es uns diesmal besser

ginge. Woldemar macht mir natürlich kein Kopfzerechen, aber die Familie, der alte Stechlin. Armgard braucht selbstverständlich auf eine so

delikate Frage nicht zu antworten, wenn sie nicht will, wiewohl erfahrungsmäßig ein Unterschied ist zwischen Schwiegermüttern und Schwiegervätern. Diese sind

mitunter verbindlicher als der Sohn.«

Armgard lachte. »Mir Papa, passiert so was Nettos nicht. Aber mit Melusine war es wieder das Herkömmliche. Der alte Stechlin fing an und der Pastor

folgte. Wenigstens schien es mir so.«

»Dann bin ich beruhigt, vorausgesetzt, daß Melusine über den neuen Schwiegervater ihren richtigen alten Vater nicht vergißt.«

Sie ging auf ihn zu und küßte ihm die Hand.

»Dann bin ich befuhigt,« wiederholte der Alte. »Melusine gefällt fast immer. Aber manchem gefällt sie freilich auch nicht. Es gibt so viele Mädchen, die

haben einen natürlichen Haß gegen alles, was liebenswürdig ist, weil sie selber liebenswürdig sind. Alle beschränkten und aufgesteiften Individuen, alle, die

eine bornierte Vorstellung vom Christentum haben — das richtige sieht ganz anders aus — alle Pharisäer und Gernegroß, alle Selbstgerechten

und Eiteln fühlen sich durch Personen wie Melusine gekränkt und verletzt, und wenn sich der alte Stechlin in Melusine verliebt hat, dann lieb ich ihn

schon darum, denn er ist dann eben ein guter Mensch. Mehr brauch ich von ihm gar nicht zu wissen. Übrigens konnt es kaum anders sein. Der Apfel fällt nicht

weit vom Stamm. Aber auch umgekehrt: wenn ich den Apfel kenne, kenn' ich auch den Stamm ... Und wer war denn noch da? Ich meine, von

»Wohl?«
Verwandschaft?«

»Nur noch Tante Adelheid von Kloster Witz,« sagte Armgard.

»Das ist die Schwester des Alten?«

»Ja, Papa. Ältere Schwester. Wohl um zehn Jahr älter und auch nur Halbschwester. Und eine Domina.«

»Sehr fromm?«

»Das wohl eigentlich nicht.«

»Du bist so einsilbig, Sie scheint dir nicht recht gefallen zu haben.«

Armgard schwieg.

»Nun, Melusine, dann sprich du. Nicht fromm also; das ist gut. Aber vielleicht?«

»Fast könnte man's sagen,« antwortete Melusine. »Doch paßt es auch wieder nicht recht, schon deshalb nicht, weil es ein französisches Wort ist.«

Tante Adelheid ist eminent unfranzösisch.«

»Ah, ich versteh. Also komische Figur.«

»Auch das nicht so recht, Papa. Sagen wir einfach, zurückgeblieben, vorweltlich.«

Der alte Graf lachte. »Ja, das ist in allen alten Familien so, vor allem bei reichen und vornehmen Juden. Kenne das noch von Wien her,

wo man überhaupt solche Fragen studieren kann. Ich verkehrte da viel in einem großen Banquierhause, drin alles nicht bloß voll Glanz, sondern

auch voll Orden und Uniformen war. Fast zuviel davon. Aber mit einem Male traf ich in einer Ecke, ganz einsam und doch beinah

vergnüglih, einen merkwürdigen Urgreis, der wie der alte Góbbó — der in dem Stück von Shakespeare vorkommt — aussah und als

ich mich später bei einem Tischnachbar erkundigte, »wer denn das sei, da hieß es: »Ach, das ist ja Onkel Manasse«. Solche Onkel

Manasses gibt es überall, und sie können unter Umständen auch »Tante Adelheid« heißen.«

Daß der alte Graf das so leicht nahm, erfreute die Töchter sichtlich, und als Jeserich bald danach das Gezeug brachte, wurd' auch Armgard

mittelsamer und erzählte zunächst von Superintendent Koseleger und Pastor Lorenzen, danach vom Stechlinsee (der ganz überfroren gewesen

sei, so daß sie die berühmte Stelle nicht hätten sehen können) und zuletzt von dem Museum und den Wetterfahnen.

Diese waren das, was den alten Grafen am meisten interessierte. »Wetterfahnen, ja, die müssen gesammelt werden, nicht bloß alte Dragoner in Blech

geschnitten, sondern auch allermodernste Silhouetten, sagen wir aus der Diplomatologie. Da kommt dann schon eine ganz hübsche Galerie zusammen. Und wißt ihr, Kinder, das mit dem Museum gibt mir erst eine richtige Vorstellung von dem Alten und eine volle Befriedigung, beinahe mehr noch, als daß ihm Melusine gefallen hat. Ich bin sonst nicht für Sammler. Aber wer Wetterfahnen sammelt, das will doch was sagen, das ist nicht bloß eine gute Seele, sondern auch eine kluge Seele, denn es ist da so was drin, wie ein Fingerknips gegen die Gesellschaft. Und wer den machen kann, das ist mein Mann, mit dem kann ich leben.«

Man blieb nicht lange mehr beisammen; beide Schwestern, ziemlich ermüdet von der Tagesanstrengung, zogen sich früh zurück, aber ihr Gespräch über Schloß Stechlin und die beiden Geistlichen und vor allem über die Domina (gegen die Melusine heftig eiferte) setzte sich noch in ihrem Schlafzimmer fort.

»Ich glaube,« sagte Armgard, »du legst du viel Gewicht auf das, was du das Ästhetische nennst. Und Woldemar tut es leider auch. Er läßt auf seine Mark Brandenburg sonst nichts kommen, aber in diesem Punkte spricht er beinahe so wie du. Wohin er blickt, überall vermißt er das Schöne. Das Wenige, was danach aussieht, so klagt er ständig, sei bloß Nachahmung. Aus eigenem Trieb heraus würde hier nichts derart geboren.«

»Und daß er so klagt, das ist das, was ich so ziemlich am meisten an ihm setze. Du meinst, daß ich, wenn ich von der Domina spreche, zu viel Gewicht auf diese doch bloß äußerlichen Dinge lege. Glaube mir, diese Dinge sind nicht bloß äußerlich. Wer kein feines Gefühl hat, sei's in Kunst, sei's im Leben, der existiert für mich überhaupt nicht und für meine Freundschaft und Liebe nun schon ganz gewiß nicht. Da hast du mein Programm. Unser ganzer Gesellschaftszustand, der sich wunder wie hoch dünkt, ist mehr oder weniger Barbarei; Lorenzen, von dem du doch so viel hältst, hat sich ganz in diesem Sinne gegen mich ausgesprochen. Ach, wie weit voraus war uns doch die Heidenzeit, die wir jetzt so verständnislos bemängeln! Und selbst unser dunkles Mittelalter — schönheitlich stand es höher als wir, und seine Scheiterhaufen, wenn man nicht gleich selbst an die Reihe kam, waren gar nicht so schlimm.«

»Ich erlebe noch,« lachte Armgard, »daß du 'her' neuen Kreuzen oder ähnliches predigst. Aber wir sind von unserm eigentlichen Thema ganz abgekommen, von der Domina. Du sagtest, ihre Gefühle widersprächen sich untereinander. Welche Gefühle?«

»Darauf ist leicht Antwort geben. Erst beglückwünscht sie sich zu sich selbst, und hinterher ärgert sie sich über sich selbst. Und daß sie das muß, daran sind wir

schuld, und das kann sie uns nicht verzeihn.«

»Ich würde vielleicht stimmen, wenn das, was du da sagst, nicht so sehr eitel klänge ... Sie hat übrigens einen guten Verstand.«

»Den hat sie, gewiß, den haben sie alle hier oder doch die meisten. Aber ein guter Verstand, so viel er ist, ist auch wieder recht wenig und schließlich —

ich muß leider zu diesem Berlinismus greifen — ist diese gute Domina doch nichts weiter als eine Stakete, lang und spitz. Und nicht mal

grüestrichen.«

»Und der Alte? Der wenigstens wird doch vor deiner Kritik bestehen.«

»Der, der ist und geht noch über Woldemar hinaus. Was meinst du, wenn ich den Alten heiratete?«

»Sprich nicht so, Melusine. Ich weiß ja recht gut, wie das alles von dir gemeint ist, Übermut und wieder Übermut. Aber er ist doch am Ende noch nicht so

steinalt. Und du, so lieb ich dich habe, du bist schließlich in der Lage, dich in solche Kompliziertheiten von Schwiegervater und Schwager, alles in

einem, und wo möglich noch allerhand dazu, verlieben.«

»Jedenfalls mehr als in den, der diese Kompliziertheiten darstellt oder gar erst schaffen soll ... Also, sei ruhig, freundlich Element.«

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Das war in den letzten Dezembertagen; auf Ende Februar hatte man die Hochzeit des jungen Paares festgesetzt. In der Zwischenzeit war seitens des alten Grafen erwogen worden, ob die Trauung nicht doch vielleicht auf einem der Barbyschen Elbgüter stattfinden solle, die Braut selbst aber war dagegen gewesen und hatte mit einer ihr sonst nicht eignen Lebhaftigkeit versichert: sie hänge an der Armee, weshalb sie — ganz abgesehen von ihrem teuren Frommel — die Berliner Garnisonkirche weit vorziehe. Daß diese, nach Ansicht vieler, bloß ein großer Schuppen sei, habe für sie gar keine Bedeutung; was ihr an der Garnisonkirche so viel gelte, das seien die großen Erinnerungen und ein Gotteshaus, drin die Schwerins und die Letens ständen (und wenn sie nicht drin ständen, so doch andre, die kaum schlechter wären) — eine historisch so bevorzugte Stelle wäre ihr an ihrem Trautage viel lieber als ihre Familienkirche, trotz der Särge so vieler Barbys unterm Altar. Woldemar war sehr glücklich darüber, seine Braut so preußisch-militärisch zu finden, die denn auch, als einmal die Zukunft und mit ihr die Frage nach ›Verbleib oder Nichtverbleib‹ in der Armee durchgesprochen wurde, lachend erwidert hatte: »Nein Woldemar, nicht jetzt schon Abschied; ich bin sehr für Freiheit, aber doch beinah' mehr noch für Major.«

Auf drei Uhr war die Trauung festgesetzt. Schon eine halbe Stunde vorher erschien der Brautwagen und hielt vor dem Schickedanzschen Hause, dessen Flur ausgeschmückt, sich die Frau Versicherungssekretärin nicht hatte nehmen lassen. Von der Treppe bis auf das Trottoir hinaus waren zu beiden Seiten Blumenstraden aufgestellt, auf denen die Lieblinge der Frau Schickedanz in einer Schönheit und Fülle standen, als ob es sich um eine Maiblumenausstellung gehandelt hätte. Hinter den verschiedenen Straden aber hatten alle Hausbewohner Aufstellung genommen, Lizzi, Frau Imme und sämtliche Hartwachs und natürlich auch Hedwig, die, nach ganz kurzer Dienst im Kommerzienrat Seligmannschen Hause, vor etwa acht Tagen ihre Stelle wieder aufgegeben hatte.

»Gott, Hedwig, war es denn wieder so was?«

»Nein, Frau Imme, diesmal war es mehr.«

Frommel traute. Die Kirche war dicht besetzt, auch von bloß Neugierigen, die sich, ehe die große Orgel einschaltete, die merkwürdigsten Dinge mitzuteilen hatten. Die Barbys seien eigentlich Italiener aus der Gegend von Neapel, und der alte Graf, was man ihm auch noch ansehe, sei in seinen

... jungen Jahren unter den Carbonaris gewesen; aber mit einem Male habe er geschwenkt und sei im Verräter an seiner heiligen Sache geworden. Und weil in solchem Falle jedesmal einer zur Vollstreckung der Gerechtigkeit ausgelöst würde (was der Graf auch recht gut gewußt habe), habe er vorsichtigerweise seine schöne Heimat verlassen und sei nach Berlin gekommen und sogar an den Hof. Und Friedrich Wilhelm IV., der ihn sehr gern gemocht, habe auch immer italienisch mit ihm gesprochen.

Das Hochzeitsmahl fand im Barby'schen Hause statt, notgedrungen, da das große Mittelzimmer, auch bei geschicktester Anordnung, immer nur etwa zwanzig Personen aufnehmen konnte. Der weitaus größte Teil der Gesellschaft setzte sich aus uns schon bekannten Personen zusammen, obenan natürlich der alte Stechlin. Er war gern gekommen, trotzdem ihm die Weltabgewandtheit, in der er lebte, den Erschluß anfänglich beschwert hatte. »Trösten wir uns,« sagte Melusine mit einer ihr kleidenden Überheblichkeit. Selbstverständlich waren die Berchtesgadens da, desgleichen Rex und Czako, sowie Cujacius und Wrschwitz. Außerdem ein, behufs Abchluß seiner landwirtschaftlichen Studien, erst seit kurzer Zeit in Berlin lebender junger Baron von Planta, Neffe der verstorbenen Gräfin, zu dem sich zunächst ein Premierlieutenant von Szilagy (Freund und früherer Regimentskamerad von Woldemar) und des weiteren ein Dr. Puch gesellte, den die Barbys noch von ihren Londoner Tagen her gut kannten. Dem Brautpaare gegenüber saßen die beiden Väter, beziehungsweise Schwiegerväter. Da weder der eine noch der andere zu den Rednern zählte, so ließ Frommel das Brautpaar in einem Toaste leben, drin Ernst und Echz, Christlichkeit und Humor in glücklichster Weise verteilt waren. Alles war entzückt, der alte Stechlin, Frommels Tischnachbar, am meisten. Beide Herren hatten sich schon vorher angefreundet, und als nach Erledigung des offiziellen Toastes das Tischgespräch ganz allgemein wieder in Konversation mit dem Nachbar überging, sahen sich Frommel und der alte Stechlin in Anknüpfung einer intimeren Privatunterhaltung nicht weiter behindert.

»Ihr Herr Sohn,« sagte Frommel, »wovon ich mich persönlich überzeugen konnte, wohnt sehr hübsch. Darf ich daraus schließen, daß Sie sich bei ihm einlogiert haben?«

»Nein, Herr Hofprediger. So bei Kindern wohnen ist immer mißlich. Und mein Sohn weiß das auch; er kennt den Geschmack oder meinetwegen auch bloß die Schullenhaftigkeit seines Vaters, und so hat er mich, was immer das beste bleibt, in einem Hotel untergebracht.«

»Und Sie sind da zufrieden?«

»Im höchsten Maße, wiewohl es ein bißchen über mich hinausgeht. Ich bin noch aus der Zeit von Hotel de Brandebourg, an dem mich immer nur die Französisierung ärgerte, — sonst alles vorzüglich. Aber solche Gasthäuser sind eben, seit wir Kaiser und Reich sind, mehr oder weniger altmodisch geworden, und so bin ich denn durch meinen Sohn in Hotel Bristol untergebracht worden. Alles ersten Ranges, kein Zweifel, wovon noch kommt, daß mich der bloße Name schon erheitert, der neuerdings jeden Mitbewerb so gut wie ausschließt. Als ich noch Leutnant war, freilich lange her, mußten alle Witze von Glasbrenner oder von Beckmann sein. Beckmann war erster Komiker, und wenn man in Gesellschaft sagte: »da hat ja wieder der Beckmann ...« so war man mit seiner Geschichte so gut wie raus. Und wie damals mit den Witzen, so heute mit den Hotels. Alle müssen »Bristol« heißen. Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wie gerade Bristol dazu kommt. Bristol ist doch am Ende nur ein Ort zweiten Ranges, aber Hotel Bristol ist immer prima. Ob es hier wohl Menschen gibt, die Bristol je gesehen haben? Viele gewiß nicht, denn Schiffskapitäne, die zwischen Bristol und New-York fahren, sind in unserm guten Berlin immer noch Raritäten. Übrigens darf ich bei allem Respekt vor meinem berühmten Hotel sagen, berühmte sind meist interessanter. So zum Beispiel bayrische Wirtschaftshäuser im Gebirge, wo man eine dicke Wirtin hat, von der es heißt, sie sei mal schön gewesen, und ein Kaiser oder König habe ihr den Hof gemacht. Und dazu dann Forellen und ein Landjäger, der eben einen Wilderer oder Haberfeldtreiber über dem stillen See bringt. An solchen Stellen ist es am schönsten. Und ist der See aufgeregt, so ist es noch schöner. Das alles würde mir unser Baron Berchtesgaden, der da drüben sitzt, gewiß gern bestätigen und Sie, Herr Hofprediger, bestätigen es mir schließlich auch. Denn mir fällt eben ein, Sie waren ja mit unserm guten Kaiser Wilhelm, dem letzten Menschen, der noch ein wirklicher Mensch war, immer in Gastein zusammen und viel an seiner Seite. Jetzt hat man statt des wirklichen Menschen den sogenannten Übermischen etabliert; eigentlich gibt es aber bloß noch Untermischen, und mitunter sind es gerade die, die man durchaus einem »Über« machen will. Ich habe von solchen Leuten gelesen und auch welche gesehen. Ein Glück, daß es, nach meiner Wahrnehmung, immer entschieden komische Figuren sind, sonst könnte man verzweifeln. Und daneben unser alter Wilhelm! Wie war er denn so, wenn er so still seine Sommertage verbrachte? Können Sie mir was von ihm erzählen? So was, woran man ihn so recht eigentlich erkennt.«

»Ich darf sagen »ja«, Herr von Stechlin. Habe so was mit ihm erlebt. Eine ganz kleine Geschichte; aber das sind gerade die besten. Da hatten wir mal einen schweren Regentag in Gastein, so daß der alte Herr nicht ins Freie kam, und statt draußen in den Bergen, in seinem großen Wohnzimmer seinen gewohnten Spaziergang machen mußte, so gut es eben ging. Unter ihm aber (was er wußte) lag ein Schwerkranker. Und nun denken Sie sich, als ich bei dem guten alten Kaiser eintrete, seh ich ihn, wie er da lange Läufer und Teppiche zusammenschleppt und

sich übereinander packt, und als er mein Erstaunen sieht, sagt er mit einem unbeschreiblichen und mir unvergeßlichen Lächeln: »Ja, lieber Frommel, da unter mir liegt ein Kranker; ich mag nicht, daß er die Empfindung hat, ich trample ihm da so über den Kopf hin ...« Sehn Sie, Herr von Stechlin, da haben

Sie den alten Kaiser.«

Dubslav schwieg und nickte. »Wie beneid' ich Sie, so was erlebt zu haben,« hob er nach einer Weile an. »Ich kannt' ihn auch ganz gut,

das heißt in Tagen, wo er noch Prinz Wilhelm war, und dann oberflächlich auch später noch. Aber seine eigentliche Zeit ist doch seine

Kaiserzeit.«

»Gewiß, Herr von Stechlin. Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.«

»Richtig, richtig,« sagte Dubslav, »das schwebte mir auch vor; ich konnt es bloß nicht gleich finden. Ja, so war er, und so einen kriegen

wir nicht wieder. Übrigens sag' ich das in aller Reverenz. Denn ich bin kein Frondeur. Fronde mir gräßlich und paßt nicht für uns. Bloß

mitunter, da paßt sie doch vielleicht.«

Inzwischen war die siebente Stunde herangekommen und um halb acht ging der Zug, mit dem das junge Paar noch bis Dresden wollte, dieser herkömmlich

ersten Etappe für jede Hochzeitsreise nach dem Süden. Man erhob sich von der Tafel, und während die Gäste, bunte Reihe machend, untereinander

zu plaudern begannen, zogen sich Woldemar und Armgard unbemerkt zurück. Ihr Reisegepäck war seit einer Stunde schon voraus, und nun hielt

auch der viersitzige Wagen vor dem Barby'schen Hause. Die Baronin und Melusine hatten sich zur Begleitung des jungen Paares miteinander verabredet

und nahmen jetzt, ohne daß Woldemar und Armgard es hindern konnten, die beiden Rücksitze des Wagens ein. Das ergab aber, besonders zwischen

den zwei Schwestern, eine vollkommene Rang- und Höflichkeitstreiterei. »Ja, wenn es jetzt in die Kirche ginge,« sagte Armgard,

»so hättest du recht. Aber unser Wagen ist ja schon wieder ein ganz einfacher Landauer geworden, und Woldemar und ich sind, vier Stunden nach

der Trauung, schon wieder wie zwei gewöhnliche Menschen. Und sich dessen bewußt zu werden, damit kann man nicht früh genug anfangen.«

»Armgard, du wirst mir'su gescheit,« sagte Melusine.

Man einigte sich jetzt, und als der Wagen am Anhalter Bahnhof eintraf, waren Rex und Czako bereits da, — beide mit

Riesensträußen, — zogen sich aber unmittelbar nach Überreichung ihrer Bouquets wieder zurück. Nur die Baronin und Melusine blieben

noch auf dem Bahnsteig und warteten unter lebhafter Plauderei bis zum Abgange des Zuges. In dem von dem jungen Paare gewählten Coupé befanden sich

noch zwei Reisende; der eine, blond und artig und mit goldener Brille, konnte nur ein Sachse sein, der andre dagegen, mit Falt und

Juchtenkoffer, war augenscheinlich ein »Internationaler« aus dem Osten oder selbst aus dem Südosten Europas.

Nun aber hörte man das Signal, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Die Baronin und Melusine grüßten noch mit ihren Tüchern. Dann stiegen sie wieder den draußen haltenden Wagen. Es war ein herrliches Wetter,

einer jener Vorfrühlingstage, wie sie sich gelegentlich schon im Februar einstellen.

»Es ist so schön,« sagte Melusine. »Benutzen wir's. Ich denke, liebe Baronin, wir fahren hierunächst am Kanal hin in den Tiergarten hinein

und dann an den Zelten vorbei bis in Ihre Wohnung.«

Eine Weile schwiegen beide Damen; im Augenblick aber, wo sie von dem holprigen Pflaster in den stillen Asphaltweg einbogen, sagte die

Baronin: »Ich begreife Stechlin nicht, daß er nicht ein Coupé apart genommen.«

Melusine wiegte den Kopf.

»Den mit der goldenen Brille,« fuhr die Baronin fort, »den nehm' ich nicht schwer. Ein Sachse tut keinem was und ist auch kaum eine Störung.

Aber der andre mit dem Juchtenkoffer. Er schien ein Russe, wenn nicht gar ein Kumäne. Die arme Armgard. Nun hat sie ihren Woldemar und

hat ihn auch wieder nicht.«

»Wohl ihr.«

»Aber Gräfin ...«

»Sie sind verwundert, liebe Baronin, mich das sagen zu hören. Und doch hat's damit nur zu sehr seine Richtigkeit: gebranntes Kind scheut das

Feuer.«

»Aber Gräfin ...«

»Ich verheiratete mich, wie Sie wissen, in Florenz und fuhr an demselben Abende noch bis Venedig. Venedig ist in einem Punkte ganz

wie Dresden: nämlich erste Station bei Vermählungen. Auch Ghiberti — ich sage immer noch lieber »Ghiberti« als »mein Mann«, »mein Mann« ist

überhaupt ein furchtbares Wort — auch Ghiberti also hatte sich für Venedig entschieden. Und so hatten wir denn den großen Apennintunnel zu

passieren.«

»Weiß, weiß. Endlos.«

»Ja, endlos. Ach, liebe Baronin, wäre doch da wer mit uns gewesen, ein Sachse, ja selbst ein Kumäne. Wir waren aber allein. Und

als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt' ich, welchem Elend ich entgegenlebte.«

»Liebste Melusine, wie beklag' ich Sie; wirklich, teuerste Freundin, und ganz aufrichtig. Aber so gleich ein Tunnel. Es ist doch auch wie ein

Schicksal.«

Rex und Czako hatten sich unmittelbar nach Überreichung ihrer Bouquets Lust vom Bahnhof her in die Königgrätzerstraße zurückgezogen,

und hier angekommen, sagte Czako: »Wenn es Ihnen recht ist, Rex, so gehen wir bis in das Restaurant Bellevue.«

»Tasse Kaffee?«

»Nein; ich möchte gern was ordentliches essen. Drei Löffel Suppe, 'ne Forelle und ein

Flügel, — das istu wenig für meine Verhältnisse. Rund heraus, ich habe Hunger.«

»Sie werden sichu gut unterhalten haben.«

»Nein, auch das nicht. Unterhaltung sättigt außerdem, wenigstens Menschen, die wie ich, wenn Sie auch drüber lachen, aufs Geistige gestellt sind. Ein bißchen

mag ich übrigens an meinem elenden Zustande selbst schuld sein. Ich habe nämlich immer nur die Gräfin angesehen und begreife nach wie vor unsren

Stechlin nicht. Nimm da die Schwester! Er hatte doch am Ende die Wahl. Der kleine Finger der Gräfin (und ihr kleiner Zeh nun schon ganz gewiß)

ist mir lieber als die ganze Comtesse.«

»Czako, Sie werden wieder frivol.«

Unter den Hochzeitsgästen hatte sich, wie schon kurz erwähnt, auch ein Dr. Puch befunden, ein gewandter und durchaus weitmännlich wirkender Herr mit gepflegtem, aber schon angegrautem Backenbart. Er war vor etwa fünfundzwanzig Jahren an der Assessoreckasse gescheitert und hatte damals nicht Lust gehabt, sich ein zweites Mal in die Wickmühle nehmen zu lassen. »Das Studium der Juristerei ist langweilig und die Karriere hinterher miserabel« — so war er denn als Korrespondent für eine große rheinische Zeitung nach England gegangen und hatte sich dort auf der deutschen Botschaft einführen gewußt. Das ging so durch Jahre. Demlich um dieselbe Zeit aber, wo der alte Graf seine Londoner Stellung aufgab, war auch Dr. Puch wieder flügge geworden und hatte sich nach Amerika hinüber begeben. Er fand indessen das Freie dort freier, als ihm lieb war, und kehrte sehr bald, nachdem er es erst in New-York, dann in Chicago versucht hatte, nach Europa zurück. Und war nach Deutschland. »Wo soll man am Ende leben?« Unter dieser Betrachtung nahm er schließlich in Berlin wieder seinen Wohnsitz. Er war ungeniert von Natur und ein klein wenig überheblich. Als wichtigstes Ereignis seiner letzten sieben Jahre galt ihm sein Übertritt vom Pilsener zum Weihenstephan. »Sehen Sie, meine Herren, vom Weihenstephan zum Pilsener, das kann jeder; aber das umgekehrte, das ist was. Chinesen werden christlich, gut. Aber wenn ein Christ ein Chinese wird, das ist doch immer noch eine Sache von Belang.«

Puch, als er sich in Berlin niederließ, hatte sich auch bei den Barbys wieder eingeführt; Melusine entsann sich seiner noch, und der alte Graf war froh, die zurückliegenden Zeiten wieder durchsprechen und von Sandrigham — Hatfieldhouse, Chatsworth — und Pembroke-Lodge plaudern zu können. Eigentlich paßte der etwas weitgehende Ungeniertheitston, in dem der Doktor seiner Natur wie seiner New-Yorker Schulung nachzusprechen liebte, nicht sonderlich zu den Gepflogenheiten des alten Grafen; aber es lag doch auch wieder ein gewisser Reiz darin, ein Reiz, der sich noch verdoppelte durch das, was Puch aus aller Welt Enden mitzuteilen wußte. Brillanter Korrespondent, der er war, unterhielt er Beziehungen zu den Ministerien und, was fast noch schwerer ins Gewicht fiel, auch zu den Gesandtschaften. Er hörte das Gras wachsen. Auf Titulaturen ließ er sich nicht ein; die vielen Telegramme hatten einen gewissen allgemeinen Telegrammstil in ihm gezeitigt, dessen er sich nur entschlug, wenn er ins Ausmalen kam. Es war im Zusammenhang damit, daß er gegen Worte wie: »Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat« einen förmlichen Haß unterhielt. Herzog von Ujest oder Herzog von Ratibor waren ihm, trotz ihrer Kürze, immer noch zu lang, und so warf er denn statt ihrer einfach mit »Hohenlohes« um sich. In der Tat, er hatte mancherlei Schwächen. Aber diese waren doch auch wieder von eben so vielen Tugenden begleitet. So beispielsweise sah er über alles, was sich an

Liebesgeschichten ereignete, mit einer beinah vornehmen Gleichgültigkeit hinweg, was manchem sehr zu Mutz kam. Ob dies Drüberhinsehen
bloß Geschäftsmaxime war, oder ob er all dergleichen einfach alltäglich und deshalb mehr oder weniger langweilig fand, war nicht recht
festzustellen; er kultivierte dafür mit Vorliebe das Finanzielle, vielleicht davon ausgehend, daß, wer die Finanzen hat, auch selbstverständlich alles andere hat,

besonders die Liebe.

Das war Dr. Pusch. Er schloß sich, als man aufbrach, einer Gruppe von Personen an, die den »angerissenen Abend« noch in einem Lokal
verbringen wollten.

»Ja, wo?«

»Natürlich Siechen.«

»Ach, Siechen. Siechen ist für Philister.«

»Nun denn also, beim schwereren Wagner.«

»Noch philiströser. Ich bin für Weiherstephan.«

»Und ich für Pilsener.«

Man einigte sich schließlich auf ein Lokal in der Friedenstrasse, wo man beides haben könne.

Die Herren, die dahin aufbrachen, waren außer Pusch noch der junge Baron Planta, dann Cujaciüs und Wrschowitz und abschließend Premier

-Leutnant von Szilagy, der, wie schon angedeutet, früher bei den Gardedragonern stand, aber wegen einer großen Generalbegeisterung

für die Künste, das Malen und Dichten obenan, schon vor etlichen Jahren seinen Abschied genommen hatte. Mit seinen Genrebildern war er nicht

recht von der Stelle gekommen, weshalb er sich neuerdings der Novellenetik zugewandt und einen Sammelband unter dem bescheidenen Titel »

Bellis perennis« veröffentlicht hatte. Lächerliche kleine Liebesgeschichten.

Alle fünf Herren, mit alleiniger Ausnahme des jungen Graubündner Barons, erwiesen sich von Anfang an als ziemlich aufgereggt und jeder ihnen

Zuhörende hätte sofort das Gefühl haben müssen, daß hier viel Explosionsstoff aufgehäuft sei. Trotzdem ging es zunächst gut;

Wrschowitz hielt sich in Grenzen, und selbst Cujaciüs, der nicht gern andern das Wort ließ, freute sich über Puschs Schwadronage, vielleicht weil er nur

das heraushörte, was ihm gerade paßte.

Leutnant von Szilagy — man kam vom Hundertsten aufs Tausendste — wurde bei den Fragen, die hin und her gingen, von ungefähr auch nach seinem

Novellenbände gefragt und ob er Freude daran gehabt habe.

»Nein, meine Herren,« sagte Szilagy, »das kann ich leider nicht sagen. Ich habe Bellis perennis auf eigne Kosten herstellen lassen und hundertzehn Rezensionsexemplare verschickt, unter Beilegung eines Zettels; der ist denn auch von einigen Zeitungen abgedruckt worden, aber nur von ganz wenigen. Im übrigen schweigt die Kritik.«

»O, Kritikk,« sagte Wrschowitz. »Ich liebe Kritikk. Aber gutte Kritikk schweigt.«

»Und doch,« fuhr Szilagy fort, der sich in dem etwas delphischen Ausspruch des guten Wrschowitz nicht gleich gerecht finden konnte, »doch sind diese schmerzlichen Gefühle nichts gegen das, was vorausgegangen. Ich unterhielt nämlich vor Erscheinen des Buches selbst die Hoffnung in mir, einige dieser kleinen Arbeiten in einem Parteiblatt und, als dies mißlang, in einem Familienjournal unterbringen zu können. Aber ich scheiterte ...«

»Ja, natürlich scheiterten Sie,« sagte Puch, »das spricht für Sie. Lassen Sie sich sagen und raten, denn ich weiß in diesen Dingen einigermaßen Bescheid. War nämlich drüben, ja ich darf beinah sagen, ich war doppelt drüben, erst drüben in England und dann drüben in Amerika. Da versteht man's. Ja, du lieber Himmel, dies bedruckte Litchpapier! Man lebt davon und es regiert eigentlich die Welt. Aber, aber ... Und dabei, wenn ich recht gehört habe, sprachen Sie von Parteiblatt, — furchtbar. Und dann sprachen Sie von Familienjournal, — weimal furchtbar!«

»Haben Sie selbst Erfahrungen gemacht auf diesem schwierigen Gebiete?«

»Nein, Herr vorSzilagy, so tief ließ mich die Gnade nicht sinken. Aber ich treibe mein Wesen über dem Strich, und wenn man so Wand an Wand wohnt, da weiß man doch einigermaßen, wie's bei dem Nachbar aussieht. Ach, und außerdem, wie so mancher hat mir sein Holz ausgeschüttet und mir dabei seine liebe Not geklagt! Wer's nicht leicht nimmt, der ist verloren. Roman, Erzählung, Kriminalgeschichte. Jeder, der der großen Masse genügen will, muß ein Loch zuruckstecken. Und wenn er das redlich getan hat, dann immer noch eins. Es gibt eine Normalnovelle. Etwa so: tiefverschuldeter adeliger Assessor und »Sommerleutnant« liebt Gouvernante von stupender Tugend, so stupende, daß sie, wenn geprüft, selbst auf diesem schwierigsten Gebiete bestehen würde. Plötzlich aber ist ein alter Onkel da, der den halb entgleisten Neffen an eine reiche Cousine standesgemäß zu verheiraten wünscht. Höhe der Situation! Drohendster Konflikt. Aber in diesem bedrängten Moment entsagt die Cousine nicht, sondern vermacht ihrer Rivalin auch ihr Gesamtvermögen. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch ... Ja, Herr vorSzilagy, wollen Sie damit konkurrieren?«

Alles stimmte zu; nur Baron Planta meinte: »Dr. Puch, pardon, aber ich glaube beinah, Sie übertreiben. Und Sie wissen es auch.«

Puch lachte: »Wenn man etwas derart sagt, übertreibt man immer. Wer ängstlich abwägt, sagt gar nichts. Nur die scharfe Zeichnung, die schon die

Karikatur streift, macht eine Wirkung. Glauben Sie, daß Peter von Amiens den ersten Kreuzzug zusammengetrommelt hätte, wenn er so etwa beim Erdbeerpflücken einem Freunde mitgeteilt hätte, das Grab Christi sei vernachlässigt, und es müsse für ein Gitter gesorgt werden?!

» Sehr gutt, sehr gutt. «

» Und so auch, meine Herren, wenn ich von moderner Literatur spreche. Herr von Szilagy, den wir so glücklich sind, unter uns zu sehn, soll aufgerichtet, seine Seele soll mit neuem Vertrauen erfüllt werden. Oder aber mit Heiterkeit, was noch besser ist. Er soll wieder lachen können. Und wenn man solche Wirkung erzielen will, ja, dann muß man eben deutlich und zugleich etwas phantastisch sprechen. Indessen auch ernsthaft angesehen, wie steht es denn mit der Herstellung (ich vermeide mit Vorbedacht das Wort 'Schöpfung') oder gar mit dem Verschleiß der meisten dieser Dinge! Lassen Sie mich in einem Bilde sprechen. Da haben wir jetzt in unsern Blumenläden allerlei Kränze, voran den aus Eichenlaub und Lorbeer bestehenden und meist noch behufs besserer Dauerbarkeit auf eine heizhafte Weidenrute geflochtenen Urkranz. Und nun treten Sie, je nach der Situation, an die sich Ihnen mit betrübter oder auch mit lächelnder Miene nähernde Kränzbinde heran, um zu Begräbnis oder Trauung Ihre Bestellung zu machen, zu drei Mark oder zu fünf oder zu zehn. Und genau dieser Bestellung entsprechend, werden in den vorgeschilderten Urkranz etliche Georginen oder Teichrosen eingebunden und bei stattgehabter Höchstbewilligung sogar eine Orchidee von ganz ungläublicher Form und Farbe.«

» Kenne die Orchidee, « lila mit gelb. «

» rief Urschowitz in höchster Ekstase »
Puch nickte, zugleich in steigendem Übermut fortfahrend: »Und genau so mit der Urnovelle. Die liegt fertig da wie der Urkranz; nichts fehlt, als der Aufputz, der nunmehr freundschaftlich verabredet wird. Bei Höchstbewilligung wird ein Verstoß gegen die Sittlichkeit eingeflochten. Das ist dann die große Orchidee, lila mit gelb, wie Freund Urschowitz sehr richtig hervorgehoben hat.«

» Unter diesen Umständen, « bemerkte hier Baron Planta, »will es mir als ein wahres Glück erscheinen, daß Herr von Szilagy, wie ich höre, mehrere Eisen im Feuer hat. Was ihm die Novellistik schuldig bleibt, muß ihm die Malerei bringen.«

» Was sie leider bisher nicht tat und mutmaßlich auch nie tun wird, « lachte Szilagy halb wehmütig, »trotzdem ich vom Genrebild aus, mit dem ich anfang, eine Schwenkung gemacht und mich unter Anleitung meines Freundes Salzmann neuerdings der Marinemalerei zugewandt habe. Mitunter auch zefechten. Und was die blauen Töne betrifft, so darf ich vielleicht behaupten, hinter keinem zurückgeblieben zu sein. Habe mich außerdem in

Gudin – William Turner all. u. Lyr... «
und vergafft. Aber trotzdem ... «

»Aber trotzdem ohne rechten Erfolg,« unterbrach hier Cujacius, »was mich nicht Wunder nimmt. Was wollen Sie mit Gudin oder gar mit

Turner? Wer das Meer malen will, muß nach Holland gehn und die alten Niederländer studieren. Und unter den Modernen vor allem die

Skandinaven: die Norweger, die Dänen.«

Wrschowitz zuckte zusammen.

»Wir haben da beispielsweise den Melby, Däne, der sehr gut und beinah bedeutend ist.«

»O nein, nein,« »Nicht serr gutt, nicht

bedeutend, auch nicht einmal beinah bedeutend.«

»Der sehr bedeutend ist,« wiederholte Cujacius. »Grade darin bedeutend, daß er nicht bedeutend sein will. Er erhebt keine faichen Prätentionen; er

ist schlicht, ohne Phantastereien, aber stimmungsvoll; und wenn ich Bilder von ihm sehe, besonders solche wo das graublåue Meer an einer Klippe

brandet, so berührt mich das jedesmal spezifisch skandinavisch, etwa wie der ossianische Meerestzauber in den Kompositionen unsers trefflichen

Niels Gade.«

»Niels Gade? Von Niels Gade spricht man nicht.«

»Ich spreche von Niels Gade. Seine Kompositionen reichen bis an Mendelssohn heran.«

»Was ihn nicht größer macht.«

»Doch, mein Herr Doktor. Wirkliche Kunstgrößen zu stürzen, dazu reichen Überheblichkeiten nicht aus.«

»Was Sie nicht abhielt, mein Herr Professor, den großen Gudin cultüieren zu wollen.«

»Über Malerei zu sprechen, steht mir zu.«

»Über Musik zu sprechen, steht mir zu.«

»Sonderbar. Immer Personen aus unkontrollierbaren Brezbezirken führen bei uns das große Wort.«

»Ich bin Tcheche. Weiß aber, daß es ein deutsches Sprichwort gibt: »Der Deutsche, wenn er wird.«

»Weshalb ich unter Umständen darauf erzichte.«

»En quoi vous réussissez à merveille.«

»Aber meine Herren,« warf Puch hier ein, den die ganze Streiterei natürlich entzückte, »könnten wir nicht das Kriegsbeil begraben?

Proponiere: Begegnung auf halbem Wege; Nehmen Sie zurück, hüben und drüben.«

»Nie,« donnerte Cujacius.

»Jamais,« sagte Wrschowitz.

Und damit erhoben sich alle. Cujacius und Puch hatten die Spitze, Wrschowitz und Baron Planta folgten in einiger Entfernung Szilagy war

vorsichtigerweise abgeschwenkt.

Wrschowitz, immer noch in großer Erregung, mühte sich dem jungen Graubündner auseinander zu setzen, daß Cujacius ganz allgemein den Ruf eines

Krakehlers habe. » Je vous assure, Monsieur le Baron, il est un fou et plus que ça un

blagueur.«

Baron Planta schwieg und schien seinen Begleiter im Stich lassen zu wollen. Aber er bekehrte sich, als er einen Augenblick danach von der

Front her die mit immer steigender Heftigkeit ausgestoßenen Worte hörte: Ka-hü-be, Wende, Böhmake.

Um dieselbe Stunde, wo sich die fünf Herren von der Barby'schen Hochzeitstafel entfernt hatten, waren auch Baron Berchtesgaden und

Hofprediger Frommel aufgebrochen, so daß sich, außer dem Brautvater, nur noch der alte Stechlin im Hochzeitshause befand. Dieser hatte sich

Melusine war vom Bahnhofe noch nicht wieder da — vom Eßsaal her zunächst in das verwaiste Damenzimmer und von diesem aus auf die Loggia

zurückgezogen, um da die Lichter im Strom sich spiegeln zu sehn und einen Zug frische Luft zu tun. An dieser Stelle fand ihn denn auch schließlich der alte

Graf und sagte, nachdem er seinem Trau'n über den gesundheitlich etwas gewagten Aufenthalt Ausdruck gegeben hatte: »Nun aber, mein lieber Stechlin,

wollen wir endlich einen kleinen Schatz haben und uns näher mit einander bekannt machen. Ihr Zug geht erst zehn ein halb; wir haben

also noch beinah' anderthalb Stunden.«

Und dabei nahm er Dubslav's Arm, um ihn in sein Wohnzimmer, das bis dahin als Estaminet gedient hatte, hinführen zu lassen.

»Erlauben Sie mir,« fuhr er hier fort, »daß ich zunächst mein halb eingewickeltes und halb eingezacktes Elefantenbein auf einen Stuhl strecke; es

hat mich all die Zeit über ganz gehörig gewickelt, und namentlich das stehen vor dem Altar ist mir blutsauer geworden. Bitte, rücken Sie heran. Es

ging während unsers kleinen Dinners alles so rasch, und ich wette, Sie sind bei dem Kaffee ganz erheblich zu kurz gekommen. Der

Moment, wo das Bier herübergereicht wird, ist in den Augen des modernen Merchen immer das wichtigste; da wird dann der Kaffezeit manches

abgeknapst.«

Und dabei drückte er auf den Knopf der Klingel.

»Jeserich, noch eine Tasse für Herrn von Stechlin und natürlich einen Cognac oder Curaçao oder lieber die ganze

Benediktinerabtei, — Witz von Cujaciüs, für den Sie mich also nicht verantwortlich machen dürfen ... Leider werde ich Ihnen diesem zweiten

Kaffee nicht Gesellschaft leisten können; ich habe mich schon bei Tische mit einer lügnerisch und bloß standshalber in einen Champagnerkübel

gestellten Apollinarisflasch begnügen müssen. Aber was hilft es, man will doch nicht auffallen mit all seinen Gebrechen.«

Dubslav war der Aufforderung des alten Grafen nachgekommen und saß, eine Lampe mit grünem Schirm zwischen sich und ihm, seinem Wirte gerade

gegenüber. Jeserich kam mit der Tablette.

»Den Cognac,« fuhr der alte Barby fort, »kann ich Ihnen empfehlen; noch Beziehungen aus Zeiten her, wo man mit einem Kanzosen

ingeniert sprechen und nach einer guten Firma fragen konnte. Waren Sie siebzig noch mit dabei?«

»Ja, so halb. Eigentlich auch das kaum. Aus meinem Regiment war ich lange heraus. Nur als Johanniter.«

»Ganz wie ich selber.«

»Eine wundervolle Zeit dieser Winter siebzig,« fuhr Dubslav fort, »auch rein persönlich angesehen. Ich hatte damals das, was mir zeitlebens,

wenn auch nicht absolut, so doch mehr als wünschenswert gefehlt hatte: Fühlung mit der großen Welt. Es heißt immer, der Adel gehöre auf seine

Scholle, und je mehr er mit der verwachse, desto besser sei es. Das ist auch richtig. Aber etwas ganz Richtiges gibt es nicht. Und so muß ich denn

sagen, es war doch 'was Erquickliches, den alten Wilhelm so jeden Tag vor Augen zu haben. Hab' ihn freilich immer nur flüchtig gesehn, aber auch

das war schon eine Herzensfreude. Sie nennen ihn jetzt den 'Großen' und stellen ihn neben Fridericus Rex. Nun, so

einer war er sicherlich nicht, an den reicht er nicht ran. Aber als Mensch war er ihm über, und das gibt, mein' ich, in gewissem Sinne den Ausschlag,

wenn auch zur 'Größe' noch was anders gehört. Ja, der alte Fritz! Man kann ihn nicht hoch genug stellen, nur in einem Punkte find ich

trostem, daß wir eine fauche Position ihm gegenüber einnehmen, gerade wir vom Adel. Er war nicht so sehr für uns, wie wir immer glauben oder

wenigstens nach außen hin versichern. Er war für sich und für das Land oder, wie er zu sagen liebte, 'für den Staat'. Aber daß wir als Stand und

Kaste so recht was von ihm gehabt hätten, das ist eine Einbildung.«

»Überascht mich, aus Ihrem Munde zu hören.«

»Ist aber doch wohl richtig. Wie lag es denn eigentlich? Wir hatten die Ehre, für König und Vaterland hungern und dursten und sterben zu

dürfen, sind aber nie gefragt worden, ob uns das auch passe. Nur dann und wann erfuhren wir, daß wir 'Edelleute' seien und als solche

mehr 'Ehre' hätten. Aber damit war es auch getan. In seiner innersten Seele rief er uns eigentlich genau dasselbe zu, wie den Grenadieren bei

Torgau. Wir waren Rohmaterial und wurden von ihm mit meist sehr kritischem Auge betrachtet. Alles in allem, lieber Graf, find ich unser Jahr

dreizehn eigentlich um ein Erhebliches größer, weil alles, was geschah, weniger den Befehlscharakter trug und mehr Freiheit und Selbstentscheidung

hatte. Ich bin nicht für die patentierte Freiheit der Parteiliberalen, aber ich bin doch für ein bestimmtes Maß von Freiheit überhaupt. Und wenn nicht

alles täuscht, so wird auch in unsern Reihen allmählich der Glaube lebendig, daß wir uns dabei, — besonders auch rein praktisch-egoistisch, —

am besten stehn.«

Der alte Barby freute sich sichtlich dieser Worte. Dubslav aber fuhr fort: »Übrigens, das muß ich sagen dürfen, lieber Graf, Sie wohnen hier

brillant an Ihrem Kronprinzehof; — he, he! — Fremde würden vielleicht kaum glauben, daß an unsrer alten Pree so was hübsches

zu finden sei. Die Niederlassungs- und speziell die Wohnungfrage spielt doch, wo so's um Glück und Behagen handelt, immer stark mit, und gerade Sie,

der Sie so lange draußen waren, werden, ehe Sie hier dies Vis-a-vis von unsrer Jungfernheide wählten, nicht ohne Bedenken gewesen sein. In

»Zug auf die Landschaft, gewiß und in Zug auf die Menschen vielleicht.«

»Sagen wir, auch da gewiß. Ich hatte wirklich solche Bedenken. Aber sie sind niedergekämpft. Vieles gefiel mir durchaus nicht, als ich, nach langen, langen

Jahren, aus der Fremde wieder nach hier zurückkam, und vieles gefällt mir auch noch nicht. Überall ein zu langsames Tempo. Wir haben in jedem Sinne

viel Sand um uns und in uns, und wo viel Sand ist, da will nichts recht vorwärts, immer bloß hüh und hott. Aber dieser Sandboden ist doch auch

wieder tragfähig, nicht glänzend, aber sicher. Er muß nur, und vor allem der moralische, die richtige Witterung haben, also zu rechter Zeit Regen

und Sonnenschein. Und ich glaube, Kaiser Friedrich hätte ihm diese Witterung gebracht.«

»Ich glaub es nicht,« sagte Dubslav.

»Meinen Sie, daß es ihm schließlich doch nicht ein rechter Ernst mit der Sache war?«

»O nein, nein. Es war ihm Ernst, ganz und gar. Aber es würd ihm zu schwer gemacht worden sein. Rund heraus, er wäre

gescheitert.«

»Woran?«

»An seinen Freunden vielleicht, an seinen Feinden gewiß. Und das waren die Junker. Es heißt immer, das Junkertum sei keine Macht mehr, die

Junker fräßen den Holczollern aus der Hand und die Dynastie züchte sie bloß, um sie für alle Fälle parat zu haben. Und das ist eine

Zeit lang vielleicht auch richtig gewesen. Aber heut ist es nicht mehr richtig, es ist heute grundfalsch. Das Junkertum (trottem es vorgibt,

seine Strohdächer zu flicken, und sie gelegentlich vielleicht auch wirklich flickt) dies Junkertum — und ich bin inmitten aller Loyalität und

Devotion doch stolz, dies sagen zu können — hat in dem Kampf dieser Jahre kolossal an Macht gewonnen, mehr als irgend eine andre

Partei, die Sozialdemokratie kaum ausgeschlossen, und mitunter ist mir's, als stiegen die seligen Quitzows wieder aus dem Grabe herauf. Und wenn das

g geschieht, wenn unsre Leute sich auf das besinnen, worauf sie sich seit über vierhundert Jahren nicht mehr besonnen haben, so können wir was

erleben. Es heißt immer: Unmöglich. Ah bah, was ist Unmöglich? Nichts ist Unmöglich. Wer hätte vor dem 18. März den 18. März

für möglich gehalten, für möglich in diesem echten und rechten Philisternest Berlin! Es kommt eben alles mal an die Reihe; das darf nicht vergessen

werden. Und die Armee! Nun ja. Wer wird etwas gegen die Armee sagen? Aber jeder glückliche General ist immer eine Gefahr! Und unter Umständen auch

noch andre. Sehen Sie sich den alten Sachsenwalder an, unsrer Zivil-Wallenstein. Aus dem hätte schließlich doch Gott weiß was werden können.«

»Und Sie glauben,« warf der Graf hier ein, »an dieser scharfen Quitzow-Ecke wäre Kaiser Friedrich gescheitert?«

»12.«

»Ich glaub es.«

»Hm, es lässt sich hören. Und wenn so, so wär es schließlich ein Glück, daß es nach den 99 Tagen anders kam und wir nicht vor diese

Frage gestellt wurden.«

»Ich habe mit meinem Woldemar, der einen stark liberalen Zug hat (ich kann es nicht loben und mag's nicht tadeln) oft über diese Sache gesprochen.

Er war natürlich für Nezeit, also für Experimente ... Nun hat er inzwischen das bessere Teil erwählt, und während wir hier sprechen, ist er

schon über Trebbin hinaus. Sonderbar, ich bin nicht dazu viel gereist, aber immer, wenn ich an diesem märkischen Neste vorbei kam, hatt' ich das Gefühl:

»Jetzt wird es besser, jetzt bist du frei.« Ich kann sagen, ich liebe die ganze Sandbüchse da herum, schon bloß aus diesem Grunde.«

Der alte Graf lachte behaglich. »Und Trebbin wird sich von dieser Ihrer Schwärmerei nichts träumen lassen. Übrigens haben Sie recht. Jeder lebt zu Hause mehr

oder weniger wie in einem Gefängnis und will weg. Und doch bin ich eigentlich gegen das Reisen überhaupt und speziell gegen die

Hochzeitsreiseerei. Wenn ich so Personen in ein Coupé nach Italien ansteigen sehe, kommt mir immer ein Dankgefühl,

dieses »höchste Glück auf Erden« nicht mehr mitmachen zu müssen. Es ist doch eigentlich eine Qual, und die Welt wird auch wieder davon zurückkommen; über

kurz oder lang wird man nur noch reisen, wie man in den Krieg zieht oder in einen Luftballon steigt, bloß von Berufs

wegen. Aber nicht um des Vergnügens willen. Und wozu denn auch? Es hat keinen rechten Zweck mehr. In alten Zeiten ging der Prophet am

Berge, jetzt vollieht sich das Wunder und der Berg kommt zu uns. Das Beste vom Parthenon sieht man in London und das Beste von Pergamon

in Berlin, und wäre man nicht so nachsichtig mit den lieben, nie zahlenden Griechen verfahren, so könnte man sich, (am Kupfergraben,) im

Laufe des Vormittags in Mykenä und nachmittags in Olympia ergehen.«

»Ganz Ihrer Meinung, teuerster Graf. Aber doch zugleich auch ein wenig betrübt, Sie so dezidiert gegen alle Reiserei zu finden. Ich stand

nämlich auf dem Punkte, Sie nach Stechlin hin einzuladen, in meine alte Kate, die meine guten Globosower nentwegt ein »Schloß« nennen.«

»Ja, lieber Stechlin, Ihre »Kate«, das ist was andres. Und um Ihnen ganz die Wahrheit zu sagen, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten

(eigentlich ist es ja noch nicht gechehn, aber ich greife bereits vor), so hätt ich mich bei Ihnen angemeldet. Das war schon lange

mein Plan.«

In diesem Augenblicke ging draußen die Klingel. Es war Melusine.

»Bringe den Vätern, respektive Schwiegervätern allerschönste Grüße. Die Kinder sind jetzt mutmaßlich schon über Wittenberg, die große

Luther- beziehungsweise Apfelkuchenstation hinaus und in weniger als zwei Stunden fahren sie in den Dresdener Bahnhof ein. Diese

Glücklichen! Und dabei verweilt' ich mich, Armgard hat bereits Sehnsucht nach Berlin zurück. Vielleicht sogar nach mir.«

»Kein Zweifel,« sagte Dubslav. Die Gräfin selbst aber fuhr fort: »Ehe man nämlich ganz Abschied von dem alten Leben nimmt, sehnt man

sich noch einmal gründlich danach zurück. Freilich, Schwester Armgard wird weniger davon empfinden als andere. Sie hat eben den lebenswürdigsten und besten Mann

und ich könnt' ihn ihr beinahe beneiden, trotzdem ich noch im Abschiedsmoment einen wahren Schreck kriegte, als ich ihn sagen hörte,

daß er morgen vormittag mit ihr vor die Sixtinische Madonna treten wolle. Worte, bei denen er noch dazu wie verklärt aussah. Und

das find ich einfach unerhört. Warum, werden Sie mich vielleicht fragen. Nun denn, weil es erstens eine Beleidigung ist, sich auf eine Madonna

so extrem zu freuen, wenn man eine Braut oder gar eine junge Frau zur Seite hat, und zweitens, weil diese geplante Galeriebesuch

einen Mangel an Disposition und Ökonomie bedeutet, der mich für Woldemars ganze Zukunft besorgt machen kann. Diese Zukunft

liegt doch am Ende nach der agrarischen Seite hin und richtige »Dispositionen« bedeuten in der Landwirtschaft so gut wie alles.«

Der alte Graf wollte widersprechen, aber Melusine ließ es nicht dazu kommen und fuhr ihrerseits fort: »Jedenfalls, — das ist nicht was zu disputieren,

— fährt unser Woldemar jetzt in das Land der Madonnen hinein und will da mutmaßlich mit leidlich frischen Kräften antreten; wenn er sich aber schon

in Deutschland etappenweise vertut, so wird er, wenn er in Rom ist, wohl sein Programm ändern und im Café Cavour

Berliner Zeitung lesen müssen, statt nebenan im Palazzo Borghese Kunst zu schmelgen. Ich sage mit Vorbedacht: eine Berliner Zeitung,

denn wir werden jetzt Weltstadt und wachsen mit unserer Presse schon über Charlottenburg hinaus ... Übrigens läßt, wie das junge Paar, so auch die

Baronin bestens grüßen. Eine reizende Frau, Herr von Stechlin, die grad Ihnen ganz besonders gefallen würde. Glaubt eigentlich gar nichts und

geriert sich dabei streng katholisch. Das klingt widersinnig und ist doch richtig und reizend zugleich. All die Süddeutschen sind überhaupt viel netter

als wir, und die nettesten, weil die natürlichsten, sind die Bayern.«

Sonnenuntergang.

Sechsdreißigstes Kapitel.

Der alte Dubslav, als er bald nach elf auf seinem Granseer Bahnhof eintraf, fand da Martin und seinen Schlitten bereits vor. Engelke hatte dem Glück für warme Sachen gesorgt, denn es war inzwischen recht kalt geworden. Im ersten Augenblicke tat dem Alten, in dessen Coupé die herkömmliche Stickluft gebrütet hatte, der draußen wehende Ostwind überaus wohl, sehr bald aber stellte sich ein Frösteln ein. Schon tags zuvor, bei Beginn seiner Reise, war ihm nicht so recht zu Mute gewesen, Kopfweg, Druck auf die Schläfe; jetzt war derselbe Zustand wieder da. Trotzdem nahm er's leicht damit und sah in das Sterneglitter über ihm. Die wie Riesenbesen aufragenden Pappeln warfen dunkle, groteske Schatten über den Weg, während er die nach links und rechts hin liegenden toten Schneefelder mit den wechselnden Bildern alles dessen, was ihm der zurückliegende Tag gebracht hatte, belebte. Da sah er wieder die mit rotem Teppich belegte Hotel-Marmortreppe mit dem Oberkellner in Gesandtschaftattachéhaltung, und im nächsten Augenblicke den Garnisonkirchenküster, den er anfänglich für einen zur Feier eingeladenen Konsistorialrat gehalten hatte. Daneben aber stand die blassschöne Braut und die reizende, biegsame und schmiegsame Melusine. »Ja, der alte Barby, wenn er auf die sieht, der hat's gut, der kann es aushalten. Immer einen guten und klugen Menschen um sich haben, immer was hören und sehen, was einen anlacht und erquickt, das ist was. Aber ich! Ich für meinen Teil, gleichviel ob mit oder ohne Schuld, ich war immer nur auf ein Pflichtteil gesetzt, — als Kind, weil ich faul war, und als Leutnant, weil ich nicht recht was hatte. Dann kam ein Lichtblick. Aber gleich darnach starb sie, die mir Stab und Stütze hätte sein können, und durch all die dreißig Jahre, die seitdem kamen und gingen, blieb mir nichts, als Engelke (der noch das Beste war) und meine Schwester Adelheid. Gott verzeih mir's, aber ein Trost war die nicht; immer bloß herbe wie 'n Hzapfel.«

Unter solchen Betrachtungen fuhr er in das Dorf ein und hielt gleich darnach vor der Tür seines alten Hauses. Engelke war schon da, half ihm und tat sein Bestes, ihn aus der schweren Wollschur heuszuwickeln. Der immer noch Fröstelnd stapfte dabei mit den Füßen, warf seinen Staatshut — den er unterwegs, weil er ihn drückte, wohl hundertmal verwünscht hatte — mit ersichtlicher Befriedigung beiseite und sagte gleich danach beim Eintreten in sein Zimmer: »Ach, das ist recht, Engelke. Du hast ein Feuer gemacht; du weißt, was einem alten Menschen gut tut. Aber es reicht noch nicht aus. Ob wohl unten noch heißes Wasser ist? So 'n fester Grog, der sollte mir jetzt passen; ich friere Stein und Bein.«

»Heiß Wasser is nicht mehr, gnädiger Herr. Aber ich kann ja 'ne Kasseroll' aufstellen. Oder noch besser, ich hole den

»Petroleumkocher.«

»Nein, nein, Engelke, nicht so viel Umstände. Das mag ich nicht. Und den Petroleumkocher, den erst recht nicht; da kriegt man bloß

Kopfwahl, und ich habe schon genug davon. Aber bringe mir den Cognac und kaltes Wasser. Und wenn man dann so halb und halb nimmt,

dann is es so gut, als wär es ganz heiß gewesen.«

Engelke brachte, was gefordert, und eine Vierestunde danach ging Dubslav zu Bett.

Er schlief auch gleich ein. Aber bald war er wieder wach und drühte nur noch so hin. So kam endlich der Morgen heran.

Als Engelke zu gewohnter Stunde das Frühstück brachte, schleppte sich Dubslav mühsamlich von seinem Schlafzimmer bis an den Frühstückstisch. Aber es

schmeckte ihm nicht. »Engelke, mir ist schlecht; der Fuß ist geschwollen, und das mit dem Cognac gestern abend war auch nicht richtig. Sage Martin,

daß er nach Gransee fährt und Doktor Sponholz mitbringt. Und wenn Sponholz nicht da ist — der arme Kerl kutschiert in einem fort rum;

ohne Landpraxis geht es nicht — dann soll er warten, bis er kommt.«

Es traf sich so, wie Dubslav vermutet hatte, Sponholz war wirklich auf Landpraxis und kam erst nachmittags zurück. Er aß einen Bissen und

stieg dann auf den Stechliner Wagen.

»Na, Martin, was macht denn der gnäd'ge Herr?«

»Joa, Herr Doktor, ick möt doch seggen, he seih en beten verännert ut; em wihr schon nich so recht letzten Sünndag un doa müßt' he joa nu grad nach Berlin. Un ick weet schon, wenn ihrst een' nach Berlin muß, denn is ok ümmer wat los. Ick weet nich, wat se doa mit 'n ollen Minschen moaken.«

»Ja, Martin, das ist die große Stadt. Da übernehmen sie sich denn. Und dann war ja auch Hochzeit. Da werden sie wohl ein bißchen gepichelt

haben. Und vorher die kalte Kirche. Und dazu so viele feine Damen. Daran ist der gnäd'ge Herr nicht mehr gewöhnt, und dann will er sich

berappeln und strengt sich an, und da hat man denn gleich was weg.«

Es dämmerte schon, als der kleine Jagdwagen auf der Rampe vorfuhr. Sponholz stieg aus und Engelke nahm ihm den grauen Mantel mit

Doppelkragen ab und auch die hohe Lammfellmütze, darin er — freilich das einzige an ihm, das diese Wirkung ausübte — wie ein Perser

aus sah.

So trat er denn bei Dubslav ein. Der alte Herr saß an seinem Kamin und sah in die Flamme.

»Nun, Herr von Stechlin, da bin ich. War über Land. Es geht jetzt scharf. Jeder dritte hustet und hat Kopfweh. Natürlich Influenza. Ganz verdeubelte Krankheit.«

»Na, die wenigstens hab ich nicht.«

»Kann man nicht wissen. Ein bißchen fliegt jedem leicht an. Nun, wo sitzt es?«

Dubslav wies auf sein rechtes Bein und sagte: »Stark geschwollen. Und das andre fängt auch an.«

»Hm. Na, wollen mal sehen. Darf ich bitten?«

Dubslav zog sein Beinkleid herauf, den Knopf herunter und sagte: »Da ist die Besetzung. Gicht ist es nicht. Ich habe keine Schmerzen ... Also

was andres.«

Sponholz tippte mit dem Finger auf den geschwollenen Fuß herum und sagte dann: »Nichts von Belang, Herr von Stechlin. Einhalten, Diät,

wenig trinken, auch wenig Wasser. Das verdammte Wasser drückt gleich nach oben, und dann haben sie Atemnot. Und von Medizin bloß ein

paar Tropfen. Bitte, bleiben Sie sitzen; ich weiß ja Bescheid hier.« Und dabei ging er an Dubslavs Schreibtisch heran, schnitt sich ein

Stück Papier ab und schrieb ein Rezept. »Ihr Kutscher, das wird das beste sein, kann bei der Apotheke gleich mit vorfahren.

Im Vorflur, nach Verabschiedung von Dubslav, fuhr Sponholz alsbald wieder in seinen Mantel. Engelke half ihm und sagte dabei:

»Na, Herr Doktor?«

»Nichts, nichts, Engelke!«

Martin mit seinem Jagdwagen hielt noch wartend auf der Rampe draußen und so ging es denn in rascher Fahrt wieder nach der Stadt zurück, von wo der

alte Kutscher die Tropfen gleich mitbringen sollte.

Der Winterabend dämmerte schon, als Martin zurück war und die Medizin an Engelke abgab. Der brachte sie seinem Herrn.

»Sieh mal,« sagte dieser, als er das rundliche Fläschchen in Händen hielt, »die Granseer werden jetzt auch fein. Alles in rosa Seidenpapier

gewickelt.« Auf einem angebundenen Zettel aber stand: »Herrn Major von Stechlin. Dreimal täglich lehn Tropfen.« Dubslav hielt die

kleine Flöche gegen das Licht und tröpfelte die vorgeschriebene Zahl in einen Löffel Wasser. Als er sie genommen hatte, bewegte er die Lippen hin und

her, etwa wie wenn ein Kenner eine neue Weinsorte probt. Dann nickte er und sagte: »Ja, Engelke, nu geht es los.«

Fingerhut.«

Der alte Dubslav nahm durch mehrere Tage hin seine Tropfen ganz gewissenhaft und fand auch, daß es's etwas bessere. Die Geknüst ging um ein

Geringes zurück. Aber die Tropfen nahmen ihm den Appetit, so daß er noch weniger aß, als ihm gestattet war.

Es war ein schöner Frühmärtztag, die Mittagszeit schon vorüber. Dubslav saß an der weit offenhenden Glastür seines Gartensalons

und las die Zeitung. Es schien indes, daß ihm das, was er las, nicht sonderlich gefiel. »Ach, Engelke, die Zeitung ist ja so weit ganz gut, nur

so für den ganzen Tag ist sie doch zu wenig. Du könntest mir lieber ein Büch bringen.«

»Was für eines?«

»Is egal.«

»Da liegt ja noch das kleine gelbe Büch: » Keine Lupine mehr!«

»Nein, nein; nicht so was. Lupine, davon hab ich schon so viel gelesen; das wechselt in einem fort und eins ist so dumf wie das andre. Die

Landwirtschaft kommt doch nicht wieder obenauf oder wenigstens nicht durch so was. Bringe mir lieber einen Roman; früher in meiner Jugend

sagte man Schmöker. Ja, damals waren alle Wörter viel besser als jetzt. Weißt du noch, wie ich mir in dem Jahre, wo ich Zivil wurde, den

ersten Schniepel machen ließ? Schniepel ist auch solch Wort und doch wahrhaftig besser als Frack. Schniepel hat so was Fideles: Einsegnung, Hochzeit,

Kindtaure.«

»Gott, gnädiger Herr, immer is es doch auch nicht so. Die meisten Schniepel sind doch, wenn einer begraben wird.«

»Richtig, Engelke. Wenn einer begraben wird. Das war ein guter Einfall von dir. Früher würd ich gesagt haben zeitgemäß; jetzt sagt man

»opportun. Hast du schon mal davon gehört?«

»Ja, gnädiger Herr, gehört hab ich schon mal davon.«

»Aber nich verstanden. Na, ich eigentlich auch nich. Wenigstens nicht so recht. Und du, du warst ja nich mal auf schulen.«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Alles in allem, sei froh drüber ... Aber Engelke, wenn du mir nu ein Büch gebracht hast, dann will ich mich mit meinem Bühl doch lieber gleich

auf die Veranda rausrücken. Es ist wie Frühling heut. Solche guten Tage muß man mitnehmen. Und bringe mir auch 'ne Decke. Früher war ich nich so

für's Pimplige; jetzt aber heißt es: besser bewahrt als beklagt.«

In dem ganzen Dreieck zwischen Rheinsberg, Kloster Wutz und Gransee hatte sich die Nachricht von des alten Dubslav ernster Erkrankung mehr und mehr

verbreitet, und es war wohl im Zusammenhange damit, daß ungefähr um dieselbe Stunde, wo Dubslav und Engelke sich über »Schniepel« und

»opportun« unterhielten, ein Eispanner auf die Stechliner Rampe fuhr, ein etwas sonderbares Gefährt, dem der alte Baruch Hirschfeld

langsam und vorsichtig aufstieg. Engelke war ihm dabei behilflich und meldete gleich danach, daß der Alte da sei.

»Der alte Baruch! Um Gottes willen, Engelke, was will denn der? Es ist ja doch glücklicherweise nichts los. Und so ganz aus freien Stücken. Na,

laß ihn kommen.«

Und Baruch Hirschfeld trat gleich darauf ein.

Dubslav, in seine Decke gewickelt, begrüßte den Alten. »Aber, Baruch, um alles in der Welt, was gibt es? Was bringen Sie? Gleichviel übrigens, ich

freue mich, Sie zu sehn. Machen Sie sich so bequem, wie's auf den drei Latten eines Gartestuhls überhaupt möglich ist. Und dann noch einmal: Was

gibt es? Was bringen Sie?«

»Herr Major wollen entschuldigen, es gibt nichts, und ich bringe auch nichts. Ich kam da bloß so vorbei, geschäfte mit Herrn von

Gündermann, und da wollt' ich mir doch die Freiheit genommen haben, mal nach der Gesundheit zu fragen. Habe gehört, der Herr Major seien nicht

ganz gut bei Wege.«

»Nein, Baruch, nicht ganz gut bei Wege, beinahe schon schlecht genug. Aber lassen wir das schlimme Neue; das Alte war doch eigentlich besser

(es er - ca), und manchmal denk' ich so an alles zurück, was mir so gemeinschaftlich miteinander durngemacht haben.«

»Und immer glatt, Herr Major, immer glatt, ohne Schwierigkeiten.«

»Ja,« lachte Dubslav, »gemacht hab ich keine Schwierigkeiten, aber gehabt hab ich genug. Und das weiß keiner besser als mein Freund Baruch.

Und nun sagen Sie mir vor allem, was macht Ihr Isidor, der große Volksfreund? Ist er mit Torgelow noch zufrieden? Oder sieht er, daß sie

da auch mit Wasser kochen? Ich wundere mich bloß, daß ein Sohn von Baruch Hirschfeld, Sohn und Firmateilhaber, so sehr für den

Umsturz ist.«

»Nicht für den Umsturz, Herr Major. Isidor, wenn ich so sagen darf, ist für die alte Valuta. Aber nebenher hat er ein Hcz für die

Menschenheit.«

»Hat er? Na, das ist recht.«

»Und das Hcz für die Menschenheit, das haben wir alle, Herr Major. Und kommt uns dabei was heraus, so haben wir, wenn ich so sagen darf, die

Dividende. Gott der Gerechte, wir brauchen's. Und weil ich rede von Dividende, will ich auch reden von Hypothek. Wir haben da seit letzten Freitag

'n Kapital, Granseer Bürger, und will's hergeben zu dreiundeinhalb.«

»Nu, Baruch, das ist hübsch. Aber im Augenblick bin ich's nicht benötigt. Vielleicht später mal mein Woldemar. Der hat, wie Sie wissen, 'ne

reiche Partie gemacht, und wer viel erheiratet, der braucht auch viel. Man denkt immer, dann hört es auf, aber das ist falsch, dann fängt

es erst recht an. Unter allen Umständen seien Sie bedankt, daß Sie mal haben sehen wollen, wie's mit mir steht. Ich kann leider nur wiederholen,

schlecht genug. Aber eine Weile dauert es wohl noch. Und wenn auch nicht, mit meinem Sohne wird sich, denk' ich, gerade so zwischen uns zwei

beiden, alles glatt abwickeln, glatter noch, und vielleicht können sie gemeinschaftlich mal was Nettos herauswirtschaften, was Ordentliches, was Großes,

was sich sehen lassen kann. das heißt dann neue Zeit. Und nun, Baruch, müssen Sie noch ein Glas Sherry nehmen. In unserm Alter ist das immer das

beste. das heißt für Sie, der Sie noch gut im Gange sind. Ich darf bloß noch mit anstoßen.«

Eine Viertelstunde später fuhr Baruch auf seinem Wägelchen wieder in den Stechliner Wald hinein und dachte wenig befriedigt über alles nach, was

er da drinnen gehört hatte. Die geträumten Schloß Stechlin-Tage schienen mit einemmale für immer vorüber. Alles, was der alte Herr da so

nebenher von »gemeinschaftlich herauswirtschaften« gesagt hatte, war doch bloß ein Stich, eine Pike gewesen.

Ja, Baruch fühlte was wie Verstimmung. Aber Dubslav auch. Es war ihm zu Sinn, als hätte er seinen alten Granseer Geld- und Geschäftsfreund

(trotzdem er dessen letzte Pläne nicht einmal ahnte), zum erstenmal auf etwas Heimlichem und Verstecktem ertappt, und als Engelke kam, um die

Sherryflasche wieder wegzuräumen, sagte er: »Engelke, mit Baruch ist es auch nichts. Ich dachte wunder, was das für ein Heiliger wär, und nun ist

der Pferdefuß doch schließlich rausgekommen. Wollte mir da Geld auf Hypothek beinahe aufzwingen, als ob ich nicht schon genug davon hätte

... Sonderbar, Uncke, mit seinem ewigen »zweideutig«, wird am Ende doch recht behalten. Überhaupt solche Polizeimenschen mit 'nem Karabiner

über die Schulter, das sind, bei Lichte besehen immer die feinsten Mänschenkener. Ich ärgere mich, daß ich's nicht eher gemerkt habe. So dummu

sein! Aber das mit der »Krankheit« heute, das war mir doch zu viel. Wenn sich die Menschen erst nach Krankheit erkundigen, dann ist es immer

schlimm. Eigentlich ist es jedem gleich, wie's einem geht. Und ich habe sogar welche gekannt, die sahen sich, wenn sie so fragten, immer schon die

Möbel und Bilder an und dachten an nichts wie an Auktion.«

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die nächsten Tage waren beinahe sommerlich, taten dem Alten wohl und erleichterten ihm das Atmen. Er begann wieder zu hoffen, sprach

mit Wirtschaftsinspektor und Förster und war nicht bloß voll wiedererwachten Interesses, sondern überhaupt guter Dinge.

So kam Mitte März heran. Der Himmel war blau, Dubslav saß auf seiner Veranda, den kleinen Springbrunnen vor sich, und sah dabei das

leichte weiße Gewölk ziehen. Vom Park her vernahm er den ersten Finkenschlag. Er mochte wohl schon eine Stunde so gesessen haben, als

Engelke kam und den Doktor meldete.

»Das ist recht, Sponholz, daß Sie kommen. Nicht um mir zu helfen (das ist immer schlimm, wenn einem erst geholfen werden soll), nein, um zu

sehen, daß Sie mir schon geholfen haben. Diese Tropfen. Es ist doch was damit. Wenn sie nur nicht so schlecht schmecken; ich muß mir immer einen Ruck

geben. Und daß sie so grün sind. Grün ist Gift, heißt es bei den Leuten. Eigentlich eine ganz dumme Vorstellung. Wald und Wiese sind auch grün

und doch so demlich unser Bestes.«

»Ja, es ist ein Spezifikum. Und ich bin froh, daß die Digitalis hier bei Ihnen mal wieder zeigt, was sie kann. Und bin doppelt froh, weil

ich mich auf sechs Wochen von Ihnen verabschieden muß.«

»Auf sechs Wochen. Aber, Doktor, das ist ja 'ne halbe Ewigkeit. Haben Sie Schanden gemacht und sollen in ?«

»Man könnte beinahe so was denken. Denn so lange Gransee historisch begläubigt dasteht, ist noch kein Doktor auf sechs Wochen weg

gewesen, noch dazu ein Kreisphysikus. Eine Doktorexistenz gestattet solchen Luxus nicht. Wie lebt man denn hier? Und wie hat man gelebt? Immer

Furunkel aufgeschnitten, immer Karbolwatte, immer in den Wagen gestiegen, immer einem alten Erdenbürger seinen Entlassungsschein aufgestellt

oder einen neuen Erdenbürger geholt. Und nun sechs Wochen weg. Wie ich meinen Kreis wiederfinden werde ... nu, vielleicht hat Gott

ein Einsehen.«

»Er ist doch wohl eigentlich der beste Assistentenarzt.«

»Und vor allem der billigste. Der andre, den ich mir aus Berlin habe verschreiben müssen (ach, und so viel Schreiberei), der ist teuer. Und meine

Reise kommt mir ohnedies schon teuer genug.«

»Aber wohin denn, Doktor?«

»Nach Pfäfers.«

»Pffäfers. Kenñ' ich nicht. Und was wollen Sie da? Warum? Wozu?«

»Meine Frau laboriert an einem Rheumatismus, hochgradig, schon nicht mehr schön. Und da ist denn Pffäfers der letzte Trupf Schweizerbad mit

allen Schikanen und wahrscheinlich auch mit allen Kosten. Ein Granseer, der allerdings für Geld gezeigt werden kann, war mal an diesem

merkwürdigen Ort und hat mir denn auch 'ne Beschreibung davon gemacht. Habe natürlich auch noch im Bädeler nachgeschlagen und unter andern

einen Fluss da verzeichnet gefunden, der Tamina heißt. erinnert ein bißchen an Zauberflöte und klingt soweit ganz gut. Aber

trotzdem eine tolle Geschichte, dies Pffäfers. Soweit es nämlich als Bad in Betracht kommt, ist es nichts als ein Felsenloch, ein

großer Backofen, in den man hineingeschoben wird. Und da hockt man denn, wie die Indianer hocken, und die Dämpfe steigen

siedeheiß von unten herauf. Wer da nicht wiederstande kommt, der kann überhaupt einpacken. Übrigens will ich für meine Person gleich mit

hineinkriechen. Denn das darf ich wohl sagen, wer so fünfunddreißig Jahre lang durch Kreis Gransee hin und her kutschiert ist, mitunter bei

Ostwind, der hat sich sein Gliederreißen ehrlich verdient. Sonderbar, daß der Hauptteil davon auf meine Frau gefallen ist.«

»Ja, Sponholz, in einer christlichen Ehe ...«

»Freilich, Herr Major, freilich. Wiewohl das mit christlicher Ehe auch immer bloß so so ist. Da hatten wir, als ich noch Militär war, einen

Compagniechirurgus, richtige alte Schule, der sagte, wenn er von so was hörte: »Ja, christliche Ehe, ganz gut, kenñ' ich. Is wie Schinken in

Burgunder. Das eine is immer da, aber das andere fehlt.«

»Ja,« sagte Dubslav, »diese richtigen alten Compagniechirurgusse, die hab ich auch noch gekannt. Blutige Cyniker, jetzt leider ausgestorben

... Und in solchem Pffäferschen Backofen wollen Sie sechs Wochen zubringen?«

»Nein, Herr von Stechlin, nicht so lange. Bloß vier, höchstens vier. Denn es strengt sehr an. Aber wenn man nu doch mal da ist, ich meine

in der Schweiz und da herum, wo sie stellenweise schon italienisch sprechen, da will man doch schließlich auch gern in das gelobte Land Italia

hineinkucken. Und da haben wir denn also, meine Frau und ich, vor, von diesem Pffäfers aus erst noch durch die Viamala zu fahren, den Splügen

hinauf oder auf irgend einen andern Paß. Und wenn wir dann einen Blick in all die Herrlichkeit drüben hinein getan haben, dann kehren wir wieder

um, und ich für meine Person ziehe mir wieder meinen grauen Mantel an (denn für die Reise hab ich mir einen neuen Paletot bauen lassen) und

kutschiere wieder durch Kreis Gransee.«

»Na, Sponholz, das freut mich aber wirklich, daß Sie mal rauskommen. Und bloß wenn Sie durch die Viamala fahren, da müssen Sie sich in

acht nehmen.«

»Waren Sie denn mal da, Herr Major?«

»Bewahre. Meine Weltfahrten, mit ganz schwachen Ausnahmen, lagen immer nur zwischen Berlin und Stechlin. Höchstens mal Dresden und ein bißchen ins

Bayrische. Wenn man so gar nicht mehr weiß, wo man hin soll, fährt man natürlich nach Dresden. Also Viamala nie gesehen. Aber ein

Bild davon. Im allgemeinen ist Bilderangucken auch nicht gerade mein Fall, und wenn die Museums von mir leben sollten, dann täten sie mir leid.

Indessen wie so der Zufall spielt, mal sieht man doch so was, und war da auf dem Viamala-Bilde 'ne Felsenschlucht mit Figuren von einem sehr

berühmten Malermeuschen, der, glaub ich, Böcking oder Böckling hieß.«

»Ah so. Einer, wenn mir recht ist, heißt Böcklin.«

»Wohl möglich, daß es der gewesen ist. Ja, sogar sehr wahrscheinlich. Nun sehen Sie, Doktor, da war denn also auf diesem Bilde diese Viamala,

mit einem kleinen Fluß unten, und über den Fluß weg lief ein Brückenbogen, und ein Zug von Menschen (es können aber auch Ritter

gewesen sein) kam grade die Straße lang. Und alle wollten über die Brücke.«

»Sehr interessant.«

»Und nun denken Sie sich, was geschieht da? Grade neben dem Brückenbogen, dicht an der rechten Seite, tut sich mit einem Male der Felsen auf,

etwa wie wenn morgens ein richtiger Spießbürger seine Laden aufmacht und nachsehen will, wie's Wetter ist. Der aber, der an dieser Brücke da von

ungefähr rauskuckte, hören Sie, Sponholz, das war kein Spießbürger, sondern ein richtiger Lindwurm oder so was ähnliches

aus der sogenannten Zeit der Saurier, also so weit zurück, daß selbst der älteste Adel, (die Stechline mit eingeschlossen,) nicht dagegen ankann, und

dies Biest, als der herankommende Zug eben den Fluß passieren wollte, war mit seinem aufgesperrten Rachen bis dicht an die Menschen und die Brücke

heran, und ich kann Ihnen bloß sagen, Sponholz, mir stand, als ich das sah, der Atem still, weil ich deutlich fühlte, nu noch einen

Augenblick, dann schnappt er zu und die ganze Besetzung is weg.«

»Ja, Herr von Stechlin, da hat man bloß den Trost, daß die Saurier, so viel ich weiß, seitdem ausgestorben sind. Aber meiner Frau will ich diese

Geschichte doch lieber nicht zählen; die kriegt nämlich mitunter Ohnmachten. In Doktorhäusern ist immer was los.«

Dubslav nickte.

»Und nur das eine möchte ich Ihnen noch sagen, Herr von Stechlin, mit der Digitalis immer rüdig so weiter, und wenn der Appetit nicht wieder

kommt, lieber nur zweimal täglich. Und nie mehr als zehn Tropfen. Und wenn Sie sich Unpaß fühlen, mein Stellvertreter ist von allem unterrichtet. Er

wird Ihnen gefallen. Neue Schule, moderner Mensch; aber doch nicht zu viel davon (so wenigstens hoff ich) und jedenfalls sehr gescheit. An

seinem Namen, — er heißt nämlich Moscheles, — dürfen Sie nicht Anstoß nehmen. Er ist aus Brünn gebürtig und da heißen die meisten

— „so.“

Der Alte drückte mit allem seine Zustimmung aus, auch mit dem Namen, trotzdem dieser ihm quälende Erinnerungen weckte. Schon vor etlichen fünfzig Jahren

habe er Musikstücke spielen müssen, die alle auf den Namen »Moscheles« liefen. Aber das wolle er den Insultstehenden nicht weiter entgelten lassen.

Und nach diesen beruhigenden Versicherungen empfahl sich Sponholz und fuhr zu weiteren Abschiedsbesuchen in die Grafschaft hinein.

Am zweitfolgenden Tage brachen die Sponholz'schen Eheleute von Gransee nach Pfäfers hin auf; die Frau, sehr leidend, war schweigsam, er

aber befand sich in einem hochgradigen Reisefieber, was sich, als sie draußen auf dem Bahnhof angelangt waren, in immer wachsender

Gesprächigkeit äußerte.

Mehrere Freunde (meist Logenbrüder) hatten ihn bis hinaus begleitet. Sponholz kam hier sofort vom Hundertsten aufs Tausendste. »Ja, unser

guter Stechlin, mit dem steht es so so ... Baruch hat ihn auch gesehn und ihn einigermaßen verändert gefunden ... Und Sie, Kirstein, Sie

schreiben mir natürlich, wenn der junge Burmeister eintritt; ich weiß, er will nicht recht (bloß der Vater will) und soll sogar von

»Hokuspokus« gesprochen haben. Aber dergleichen muß man leicht nehmen. Unwissenheit, Verkennung, über so was sind wir weg; viel Feind,

viel Ehr ... Nur, es noch einmal zu sagen, der Alte drüben in Stechlin macht mir Sorge. Man muß aber hoffen; bei Gott kein

Ding unmöglich ist. Und zu Moscheles hab ich Vertrauen; ihn auskultieren zu sehn, ist ein wahres Vergnügen für 'nen Fachmann.«

So Klang, was Sponholz noch in letzter Minute vom Coupéfenster aus zum besten gab. Alles, am meisten aber das über den alten Stechlin

Gesagte, wurde weitergetragen und drang bis auf die Dörfer hinaus, so namentlich auch bis nach Quaden-Hennersdorf zu Superintendent Koseleger,

der seit kurzer mit Ermytrud einen lebhaften Verkehr unterhielt und, angeregt durch die mit jedem Tage kirchlicher werdende Prinzessin, einen

energischen Vorstoß gegen den Unglauben und die in der Grafschaft überhandnehmende Laxeit plante. Koseleger sowohl wie die Prinzessin

wollten zu diesem Zwecke beim alten Dubslav als »nächstem Objekt« einsetzen, und hielten sein Asthma für den geeignetsten

Zeitpunkt. In einem Briefe der Prinzessin an Koseleger hieß es derentsprechend: »Ich will die gute Gesinnung des alten Herrn in nichts

anzweifeln; außerdem hat er etwas Angenehm Affables. Ich bin ihm menschlich durchaus angetan. Aber sein Prinzip, das nichts Höheres kennt,

als »leben und leben lassen«, hat in unsrer Gegend alle möglichen Irrtümer und Sonderbarkeiten ins Kraut schießen lassen. Nehmen Sie

beispielsweise diesen Krippenkapel. Und nun den Lorenzen selbst! Kizler, mit dem ich gestern über unsern Plan sprach, hat mich gebeten, mit Rücksicht

auf die Krankheit des alten Herrn wenigstens vorläufig von allem Abstand zu nehmen, aber ich hab ihm widersprechen müssen. Krankheit
(so viel ist richtig) macht schroff und eigensinnig, aber in bedrängten Momenten auch wiederum ebenso gefügig, und es sind wohl auch hier wieder
gerade die Auferlegungen und Bitternisse, daraus ein Segen für den Kranken, und jedenfalls für die Gesamtheit unsres Kreises entspringen wird. Unter
allen Umständen aber muß uns das Bewußtsein trösten, unsre Pflicht erfüllt zu haben.«

Es war eine Woche nach Sponholz' Abreise, daß Ermyntud diese Zeilen schrieb, und schon am andern Vormittage fuhr Koseleger,
der mit der Prinzessin im wesentlichen derselben Meinung war, auf die Stechliner Rampe. Gleich danach trat Engelke bei Dubslav ein und meldete den
Herrn Superintendenten.

»Superintendent? Koseleger?«

»Ja, gnäd'ger Herr. Superintendent Koseleger. Er sieht sehr wohl aus, und ganz blank.«

»Was es doch für merkwürdige Tage gibt. Heute, (du sollst sehn), ist wieder so einer. Mit Moscheles fing's an. Sage dem Herrn

Superintendenten, ich ließe bitten.«

»Ich komme hoffentlich zu guter Stunde, Herr von Stechlin.«

»Zur allerbesten, Herr Superintendent. Eben war der neue Doktor hier. Und eine Vierelstunde, wenn's mit dem «
»praesente medico «

nur ein ganz klein wenig auf sich hat, muß solche Doktorgegenwart doch wohl noch nachwirken.«

»Sicher, sicher. Und dieser Moscheles soll sehr gescheit sein. Die Wiener und Prager verstehn es; namentlich alles, was nach der Seite hin liegt.«

»Ja,« sagte Dubslav, »nach der Seite hin,« und wies auf Brust und Htz. »Aber, offen standen, nach mancher andern Seite hin ist mir

dieser Moscheles nicht sehr sympathisch. Er faßt seiner Stock so sonderbar an und schlenkert auch so.«

»Ja, so was muß man unter Umständen mit in den Kauf nehmen. Und dann heißt es ja auch, der Major von Stechlin habe mehr oder weniger

einen philosemitischen Zug.«

»Den hat der Major von Stechlin auch wirklich, weil er Unchristlichkeiten nicht leiden kann und Prinzipienreitereien erst recht nicht. Ich gehöre

zu denen, die sich immer den Eireifall ansehen. Aber freilich, mancher Eireifall gefällt mir nicht. So im Beispiel der hier mit dem neuen Doktor.

Und auch mein alter Baruch Hirschfeld, den der Herr Superintendent mutmaßlich kennen werden, auch der gefällt mir nicht mehr so recht. Ich hielt

große Stücke von ihm, aber — vielleicht daß sein Sohn Isidor Schuld ist — mit einem Mal ist der Pferddefuis ausgekommen.«

»Ja,« lachte Koseleger, »der kommt immer mal raus. Und nicht bloß bei Baruch. Ich muß aber sagen, das alles hat mit der Rasse viel, viel weniger zu schaffen, als mit dem jeweiligen Beruf. Da war ich eben bei der Frau von Gundermann ...«

»Und da war auch so was?«

»In gewissem Sinne, ja. Natürlich ein bißchen anders, weil es sich um etwas Weibliches handelte. Stütze der Hausfrau. Und da bündelt sich denn leicht was an. Eben diese Stütze der Hausfrau war bis vor kurzem noch Erzieherin, und mit Erzieherinnen, alten und jungen, hat's immer einen Haken, wie mit den Lehrern überhaupt. Es liegt im Beruf. Und der Seminarist steht oben an.«

»Ich kann mich nicht erinnern,« sagte Dubslav, »in unserer Gegend irgend was gröblich Verlozliches erlebt zu haben.«

»O, ich bin mißverstanden,« beschwichtigte Koseleger und rieb sich mit einem gewissen Behagen seine wohlgepflegten Hände. »Nichts von Vergehungen auf erotischem Gebiet, wiewohl es bei den Gundermanns, (die gerad' in diesem Punkte viel heimgesucht werden,) auch diesmal wieder, ich möchte sagen diese kleine Nebenform angenommen hatte. Nein, der große Seminaristenpferdefuß, an den ich bei meiner ersten Bemerkung dachte, trägt ganz andere Signaturen: Unbotmäßigkeit, Überhöhung und infolge davon ein eigentümliches Bestreben, sich von den Heilsgütern loszulösen, und die Befriedigung des inneren Merchen in einer falschen Wissenschaftlichkeit zu suchen.«

»Ich will das nicht loben; aber auch solche falsche Wissenschaftlichkeit zählt,« dächte ich, in unserer alten Grafschaft zu den allerseinsten Ausnahmen.«

»Nicht so sehr als Sie vermuten, Herr Major, und aus Ihrer eigenen Stechliner Schule sind mir Klagen kirchlich gerichteter Eltern über solche Dinge zugegangen. Allerdings Altthuteraner aus der Globower Gegend. Indessen so lästig diese Leute zu Zeiten sind, so haben sie doch andererseits den Ernst des Glaubens und finden, wie sie sich in einem Skriptum an mich ausgedrückt haben, in der Krippentapelschen Lehrmethode diesen Ernst des Glaubens arg vernachlässigt.«

Dubslav wiegte den Kopf hin und her, und hätte trotz allen Respekts vor dem Vertreter einer kirchlichen Behörde wahrscheinlich ziemlich scharf und spitz geantwortet, wenn ihm nicht alles, was er da hörte, gleichzeitig in einem heiteren Licht erschienen wäre.

Krippentapel, sein Krippentapel, er, der den alten Fritzen so gut wie den Katechismus, aber den Katechismus auch reichlich so gut wie den alten Fritzen kannte, — Krippentapel, sein großartiger Bienenvater, sein korrespondierendes Mitglied märkisch-historischer Vereine, die Seele seines »Museums«, sein guter Freund, dieser Krippentapel sollte den »Ernst des Glaubens« verkannt haben, bei ihm sollte der Seminaristenhochmut zu gemeingährlichem Ausbruch gekommen sein. Wohl entsann er sich, in eigenster Person (was ihn in diesem Augenblick ein wenig verstimmte) gelegentlich sehr ähnliches gesagt zu haben. Aber doch immer nur Scheinhaft. Und wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht mehr

daselbe. Traf dieser Satz je du, so hier. Er erhob sich also mit einiger Anstrengung von seinem Platz, ging auf Koseleger zu, schüttelte ihm

die Hand und sagte: »Herr Superintendent, so wie Sie's da sagen, so kann es nicht sein. Von richtigen Altutheranern gibt es hier überhaupt

nichts, und am wenigsten in Globosow; die glauben sozusagen gar nichts. Ich wittere da was von Intrigue. Da stecken andere dahinter. Bei meinem

alten Baruch ist der Pferdefuß rausgekommen, aber bei meinem alten Kripperstapel ist er nicht rausgekommen und wird auch nicht rauskommen,

weil er überhaupt nicht da ist. Meinen alten Kripperstapel, den kenñ ich.«

Koseleger, Weltmann, wie er war, lenkte rasch ein, sprach von Konventiklerbeschränkung und gab die Möglichkeit einer Intrigue zu.

»Natürlich wird es einem schwer, in diesem Erdenwinkel an derlei Dinge zu glauben, denn »Intrigue« zählt ganz eminent zu den höheren

Kulturformen. Intrigue hat hier in unserer alten Grafschaft, glaub ich, noch keinen Boden. Aber andererseits ist es doch freilich wahr, daß

heutzutage die Verwerflichkeiten, ja selbst die Verbrechen und Laster, nicht bloß im Gefolge der Kultur auftreten, sondern umgekehrt ihr

voranschreiten, als beklagenswerte Herolde falscher Besittung! Bedenken Sie, was wir neuerdings in unsern Äquatorialprovinzen

erlebt haben. Die Zivilisation ist noch nicht da und schon haben wir ihre Gräuelt. Man erschauert, wenn man davon liest und freut sich der kleinen und

alltäglichen Verhältnisse, drin der Wille Gottes uns gnädig stellte.«

Nach diesen Worten, die was von einem guten Abgang hatten, erhob sich Koseleger und der Alte, seinerseits seinen Arm in den des

Superintendenten einhakend, »um sich«, wie er sagte, »auf die Kirche zu stützen«, begleitete seinen Besuch bis wieder auf die Rampe hinaus und

grüßte noch mit der Hand, als der Wagen schon über die Bohlenbrücke fuhr. Dann wandte er sich rasch an Engelke, der neben ihm stand, und sagte:

»Engelke, schade, daß ich mit dir nicht wetten kann. Lust hätt ich. Heute kommt noch wer, du wirst es sehn. Eine Woche lang läßt sich

keine Katze blicken, aber wenn unser Schicksal erst mal 'nen Erschluß gefaßt hat, dann kann es sich auch wieder nicht genug tun. Man gewinnt dreimal das

große Los oder man stößt sich dreimal den Kopf. Und immer an derselben Stelle.«

Es schlug zwölf, als Dubslav vom Portal her wieder den Flur passierte. Dabei sah er nach dem Hippenmann hinauf und zählte die Schläge.

»Zwölf«, sagte er »und um zwölf ist alles aus und dann fängt der neue Tag an. Es gibt freilich zwei Zwölfen, und die Zwölf, die da

oben jetzt schlägt, das is die Mittagszwölf. Aber Mittag! ... Wo bist du Sonne geblieben!« All dem weiter nachhängend, wie er jetzt

öfter tat, kam er an seinen Kaminplatz und nahm eine Zeitung in die Hand. Er sah jedoch kaum drauf hin und beschäftigte sich, während er zu

lesen schien, eigentlich nur mit der Frage, »wer wohl heute noch kommen könne«, und dabei neben andren Personen aus seiner

Umgebung auch an Lorenzen denkend, kam er zu dem Schlußresultat, daß ihm Lorenzen »mit all seinem neuen Unsinn« doch am Ende lieber

sei als Koseleger mit seinen Heilsgütern, von denen er wohl zwei-, dreimal gesprochen hatte. »Ja, die Heilsgüter, die sind ganz gut.

Versteht sich. Ich werde mich nicht so versündigen. Die Kirche kann was, is was, und der alte Luther, nu der war schon ganz gewiß was, weil er ehrlich

war und für seine Sache sterben wollte. Nahe dran war er. Eigentlich kommt's doch immer bloß darauf an, daß einer sagt, 'dafür sterb' ich'. Und

es dann aber auch tut. Für was, is beinah gleich. Daß man überhaupt so was kann, wie sich opfern, das ist das Große. Kirchlich mag es ja

fauch sein, was ich da so sage, aber was sie jetzt 'sittlich' nennen (und manche sagen auch 'schönheitlich', aber das is ein zu dolles

Wort), also was sie jetzt sittlich nennen, so bloß auf das hin angesehen, da is das persönliche sich einsetzen und für was sterben

können und wollen doch das Höchste. Mehr kann der Mensch nich. Aber Koseleger. Der will leben.«

Und während er noch so vor sich hin seinen Faden spann, war sein gutes altes Faktotum eingetreten, an das er denn auch ohne weiteres

und bloß zu eignem Ergötzen die Frage richtete: »Nicht wahr, Engelke?«

Der aber hörte gar nichts mehr, so sehr war er in Verwirrung, und stotterte nur aus sich heraus: »Ach Gott, gnäd'ger Herr, nu is es

doch so gekommen.«

»Wie? Was?«

»Die Frau Gemahlin von unserm Herrn Oberförster ...«

»Was? Die Prinzessin?«

»Ja, die Frau Kozler, Durchfäucht.«

»Alle Wetter, Engelke ... Da haben wir's. Aber ich hab es ja gesagt, ich wußt' es. Wie so 'n Tag anfängt, so bleibt er, so geht es

weiter ... Und wie das hier durcheinander liegt, alles wie Kraut und Rüben. Nimm die Zudecke weg, ach was Zudecke, die reine Pferdedecke; wir

müssen eine andre haben. Und nimm auch die grünen Tropfen weg, daß es nicht gleich aussieht wie 'ne Krankenstube ... Die Prinzessin ... Aber rath,

Engelke, flink ... Ich lasse bitten, ich lasse die Frau Oberförsterin bitten.«

Dubslav rückte sich, so gut es ging, dreht, im übrigen aber hielt er's in seinem desolaten Stande doch für besser, in seinem Rollstuhl zu

bleiben, als der Prinzessin entgegen zu gehn oder sie durch ein sicherheben von seinem Sitz mehr oder weniger feierlich zu begrüßen.

Ermytrud paßte sich seinen Intentionen denn auch an und gab durch eine gemessene Handbewegung zu verstehen, daß sie nicht zu stören wünsche.

Gleich danach legte sie den rechten Arm auf die Lehne eines nebestehenden Stuhles und sagte: »Ich komme, Herr von Stechlin, um nach Ihrem

Befinden zu fragen; Kitzler (sie nannte ihn, unter geflissentlichster Vermeidung des allerdings plebejen »mein Mann«, immer nur bei seinem

Familiennamen) hat mir von Ihrem Unwohlsein erzählt und mir Empfehlungen angetragen. Ich hoffe, es geht besser.«

Dubslav dankte für so viel Freundlichkeit und bat, das um ihn her herrschende Übermaß von Unordnung entschuldigen zu wollen. »Wo die weibliche

Hand fehlt, fehlt alles.« Er fuhr so noch eine Weile fort, in allerlei Worten und Wendungen, wie sie ihm von alter Zeit her geläufig

waren; eigentlich aber war er wenig bei dem, was er sagte, sondern hing ausschließlich an dem halb Nonnen-, halb Heiligenbildartigen ihrer

Erscheinung, das durch einen großen, aus mattweißen Kugeln bestehenden Halsknebel samt Elfenbeinkreuz, noch gesteigert wurde. Sie mußte

jedem, auch dem Kritischsten, auffallen, und Dubslav, der — so sehr er dagegen ankämpfte — ganz unter der Vorstellung ihrer Prinzessinnenhaftigkeit stand,

vergaß auf Augenblicke Krankheit und Alter und fühlte sich nur noch als Ritter seiner Dame. Daß sie stehen blieb, war ihm im ersten Augenblicke

störend, bald aber war es ihm recht, weil ihm einleuchtete, daß ihr »Bild« erst dadurch voller Wirkung kam. Ermytrud selbst war

sich dessen auch voll bewußt und Frau genug, auf diese Vorzüge nicht ohne Not zu verzichten.

»Ich höre, daß Doktor Sponholz, den ich als Arzt sehr schätzen gelernt habe, seine Kranken, während er in Pfäfers ist, einem jungen

Stellvertreter anvertraut hat. Junge Ärzte sind meist klüger als die alten, aber doch weniger Ärzte. Man bringt außerdem dem Alter mehr

Vertrauen entgegen. Alte Doktoren sind wie Beichtiger, vor denen man sich gern offenbart. Freilich können sie den geistlichen Zedruck nicht voll

ersetzen, der in jeder ernstlichen Krankheit doch das eigentlich Heilsame bleibt. Ärzte selbst — ich hab einen Teil meiner Jugend in einem

Diakonissenhause verbracht — Ärzte selbst, wenn sie ihren Beruf recht verstehen, urteilen in diesem Sinne. Sogenannte Medikamente sind und

bleiben ein armer Nothelfer; alle wahre Hilfe fließt aus dem Wort. Aber freilich, das richtige Wort wird nicht überall gesprochen.«

Dubslav sah etwas unruhig um sich her. Es war ganz klar, daß die Prinzessin gekommen war, seine Seele zu retten. Aber woher kam ihr die

Wissenshaft, daß seine Seele dessen bedürftig sei? Das verlohnte sich doch in Erfahrung zu bringen, und so zwang er sich denn und sagte: »Gewiß,

Durchlaucht, das Wort ist die Hauptsache. Das Wort ist das Wunder; es läßt uns lachen und weinen, es erhebt uns und demütigt uns, es macht uns

krank und macht uns gesund. Ja es gibt uns erst das wahre Leben hier und dort. Und diesetzte höchste Wort, das haben wir in der Bibel. Daher

nehm' ich's. Und wenn ich manches Wort nicht verstehe, wie wir die Sterne nicht verstehn, so haben wir dafür die Deuter.«

»Gewiß. Aber es gibt der Deuter so viele.«

»Ja,« lachte Dubslav, »und wer die Wahl hat, hat die Qual. Aber ich persönlich, ich habe keine Wahl. Denn gefaßt so mit dem Körper, so geht es

für mich auch mit der Seele. Man behilft sich mit dem, was man hat. Nehm' ich da zunächst meinen armen, elenden Leib. Da sitzt es mir hier und

steigt und drückt und quält mich, und ängstigt mich, und wenn die Angst groß ist, dann nehm' ich die grünen Tropfen. Und wenn es mich immer mehr quält, dann schick' ich nach Gransee hinein, und dann kommt Sponholz, das heißt, wenn er gerade da ist. Ja, dieses Sponholz ist auch ein Wissender und ein ›Deuter‹. Sehr wahrscheinlich, daß es klügere und bessere gibt; aber in Ermangelung dieser besseren muß er für mich ausreichen.«

Ermyntrud nickte freundlich und schien ihre Zustimmung ausdrücken zu wollen.
»Und,« fuhr Dubsav fort, »ich muß es wiederholen, genauso mit dem Leib, so auch mit der Seele. Wenn sich meine arme Seele ängstigt, dann nehm' ich mir Trost und Hilfe, so gut ich sie gerade finden kann. Und dabei denk' ich dann, der nächste Trost ist der beste. Den hat man am schnellsten, und wer schnell gibt, der gibt doppelt. Eigentlich muß man es lateinisch sagen. Ich rufe mir Sponholz, weil ich ihn, wenn benötigt, in fernlicher Nähe habe; den andern aber, den Arzt für die Seele, den hab ich glücklicherweise noch näher und brauche nicht mal nach Gransee hineinschicken. Alle Worte, die von Herzen kommen, sind gute Worte, und wenn sie mir helfen (und sie helfen mir), so frag' ich nicht viel danach, ob es sogenannte ›richtige‹ Worte sind oder nicht.«

Ermyntrud richtete sich höher auf; ihr bis dahin verbindliches Lächeln war sichtlich in rauchem Hirnwinden.
»Überdies,« so schloß Dubsav seine Bekenntnisrede, »was sind die richtigen Worte? Wo sind sie?«

»Sie haben Sie, Herr von Stechlin, wenn Sie sie haben wollen. Und Sie haben sie nah, wenn auch nicht in Ihrer unmittelbarsten Nähe. Mich persönlich haben diese Worte während schwerer Tage gestützt und aufgerichtet. Ich weiß, er hat Feinde, voran im eignen Lager. Und diese Feinde sprechen von ›schönen Worten‹. Aber soll ich mich einem Heilswort verschließen, weil es sich in ›Schönheit‹ kleidet? Soll ich eine mich segnende Hand zurückweisen, weil es eine weiche Hand ist? Sie haben Sponholz genannt. Unser Superintendent liegt wohl weit über diesen hinaus und wenn es nicht eitel und vermessen wäre, würd ich eine gnäd'ge Fügung darin zu sehn glauben, daß er an diese sterile Küste verschlagen werden müßte, gerade mir eine Hilfe zu sein. Aber, was er an mir tat, kann er auch an andern tun. Er hat eben das, was im Siege führt; wer die Seele hat, hat auch den Leib.«

Unter diesen Worten war Ermyntrud von ihrem Stuhl an Dubsav herangetreten und neigte sich über ihn, um ihm, halb wie segnend, die Stirn zu küssen. Das Elfenbeinkreuz berührte dabei seine Brust. Sie ließ es eine Weile da ruhen. Dann aber trat sie wieder zurück, und sich zweimal unter hochvollem Gruß verneigend, verließ sie das Zimmer. Engelke, der draußen im Flur stand, eilte voraus, ihr beim Einsteigen in den kleinen Kätzlerhen Jagdwagen behilflich zu sein.

Als Dubslav wieder allein war, nahm er das Schüreisen, das grad' vor ihm auf dem Kaminstein lag, und fuhr in die halb niedergebrannte Scheite.

Die Flamme schlug auf und etliche Funken stoben. »Arme Durchlaucht. Es ist doch nicht gut, wenn Prinzessinnen in Oberförsterhäuser einlehn. Sie

sind dann aus ihrem Fahrwasser heraus und greifen nach allem möglichen, um in der selbstgeschaffenen Alltäglichkeit nicht unterzugehen. Einen bessern

Trosender als Koseleger konnte sie freilich nicht finden; er gab ihr den Trost, dessen er selber bedürftig ist. Im übrigen mag sie sich aufrichten

lassen, von wem sie will. Der Alte auf Sanssouci, mit seinem nach der eignen Façon selig werden, hat's auch darin getroffen. Gewiß. Aber wenn ich

euch eure Façon lasse, so laßt mir auch die meine. Wollt nicht alles besser wissen, kommt mir nicht mit Anzetteln, erst gegen meinen

guten Krippenkapel, der kein Wässerchen trübt, und nun gar gegen meinen klugen Lorenzen, der euch alle in die Tasche steckt. An ihn

persönlich wagen sie sich nicht ran, und da kommen sie nun zu mir und wollen mich bestimmen und denken, weil ich krank bin, muß

ich auch schwach sein. Aber da kennen sie den alten Stechlin schlecht, und er wird nun wohl seinen märkischen Dickkopf aufsetzen. Auch sogar

gegen Ippe-Büchenstein und die Elfenbeinkugeln, die ja schon der reine Rosenkranz sind. Und es wird auch noch so was. Eigentlich bin

ich übrigens selber schuld. Ich habe mir durch den prinzeßlichen Augenschlag und die vier Kindergräber im Garten zu sehr imponieren lassen. Aber es

fällt doch allmählich wieder ab, und ein Glück, daß ich meinen Engelke habe.«

Vor Erregung war er aus seinem Rollstuhl aufgestanden und drückte auf den Klingelknopf. »Engelke, geh zu Lorenzen und sag ihm, ich ließ

ihn bitten. Der soll dann aber heut auch der letzte sein ... Denke dir, Engelke, sie wollen mich bekehren!«

»Aber, gnäd'ger Herr, das is ja doch das beste.«

»Gott, nu fängt der auch noch an.«

Lorenzen kam nicht; er war nach Rheinsberg, wo die Geistlichen aus dem östlichen Teil der Grafschaft eine Konferenz hatten. Aber statt

Lorenzen kam Doktor Moscheles und sprach von allem möglichen, erst ganz kurz von Dubslavs Zustand, den er nicht gut und nicht schlecht fand,

dann von Koseleger, von Kizler, auch von Sponholz (von dem ein Brief eingetroffen war), am ausführlichsten aber von Rechtsanwalt

Lätzstein und von Torgelow. »Ja, dieser Torgelow,« sagte Moscheles. »Es war ein Mißgriff, ihn zu wählen. Und wenn es noch nötig

gewesen wäre, wenn die Partei keinen Besseren gehabt hätte! Aber da haben sie denn doch noch ganz andre Leute.« Dubslav war davon

wenig angenehm berührt, weil er aus der persönlichen Niederstellung Torgelows die Hochstellung der Torgelowschen Partei heraushörte.

Der Besuch hatte wohl eine halbe Stunde gedauert. Als Moscheles wieder fort war, sagte Dubslav: »Engelke, wenn er wiederkommt, so sag' ihm, ich

sei nicht da. Das wird er natürlich nicht glauben; weiß er doch am besten, daß ich an mein Zimmer und meinen Rollstuhl gebunden bin. Aber

trotzdem; ich mag ihn nicht. Es war eine Dummheit von Sponholz, sich grade diesen auszusuchen, solchen Allerneuesten, der nach

Sozialdemokratie schmeckt und dabei seiner Stock so sonderbar anfaßt, immer grad' in der Mitte. Und dazu auch noch 'nen roten Schlips.«

»Es sind aber schwarze Käfer drin.«

»Ja, die sind drin, aber ganz kleine. Das machen sie so, damit es nicht jeder gleich merkt, wes Geistes Kind so einer ist, und wohin

er eigentlich gehört. Aber ich merk' es doch, auch wenn er an Kaiser Wilhelms Geburtstag mit 'ner papiernen Kornblume kommt.

Also du sagst ihm, ich sei nicht da.«

Engelke widersprach nicht, hatte jedoch so seine Gedanken dabei. »Der alte Doktor ist weg und den neuen will er nicht. Un den aus Witz will er auch

nicht, weil der so viel mit der Domina zusammenhockt. Un dabei kommt er doch immer mehr runter. Er denkt: »Es is noch nich so schlimm.«

Aber es is schlimm. Is genau so mit Bäcker Knaack. Un Kluckhuhn sagte mir schon vorige Woche: »Engelke, gläube mir, es wird nichts; ich

weiß Bescheid.«

Das war am Montag. Am Freitag fuhr Moscheles wieder vor und verfärbte sich, als Engelke sagte, »der gnäd'ge Herr sei nicht da.«

»So, so. Nicht da.«

Das war doch etwas stark. Moscheles stieg also wieder auf seinen Wagen und bestärkte sich, während er nach Gransee zurückfuhr, in seinen durchaus

ablehnenden Anschaungen über den derzeitigen Gezeilzustand. »Einer ist wie der andre. Was wir bräuchē, is ein Generalkladderadatsch, Krach,

tabula rasa.« Zugleich war er entschlossen, von einem erneuten Krankenbesuch abzusehen. »Der gnäd'ge Herr auf, von und zu

Stechlin kann mich ja rufen lassen, wenn er mich bräucht. Hoffentlich unterläßt er's.«

Dieser Wunsch erfüllte sich denn auch. Dubslav ließ ihn nicht rufen, wiewohl guter Grund dazu gewesen wäre, denn die Beschwerden wuchsen plötzlich wieder,

und wenn sie zeitweilig nachließen, waren die geschwollenen Füße sofort wieder da. Engelke sah das alles mit Sorge. Was blieb ihm noch vom

Leben, wenn er seinen gnäd'gen Herrn nicht mehr hatte? Jeder im Haus mißbilligte des Alten Eigensinn, und Martin, als er eines Tages vom Stall

her in die nebenan gelegene niedrige Stube trat, wo seine Frau Kartoffeln schälte, sagte zu dieser: »

Mutter, worüm he den jungschen Dokter rutgrulen dääd. De Jungsche is doch klöger, as de olle Sponholz is. Doa möt man blot de Globower über Sponholzen hüēn. »Joa, oll Sponholz«, so seggen se, »de is joa so wiet ganz good, awers he seggt man ümmer: Kinnings, krank is he eigentlich nich, he brukt man blot 'ne Supp' mit en beten wat in!« Joa, Sponholz, de kann so wat seggen, de hett wat dato. Awers de Globower! Wo salln de 'ne Supp' herkregen mit en beten wat in?«

So verging Tag um Tag, und Dubslav, dem herzlich schlecht war, sah nun selber, daß er sich in jedem Punkt übereilt hatte. Moscheles war doch

immerhin ein richtiger Stellvertreter gewesen, und wenn er jetzt einen andern nahm, so traf das Sponholz auch mit. Und das mocht' er nicht. In

dieser Notlage sann er hin und her, und eines Tages, als er mal wieder in rechter Bedrängnis und Atemnot war, rief er Engelke und sagte:

»Engelke, mir is schlecht. Aber rede mir nich von dem Doktor. Ich mag' recht haben, aber ich will ihn nicht. Sage, wie steht das eigentlich mit der Bischen?

Die soll ja doch letzten Herbst uns' Kossät Rohrbeckens Frau wieder auf die Beine gebracht haben.«

»Ja, die Bischen ...«

»Na, was meinst du?«

»Ja, die Bischen, die weiß Bescheid. Versteht sich. Man bloß, daß sie 'ne richtige alte Hexe is, und um Walpurgis weiß keiner, wo

sie is. Und die Mächens gehen Sonnabends auch immer hin, wenn's schummert, und Uncke hat auch schon welche notiert und beim Landrat Anzeige

gemacht. Aber sie streiten alle Stein und Bein; und ein paar haben auch schon geschworen, sie wüßten von gar nichts.«

»Nun - I can - p. - a, n, c, e, d, e, o - y, e, c, e, s, e, s'
»Kann ich mir denken und vielleicht war's auch nich so schlimm. Und dann, Engelke, wenn du meinst, daß sie so gut escheid weiß, da wär's
am Ende das beste, du gingst mal hin oder schicktest wen. Denn deine alten Beine wollen auch nich mehr so recht, und außerdem is
zinner - c, e, v, d, d, m, i, - z, i, h, n, g, u, i, j, z, u, w, c, e, n, e, r.
Schlackewetter. Und wenn du mir auch noch krank wirst, so hab ich ja keine Katze mehr, die sich um mich kümmert. Woldemar is weit weg.
- c, d, u, w, e, r, e, s, t, e, d, o, g, e, n, - d, i, n, n, e, r, s, t, h
Und wenn er auch in Berlin wäre, da hat er ja doch seinen Dienst und seine Schwadron und kann nich den ganzen Tag bei seinem alten Vater
sitzn. Und außerdem, Krankenpflegen ist überhaupt was Schweres; darum habn die Katholiken auch 'nen eignen Segen dafür. Ja, die verstehn es.

«So was verstehn sie besser als wir.»

»Nei, gnäd'ger Herr, besser doch wohl nich.«

»Na, lassen wir's. So was is immer schwer feststellen, und weil heututage so vieles schwer feststellen ist, habn sich ja die Menschen auch das
angeschafft, was sie 'ne
< nennen. Keiner kann sich freilich so recht was dabei denken. Ich gewiß nicht. Weißt du, was es
?«
ist?«

»Nei, gnäd'ger Herr.«

»Siehst du! Du bist eben ein vernünftiger Mensch, das merkt man gleich, und hast auch ein Einsehn davon, daß es eigentlich am besten
wäre, wenn ich zu der Buschen schicke. Was die Leute von ihr reden, geht mich nichts an. Und dann bin ich auch kein Mädchen. Und Uncke wird mich
h. c. / d. f. u. «
ja wohl nicht aufschreiben.«

Engelke lächelte: »Na, gnäd'ger Herr, dann werd ich man unten mit unse' Mamsell Pritzbur sprechen, die kann denn die lütte Marie rauschicken.

Marieken is setzten Michaelis erst eingeseget, aber sie war auch schon da.«

In zu demselben Nachmittag erschien die Buschen im Herrenhause. Sie hatte sich für den Besuch etwas d'recht gemacht und trug ihre besten Kleider, auch ein
neues schwarzes Kopftuch. Aber man konnte nicht sagen, daß sie dadurch gewonnen hätte. Fast im Gegenteil. Wenn sie so mit 'nem Sack
über die Schulter oder mit 'ner Kiepe voll Reisig aus dem Walde kam, sah man nichts als ein altes, armes Weib; jetzt aber, wo sie
bei dem alten Herrn eintrat und nicht recht wußte, warum man sie gerufen, sah man ihr die Verchlagenheit an, und daß sie für all und jedes zu haben
sei.

Sie blieb an der Tür stehen.

»Na, Buschen, kommt man ran oder stellt Euch da ans Fenster, daß ich Euch besser sehn kann. Es ist ja schon ganz schummrig.«

Sie nickte.

»Ja, mit mir is nich mehr viel los, Burchen. Und nu is auch noch Sponholz weg. Und den neuen Berlinschen, den mag ich nicht. Ihr sollt ja

Kossät Rohrbeckens Frau damals wieder auf die Beine gebracht haben. Mit mir is es auch so was. Habt Ihr Courag, mich in die Kur zu

nehmen? Ich zeig Euch nicht an. Wenn einem einer hilft, is das andre alles gleich. Also nichts davon. Und es soll Euer Schaden nicht sein.«

»Ick weet joa, jnädger Herr ... Se wihren joa nich. Un denn de Lüüd, de denken ümmer, ick kann hexen un all so wat. Ick kann awer joar nix un hebb man blot en beten Liebstöckel un Wacholder un Allermannsharnisch. Un alles blot, wiet sinn muß. Un de Gerichten können mi nix dohn. «

»Is mir lieb. Und geht mich übrigens auch nichts an. Mit so was komm ich Euch nich. Kann Gerichte selber nich gut leiden. Und nu sagt mir,

Burchen, wollt Ihr den Fuß sehn? Einer is genug. Der andre sieht ebenso aus. Oder doch beinah.«

»Nei, jnädger Herr. Loaten's man. Ick weet joa, wi dat is. Ihrst sitt et hier up de Bost, un denn sackt et sich, un denn sitt et hier unnen. Un is all een un dat sülwige. Dat möt allens 'rut, un wenn et 'rut is, denn drückt et nich mihr, un denn können Se wedder gapsen. «

»Güt. Leuchtet mir ein. » Et muß 'rut, sagt Ihr. Und das sag ich auch. Aber womit wollt Ihr's bringen? Das is die Sache.

Welche Mittel, welche Wege?«

»Joa, de Mittel hebb ick. Un hebben wi ihrst de Mittel, denn sinnen sich ook de Weg. Ick schick' hüt noch Agnessen mit twee Tüten; Agnes, dat is Karlinen ehr lütt Deern. «

»Ich weiß, ich weiß.«

»Un Agnes, de fall denn unnen in de Küch' goahn, to Mamsell Pritzbur, un de Pritzburn de sall denn den Tee moaken för'n jnädgen Herrn. Morgens ut de witte Tüt, un abens ut de blue Tüt. Un ümmer man 'nen gestrichnen EBlöffel vull un nich to veel Woater; awers bullern möt et. Und wenn de Tüten all sinn,

denn is et 'rut. Dat Woater nimmt dat Woater weg. «

»Na gut, Burchen. Wir wollen das alles so machen. Und ich bin nicht bloß ein geduldiger Kranker, ich bin auch ein gehorsamer Kranker. Nun will ich aber bloß noch wissen, was Ihr mir da in Euern Tüten schicken wollt, in der weißen und in der blauen. Is

doch kein Geheimnis?«

»Nei, jnädger Herr. «

»Na also.«

»In de witte Tüt' is Bärlapp un in de blue Tüt' is, wat de Lüd' hier Katzenpoot nennen. «

»Versteh, Versteh,« lächelte Dubslav, und dann sprach er wie zu sich selbst: »Nü ja, nü ja, das kann schon helfen. Dazwischen liegt eigentlich die ganze Weltgeschichte. Mit Bärlapp zum Einstreuen fängt die süße Gewohnheit des Daseins an und mit Katzenpfötchen hört es auf. So verläuft es.

Katzenpfötchen ... die gelben Blumen, draus sie die letzten Kränze machen ... Na, wir wollen sehn.«

An demselben Abend kam Agnes und brachte die beiden Tüten, und es geschah, was beinah über alles Erwarten hinaus lag: es wurde wirklich besser.

Die Geschwulst schwand, und Dubslav atmete leichter. »Dat Woater nimmt dat Woater«, an diesem Hexenspruch, —

den er, wenn er mit Engelke plauderte, gern zitierte, — richteten sich seine Hoffnungen und seine Lebensgeister wieder auf. Er war auch wieder

für Bewegung und ließ, wenn es das Wetter irgendwie stattete, seinen Rollstuhl nicht bloß auf die Veranda hinausschieben, sondern fuhr auch um das

Rundell herum und sah dem kleinen Springbrunnen zu, der wieder sprang. Ja, es kam ihm vor, als ob er höher spränge. »Findest

du nich auch, Engelke? Vor vier Wochen wollt er nich. Aber es geht jetzt wieder. Alles geht wieder, und es ist eigentlich dumm, ohne

Hoffnung zu leben; wozu hat man sie denn?«

Engelke nickte bloß und legte die Zeitungen, die gekommen waren, auf einen neben dem Frühstückstischstehenden Gartestuhl, zu unterst die

»Kreuzzeitung« als Fundament, auf diese dann die »Post« und zuletzt die Briefe. Die meisten waren offen, Anzeigen und Anpreisungen,

nur einer war beschossen, ja sogar gesiegelt. Poststempel: Berlin. Gib mir mal das Papiermesser, daß ich ihn manierlich aufschneiden kann. Er sieht

nach was aus, und die Handschrift is wie von 'ner Dame, bloß ein bißchen zu dicke Grundstriche.«

»Is am Ende von der Gräfin.«

»Engelke,« sagte Döbflav, »du wirst mir zu klug. Natürlich is er von der Gräfin. Hier is ja die Krone.«

Wirklich es war ein Brief von Melusine, samt einer Einlage. Melusinen Zeilen aber lauteten am Schluß: »Und nun bitt ich, Ihnen einen Brief

beilegen zu dürfen, den unsre liebe Baronin Berchtesgaden gestern aus Rom erhalten hat und war von Armgard, deren volles Glück ich aus

diesem Brief und allerhand kleinen, ihrem Charakter eigentlich fernliegenden Übermütigkeiten erst so recht ersehnt habe.«

Döbflav nickte. Dann nahm er die Einlage und las:

»Rom, im März.

Teuerste Baronin!

An wen könnt ich von hier aus lieber schreiben als an Sie? Vatikan und Lateran und Grabmal, und wenn ich Glück habe, bin ich

auch noch mit dabei, wenn am Gründonnerstage der große Segen spendet wird. Man muß eben alles mitnehmen. Von Rom zu Schwärmen ist schmacklos

und überflüssig dazu, weil man an die Schwärmerei seiner Vorgänger doch nie heranreicht. Aber von unserer Reise will ich Ihnen statt dessen

zählen. Wir nahmen den Weg über den Brenner und waren am selben Abend noch in Verona. Torre di Londra < was mich ändern

Tags in der Capuletti - Montecchi - Stadt am meisten interessierte, war ein großer Parkgarten, der Giardino

Giusti < mit über zweihundertypressen, alle fünfhundert Jahre alt und viele beinah so hoch wie das Berliner Schloß. Ich ging mit

Woldemar auf und ab, und dabei berechneten wir uns, ob wohl die schöne Julia hier auch schon auf und ab gegangen sei? Nur eins

störte uns zu solcher Prachtavenue von Trauerbäumen gehört als Abschluß notwendig ein Mausoleum. Das fehlt aber. Im Giardino

Giusti trafen wir Hauptmann von Giza vom ersten Garderegiment, der, von Neapel komend, bereits alle Schönheit Italiens gesehen hatte. Wir

fragten ihn, ob Verona, wie einem beständig versichert wird, wirklich die »italienischste der italienischer Städte« sei? Hauptmann von Giza lachte.

»Von Potsdam,« so meinte er, »könne man vielleicht sagen, daß es die preussischste Stadt sei. Aber Verona die italienischste? Nie und

nimmer.«

»Über das vielgefeierte Venedig an dieser Stelle nur das eine. Unser Hotel lag in Nähe einer mit Barok überladenen Kirche: San

Mosé. Daß es einen Sankt Moses gibt, war mir fremd und verwunderlich zugleich. Aber gleich danach dacht ich an unsere

Gendarmtürme und war beruhigt. Moses geht doch immer noch vor Gendarm.«

»Florenz überspring ich und zähle Ihnen dafür lieber vom Trasimenischen See, den wir auf unserer Eisenbahnfahrt passierten. Woldemar, ein ganz

klein wenig »Taschen-Molke«, mochte nicht darauf verzichten, den großen Hahnibal auf Hez und Nieren zu prüfen, und so stiegen wir denn in
Nähe des Sees aus, an einer kleinen Station, die, glaub ich, heißt. Es war auch für einen Laien
über Erwarten interessant, und selbst ich, die ich sonst gar keinen Sinn für derlei Dinge habe, stand alles, und fand mich leicht in jeglichem recht.
Ja, ich hatte das Gefühl, daß ich in diesem hochgelegenen Engpaß ebenfalls über die Römer gesiegt haben würde. Der See hat viele Zu- und Abflüsse.
Einer dieser Abflüsse (mehr Kanal als Fluß) nennt sich der »Emissarius«, was mich sehr erheiterte. Noch interessanter aber erschien
mir ein anderer Flußlauf, der, weil er am Schlachttag von Blut sich rötete, der »Sanguinetto« heißt. Das Diminutiv steigert
hier ganz erschieden die Wirkung. Der See ist übrigens sehr groß, zehn Meilen Umfang, und dabei flach, weshalb der erste Napoleon ihn
auspumpen lassen wollte. Da hätte sich dann ein neues Herzogtum gründen lassen ...«

»Schau, Schau,« sagte der alte Dubslav, »wer der blassen Comtesse das zugetraut hätte! Ja, reisen und in den Krieg ziehen, da lernt man,
es anders.«
da wird man anders.«

Und er legte den Brief beiseite.

Zugleich aber war ein stilles Behagen über ihn gekommen und er überdachte, wie manche Freude das Leben doch immer noch habe. Vor ihm, in

den Parkbäumen, schlugen die Vögel, und ein Buchfink kam bis auf den Tisch und sah ihn an, ganz ohne Scheu. Das tat ihm ungemein wohl.

»Etwas ganz besonders Schönes im Leben ist doch das Vertrauen, und wenn's auch bloß ein Piepvogel ist, der's einem entgegenbringt. Einige haben

eine schwarze Milz und sagen: alles sei von Anfang an auf Mord und Totschlag gestellt. Ich kann es aber nicht finden.«

Engelke kam, um abzuräumen. »Is ein schöner Tag heut,« sagte Dubslav, »und die Krokusse kommen auch schon raus. Eigentlich

hab ich nich geglaubt, daß ich so was Hübsches noch mal sehn würde. Und wenn ich dann denke, daß ich das alles der Büschen verdanke! Merkwürdige

Welt! Sponholz hatte bloß immer seine grünen Tropfen, und Moseles hatte nichts als seinen ewigen Torgelow, und nu kommt die

Büschchen und mit einem Mal is es besser. Ja, wirklich merkwürdig. Und nu krieg ich auch noch, wenn auch bloß leihweise, solchen hübschen

Brief von einer hübschen jungen Frau. Noch dazu Schwiegertochter. Ja, Engelke, so geht's; nich zu glauben. Und da hättest du vorhin den

Buchfinken sehn sollen, wie mich der ansah. Bloß als du kamst, da flog er weg; er muß sich vor dir gegrault haben.

»Ach, gnäd'ger Herr, vor mir grault sich keine Kreatur.«

»Will dir's glauben. Und du sollst sehn, heute haben wir 'nen guten Tag, und es kommt auch noch wer, an dem man sich freuen kann. Wie mir schlecht

war, da kam Koseleger und die Prinzessin. Aber heute kam ein Buchfink. Und ich bin ganz sicher, der hat noch ein Gefolge.«

Dubslavs Ahnungen behielten recht, und als der Nachmittag da war, kam Lorenzen, der sich, seitdem der Alte seinen Katzenpfötchentee trank, nur selten und immer bloß flüchtig hatte sehen lassen. Aber das war rein zufällig und sollte nicht eine Mißbilligung darüber ausdrücken, daß sich der

Alte bei der Büschen in die Kur gegeben.

»Nun endlich,« empfing ihn Dubslav, als Lorenzen eintrat. »Wo bleiben Sie? Da heißt es immer, wir Junker wären kleine

Könige. Ja, wer's glaubt! Alle kleinen Könige haben ein Cortège, das sich in Huldigungen und Purzelbäumen überschlägt.

Aber von solchem Gefolge habe ich noch nicht viel gesehen. Baruch ist freilich hier gewesen und dann Koseleger und dann die Prinzessin, aber der, der so halb ex officio kommen sollte, der kommt nicht und schickt höchstens mal die Kulicke oder die Elfriede mit 'ner Anfrage. Sterben

und verderben kann man. Und das heißt dann Seelsorge.«

Lorenzen lächelte. »Herr von Stechlin, Ihre Seele macht mir, trotz dieser meiner Vernachlässigung keine Sorge, denn sie zählt zu denen, die

jeder Spezialempfehlung entbehren können. Lassen Sie mich sehr menschlich, ja für einen Pfarrer beinah lästerlich sprechen. Aber ich muß es. Ich lebe

nämlich der Überzeugung, der liebe Gott, wenn es mal so weit ist, freut sich, Sie wiederzusehen. Ich sage, wenn es so weit ist. Aber es ist noch nicht

so weit.«

»Ich weiß nicht, Lorenzen, ob Sie recht haben. Jedenfalls aber befind ich mich in meinem derzeitig erträglichen Zustande nur mit Hilfe der

Büschen, und ob mich das nach oben hin besonders empfehlen kann, ist mir zweifelhaft. Aber lassen wir die heikle Frage. Erzählen Sie mir lieber etwas

Recht Hübsches und Heiteres, auch wenn es nebenher etwas ganz Altes ist, etwa das, was man früher nannte. Das ist mir immer

das liebste gewesen und ist es noch. Was ich da so in den Zeitungen lese, voran das Politische, das weiß ich schon immer alles, und was ich von

Engelke höre, das weiß ich auch. Beiläufig — natürlich nur vom alleregoistischsten Zeitungsleserstandpunkt aus — ein wahres

Glück, daß es Unglücksfälle gibt, sonst hätte man von der Zeitungslektüre so gut wie gar nichts. Aber Sie, Sie lesen auch sonst noch

allerlei, mitunter sogar Gütes (freilich nur selten), und haben ein wundervolles Gedächtnis für Räubergerichten und Anekdoten aus allen

fünf Weltteilen. Außerdem sind Sie Friederikus-Rex Mann, was ich Ihnen eigentlich am höchsten anrechne, denn die Friederikus-Rex-Leute, die

haben alle Hitz und Verstand auf dem rechten Fleck. Also suchen Sie nach irgend was der Art, nach einer alten Zieten- oder

Blücheranekdote, kann meinetwegen auch Wrangel sein — ich bin dankbar für alles. Je schlechter es einem geht je schöner kommt

einem so was kavalleristisch Frisches und Übermütiges vor. Ich spiele mich persönlich nicht auf Heldentum aus, Renommieren ist ein elendes

Handwerk; aber das darf ich sagen: ich liebe das Heldische. Und Gott sei Dank kommt dergleichen immer noch vor.«

»Gewiß kommt so was immer noch vor. Aber, Herr von Stechlin, all dies Heldische ...«

»Nun aber Lorenzen, Sie werden doch nicht gegen das Heldische sein? So weit sind Sie doch noch nicht! Und wenn es wäre, da würd ich

ernstlich böse.«

»Das läßt Ihre Güte nicht zu.«

»Sie wollen mich einfangen. Aber diesmal glückt es nicht. Was haben Sie gegen das Heldische?«

»Nichts, Herr von Stechlin, gar nichts. Im Gegenteil. Heldentum ist gut und groß. Und unter Umständen ist es das allergrößte. Lasse mir also den

Heroenkultus durchaus gefallen, das heißt, den echten und rechten. Aber was sie da von mir hören wollen, das ist, Verzeihung für das Wort,

ein Heldentum zweiter Güte. Mein Heldentum — soll heißen, was ich für Heldentum halte — das ist nicht auf dem Schlachtfelde zu Hause, das hat

keine Zeugen oder doch immer nur solche, die mit zu Grunde gehn. Alles vollieht sich stumm, einsam, weltabgewandt. Wenigstens als Regel. Aber

freilich, wenn die Welt dann ausnahmsweise davon hört, dann horch ich mit auf, und mit gespitzterem Ohr, wie ein Kavalleriepferd, das die Trompete

hört.«

»Güt. Meinetwegen. Aber Beispiele.«

»Kann ich geben. Da sind zunächst die fanatischen Erfinder, die nicht ablassen von ihrem Ziel, unbekümmert darum, ob ein Blitz sie niederschlägt oder

eine Explosion sie in die Luft schleudert; da sind des weiteren die großen Kletterer und Steiger, sei's in die Höh, sei's in die Tiefe, da

sind im dritten, die, die den Meeresgrund absuchen wie 'ne Wiese, und da sind endlich die Weltteildurchquerer und die Nordpolfahrer.«

»Ach, der ewige Nansen. Nansen, der, weil er die diesseits verlorene Hose jenseits in Grönland wiederfand, auf den Gedanken kam: »Was die

Hose kann, kann ich auch.« Und daraufhin fuhr er über den Pol. Oder wollte wenigstens.«

Lorenzen nickte.

»Nun ja, das war klug gedacht. Und daß dieser Nansen sich an die Sache ran machte, das respektier ich, auch wenn schließlich nichts draus wurde. Bleibt

immer noch ein Bravourstück. Gewiß, da sitzt nu so wer im Eise, sieht nichts, hört nichts, und wenn wer kommt, ist es höchstens ein

Eisbär. Indessen, er freut sich doch, weil es wenigstens was Lebendiges ist. Ich darf sagen, ich hab einen Sinn für dergleichen. Aber trotzdem,

Lorenzen, die Garde bei St Privat ist doch mehr.«

»Ich weiß nicht, Herr von Stechlin. Echtes Heldentum, oder um's noch einmal einzuschränken, ein solches, das mich persönlich hinreißen soll, geht immer im Dienst einer Eigenidee, eines allereigensten Entschlusses. Auch dann noch (ja mitunter dann erst recht), wenn dieser Entschluß schon das Verbrechen streift. Oder, was fast noch schlimmer, das Häßliche. Kennen Sie den ? Da haben Sie den Spion als Helden. Mit andern Worten, ein Niedrigstes als Höchstes. Die Gesinnung entscheidet. Das steht mir fest. Aber es gibt der Beispiele noch andere, noch bessere!«

»Da bin ich neugierig,« sagte Düstav. »Also wenn's sein kann: Name.«

»Name: Greeley, Leutnant Greeley; Yankee pur sang. - Und im übrigen auch einer aus der Nordpolarfahrergemeinschaft.«

»Will also sagen: Nansen der Zweite.«

»Nein, nicht der Zweite. Was er tat, war viele Jahre vor Nansen.«

»Und er kam höher hinauf? Weiter nach dem Pol zu. Oder waren seine Eisbären Rencontres von noch ernsthafterer Natur?«

»All das würde mir nicht viel besagen. Das herkömmlich Heldische fehlt in seiner Geschichte völlig. Was an seine Stelle tritt, ist ein ganz andres. Aber dies andre, das gerade macht es.«

»Und das war?«

»Nun denn, - ich zähle nach dem Bedächtigen und im Einzelnen und Nebensächlichen irr ich vielleicht .. Aber in der Hauptsache stimmt es ... Also setzt, nach langer Irrfahrt, waren's noch ihrer fünf: Greeley selbst und vier seiner Leute. Das Schiff hatten sie verlassen, und so zogen sie hin über Eis und Schnee. Sie wußten den Weg, soweit sich da von Weg sprechen läßt, und die Sorge war nur, ob das bißchen Proviant, das sie mit sich führten, Schmalzweiback und gesalzenes Fleisch, bis an die nächste menschenbewohnte Stelle reichen würde. Jedem war ein höchstes - und doch zugleich auch wieder geringstes Maß als tägliche Provision zubewilligt, und wenn man dies Maß einhielt und kein Zwischenfall kam, so mußte es reichen. Und einer, der noch am meisten bei Kräften war, schleppte den gesamten Proviant. Das ging so durch Tage. Da nahm Leutnant Greeley wahr, daß der Proviant schneller hinschmolz als berechnet, und nahm auch wahr, daß der Proviantträger selbst, wenn er sich nicht beobachtet glaubte, von den Rationen nahm. Das war eine schreckliche Wahrnehmung. Denn ging es so fort, so waren sie samt und sonders verloren. Da nahm Greeley die drei andern beiseit und beriet mit ihnen. Eine Möglichkeit gewöhnlicher Bestrafung gab es nicht, und auf einen Kampf sich einzulassen, ging auch nicht. Sie hatten dazu die Kräfte nicht mehr. Und so hieß es denn zuletzt, und es war Greeley der es sagte: »Wir

müssen ihn hinterrücks erschließen. Und als sie bald nach dieser Kriegsgerichtsszene wieder aufbrachen, der heimlich Verurteilte vorn an der Spitze, trat

Greeley von hinterher an ihn heran und schoß ihn nieder. Und die Tat war nicht umsonst getan; ihre Rationen reichten aus, und an dem Tage, wo

sie den letzten Bissen verzehrten, kamen sie bis an eine Station.«

»Und was wurde weiter?«

»Ich weiß nicht mehr, ob Greeley selbst bei seiner Rückkehr nach New-York als Ankläger gegen sich auftrat; aber das weiß ich, daß es zu

einer großen Verhandlung kam.«

»Und in dieser ...«

»... In dieser wurde er freigesprochen und im Triumph nach Hause getragen.«

»Und Sie sind einverstanden damit?«

»Mehr; ich bin voll Bewunderung. Greeley, statt du tun, was er tat, hätte du den Gefährten sagen können: »Unser Exempel wird falsch, und wir gehen

an des einen Schuld zu Grunde; töten mag ich ihn nicht, — sterben wir also alle.« Für seine Person hätte er so sprechen und handeln

können. Aber es handelte sich nicht bloß um ihn; er hatte die Führer- und die Befehlshaberrolle, zugleich die Richter-Pflicht und hatte die

Majorität von drei gegen eine Minorität von einem zu schützen. Was dieser eine getan, an und für sich ein Nichts, war unter den Umständen,

unter denen es geschah, ein fluchwürdiges Verbrechen. Und so nahm er denn gegen die geschehene schwere Tat die schwere Gegentat auf sich. In solchem

Augenblicke richtig fühlen und in der Überzeugung des Richtigen fest und unbeirrt ein furchtbares Etwas tun, ein Etwas, das, aus seinem

Zusammenhange gerissen, allem göttlichen Gebot, allem Gesetz und aller Ehre widerspricht, das imponiert mir ganz ungeheuer und ist in meinen Augen

der wirkliche, der wahre Mut. Schmach und Schimpf, oder doch der Vorwurf des Schimpflichen, haben sich von jeher an alles Höchste geknüpft.

Der Bataillonsmut, der Mut in der Masse (bei allem Respekt davor), ist nur ein Herdenmüt.«

Dubslav sah vor sich hin. Er war augenscheinlich in einem Schwankzustand. Dann aber nahm er die Hand Lorenzens und sagte: »Sie sollen recht haben.«

Dubslav hatte nach Lorenzens Besuch eine gute Nacht. »Wenn man mal so was andres hört, wird einem gleich besser.« Aber auch der

Katzenpöfchentee fuhr fort, seine Wirkung zu tun, und was dem Kranken am meisten half, war, daß er die grünen Tropfen fortließ.

»Hör, Engelke, am Ende wird es noch mal was. Wie gefallen dir meine Beine? Wenn ich drücke, keine Kufe mehr.«

»Gewiß, gnäd'ger Herr, es wird nu wieder, un das macht alles der Tee. Ja, die Byschen versteht es, das hab ich immer gesagt. Und gestern abend, als

Lorenzen hier war, war auch lütt' Agnes hier un hat unten in der Küche gefragt, »wie's denn eigentlich mit dem gnädigen Herrn stünn'?' Und die

Mamsell hat ihr gesagt, »es stünde gut.«

»Na, das is recht, daß die Alte, wie 'n richtiger Doktor, sich um einen kümmert und von allem wissen will. Und daß sie nicht selber kommt, ist noch

besser. So 'n bißchen schlecht Gewissen hat sie doch woll'. Ich glaube, daß sie viel auf 'n Kerbholz hat, und daß die Karline so is, wie sie is,

daran is doch auch bloß die Alte schuld. Und das Kind wird vielleicht auch noch so; sie dreht sich schon wie 'ne Puppe, und dazu das lange blonde

Zoddelhaar. Ich muß dabei immer an Bellchen denken, — weißt du noch, als die gnäd'ge Frau noch lebte. Bellchen hatte auch solche Haare.

Und war auch der Liebling. Solche sind immer Liebling. Krippenkapel, hör ich, soll sie auch in der Schule verwöhnen. Wenn die andern ihn noch

anglotzen, dann schießt sie schon los. Es ist ein kluges Ding.«

»Engelke bestätigte, was Dubslav sagte, und ging dann nach unten, um dem gnäd'gen Herrn sein zweites Frühstück zu holen: ein

weiches Ei und eine Tasse Fleischbrühe. Als er aber aus dem Gartenzimmer auf den großen Hausflur hinaustrat, sah er, daß ein Wagen

vorgefahren war, und statt in die Küche zu gehen, ging er doch lieber gleich zu seinem Herrn zurück, um mit verlegenem Gesicht zu melden, daß das

gnäd'ge Fräulein da sei.

»Wie? Meine Schwester?«

»Ja, das gnäd'ge Fräulein.«

»I, da soll doch gleich 'ne alte Wand wackeln,« sagte Dubslav, der einen ehrlichen Schreck gekriegt hatte, weil er sicher war, daß es jetzt mit Ruh

und Frieden auf Tage, vielleicht auf Wochen, vorbei sei. Denn Adelheid mit ihren sechsundsiebzig setzte sich nicht gern auf eine

Kleinigkeit hin in Bewegung, und wenn sie die beinahe vier Meilen von Kloster Witz her herüberkam, so war das kein Nachmittagsbesuch,

sondern Einquartierung. Er fühlte, daß sich sein ganzer Zustand mit einem Male wieder verschlechterte, und daß eine halbe Atemnot im Nu wieder da

a.
war.

Er hatte aber nicht lange Zeit, sich damit zu beschäftigen, denn Engelke öffnete bereits die Tür, und Adelheid kam auf ihn zu. »Tag, Dubslav.

Ich muß doch mal sehn. Unser Rentmeister Fix ist vorgestern hier in Stechlin gewesen und hat dabei von deinem letztem Unwohlsein gehört. Und

daher weiß ich es. Eh' du persönlich deine Schwester so was wissen läßt oder einen Boten schickst ...«

»Da muß ich schon tot sein,« ergänzte der alte Stechlin und lachte. »Nun, laß es gut sein, Adelheid, mach dir's bequem und rücke den Stuhl

da heran.«

»Den Stuhl da? Aber, Dubslav, was du dir nur denkst! Das ist ja ein Großvaterstuhl oder doch beinah.« Und dabei nahm sie statt

dessen einen kleinen, leichten Rohrsessel und ließ sich drauf nieder. »Ich komme doch nicht zu dir, um mich hier in einen großen

Polsterstuhl mit Backen zu setzen. Ich will meinen lieben Kranken pflegen, aber ich will nicht selber eine Kranke sein. Wenn es so mit

mir stünde, wär ich zu Hause geblieben. Du rechnest immer, daß ich zehn Jahre älter bin als du. Nun ja, ich bin zehn Jahre älter. Aber was sind

die Jahre? Die Wäzler Luft ist gesund, und wenn ich die Gabsteine bei uns lese, unter achtzig ist da beinah keine von uns abgegangen. Du wirst erst

siebenundsiebzig. Aber ich glaube, du hast dein Leben nicht richtig angelegt, ich meine deine Jugend, als du noch in Brandenburg warst. Und von

Brandenburg immer rüber nach Berlin. Na, das kennt man. Ich habe neulich was Statistisches gelesen.«

»Damen dürfen nie Statistisches lesen,« sagte Dubslav, »es ist entweder zu langweilig oder zu interessant, — und das ist dann noch schlimmer.

Aber nun klinge (erzeih, mir wird das Astehn so schwer), daß uns Engelke das Frühstück bringt; du kommst

du pot — und mußst fürlieb nehmen. Mein Trost ist, daß du drei Stunden unterwegs gewesen. Hunger ist der beste Koch.«

Beim Frühstück, das bald danach aufgetragen wurde — die Jahreszeit stattete, daß auch eine Chale mit Kiebitzern aufgesetzt werden konnte —

verbesserte sich die Stimmung ein wenig; Dubslav ergab sich in sein Schicksal, und Adelheid wurde weniger herbe.

»Wo hast du nur die Kiebitzeier her?« sagte sie. »Das ist was Neues. Als ich noch hier lebte, hatten wir keine.«

»Ja, die Kiebitze haben sich seit kurzer Zeit hier eingefunden, an unserm Stechlin, da, wo die Binsen stehn; aber bloß auf der

Globsower Seite. Nach der andern Seite hin wollen sie nicht. Ich habe mir gedacht, es sei vielleicht ein Fingzeig, daß ich nun auch

welche nach Friedrichruh schicken soll. Aber das geht nicht; dann gelt' ich am Ende gleich für eingeschworen, und Uncke notiert mich. Wer

dreimal Kiebitzeier schickt, kommt ins schwarze Buch. Und das kann ich schon Woldemars wegen nicht.«

»Is auch recht gut so. Was du viel ist, ist du viel. Er soll sich ja mit der Lucca zusammen haben photographieren lassen. Und während sie da oben in der

Regierung und mitunter auch bei Hofe so was tun, fordern sie Tugend und Sitte. Das geht nicht. Bei sich selber muß man anfangen. Und dann

ist er doch auch schließlich bloß ein Mensch, und alle Menschenanbetung ist Götzendienst. Menschenanbetung ist noch schlimmer als das goldene Kalb.

Aber ich weiß wohl, Götzendienst kommt jetzt wieder auf, und Hexendienst auch, und du sollst ja auch — so wenigstens hat mir Fix erzählt

— nach der Buchen-Geschicht haben.«

»Ja, es ging mir schlecht.«

»Gerade, wenn's einem schlecht geht, dann soll man Gott und Jesum Christum erkennen lernen, aber nicht die Buchen. Und sie soll dir

Katzenpfötchentee gebracht haben und soll auch gesagt haben: »Wasser treibt das Wasser.« Das mußt du doch heraushören, daß das ein unchristlicher Spruch

ist. Das ist, was sie »besprechen« nennen oder auch »böten«. Und wo das alles herkommt, Dubslav, Warum bist du nicht bei den grünen

Tropfen geblieben und bei Sponholz? Seine Frau war eine Pfarrerstochter aus Kuhdorf.«

»Hat ihr auch nichts geholfen. Und nu sitzt sie mit ihm in Pfäfers, einem Schweizerbadeort, und da schmoren sie gemeinschaftlich in einem

Backofen. Er hat es mir selbst erzählt, daß es ein Backofen is.«

Der erste Tag war immerhin ganz leidlich verlaufen. Adelheid erzählte von Fix, von der Schmargendorf und der Schimonski und jetzt auch von

Maurermeister Lebenius in Berlin, der in Wetz eine Ferienkolonie gründen wolle. »Gott, wir kriegen dann so viel armes Volk in

unsern Ort und noch dazu lauter Berliner Bälge mit Plieraugen. Aber die grünen Wiesen sollen ja gut dafür sein und unser See soll Jod haben, freilich

wenig, aber doch so, daß man's noch gerade finden kann.« Adelheid sprach in einem fort, derart, daß Dubslav kaum zu Wort kommen

konnte. Gelang es ihm aber, so fuhr sie nach dazwischen, trotzdem sie ständig versicherte, daß sie gekommen sei, ihn zu pflegen, und

nur, wenn er auf Woldemar das Gespräch brachte, hörte sie mit einiger Aufmerksamkeit zu. Freilich, die italienischen Reisemitteilungen als solche

waren ihr langweilig, und nur bei Nennung bestimmter Namen, unter denen »Tintoretto« und »Santa Maria Novella«

obenan standen, erheiterte sie sich sichtlich. Ja, sie kicherte dabei fast so vergnügt wie die Schmargendorf. Ein wirkliches, nicht ganz

flüchtiges Interesse (wenn auch freilich kein freundliches) zeigte sie nur, wenn Dubslav von der jungen Frau sprach und hinzusetzte: »Sie hat so was

unberührtes.«

»Nu ja, nu ja. Das liegt aber doch zurück.«

»Wer keusch ist, bleibt keusch.«

»Wegen?«
»Meinst du das ernsthaft?«

»Natürlich mein ich es ernsthaft. Über solche Dinge Spaß ich überhaupt nicht.«

Und nun lachte Adelheid herzlich und sagte: »Dobslav, was hast du nur wieder für Bücher gelesen? Denn aus dir selbst kannst du doch so was nicht haben.

Und von deinem Pastor Lorenzen auch nicht. Der wird ja wohl nächstens 'ne 'freie Gemeinde' gründen.«

So war der erste Tag dahingegangen. Alles in allem, trotz kleiner Ärgerlichkeiten, unterhältlich genug für den Alten, der, unter seiner

Einsamkeit leidend, meist froh war, irgend einen Plauderer zu finden, auch wenn dieser im übrigen nicht gerade der richtige war. Aber das alles

dauerte nicht lange. Die Schwester wurde von Tag zu Tag rechthaberischer und herrischer und griff unter der Vorgabe, »daß ihr Bruder anders gepflegt werden

müsse«, in alles ein, auch in Dinge, die mit der Verpflegung gar nichts zu tun hatten. Vor allem wollte sie ihm den Katzenpfötchentee wegdisputieren,

und wenn abends die kleine Meißener Kanne kam, gab es jedesmal einen erregten Disput über die Bücher und ihre Hexenkünste.

So waren denn noch keine acht Tage um, als es für Dobslav feststand, daß Adelheid wieder fort müsse. Zugleich sann er nach, wie das wohl am

besten zu machen sei. Das war aber keine ganz leichte Sache, da die »Kündigung« notwendig von ihr ausgehen mußte. So wenig er sich

aus ihr machte, so war er doch zu sehr Mann der Form und einer feineren Gastlichkeit, als daß er's zuwege gebracht hätte, seinerseits auf

Abreise zu dringen.

Es war um die vierte Stunde, das Wetter schön, aber auch frisch. Adelheid hing sich ihren Pelzkragen um, ein altes Familienstück, und

ging zu Krippenkapel, um sich seine Bierstöcke zeigen zu lassen. Sie hoffte bei der Gelegenheit auch was über den Pastor zu hören,

weil sie davon ausging, daß ein Lehrer immer über den Prediger und der Prediger immer über den Lehrer zu klagen hat. Jedes Landfräulein denkt

so. Die Bienen nahm sie so mit in den Kauf.

Es begann zu dunkeln, und als die Domina schließlich aus dem Herrenhause fort war, war das eine freie Stunde für Dobslav, der nun nicht länger

säumen mochte, seine Mine zu legen.

»Engelke,« sagte er, »du könntest in die Küche gehn und die Marie zur Büchsen schicken. Die Marie weiß ja Bescheid da. Und da kann sie denn der

alten Hexe sagen, lüß Agnes solle heut' abend mit heraufkommen und hier schlafen und immer da sein, wenn ich was bräuche.«

Engelke stand verlegen da.

»Nü, was hast du? Bist du dagegen?«

»Nein, gnäd'ger Herr, dagegen bin ich wohl eigentlich nich. Aber ich schlafe doch auch nebenan, und dann is es ja, wie wenn ich für gar nichts

mehr da wär und fast so gut wie schon abgesetzt. Und das Kind kann doch auch nich all das, was nötig is; Agnes is ja doch noch 'ne Lütte

«
Krabbl.«

»Ja, das is sie. Und du sollst auch in der andern tube bleiben und alles tun wie vorher. Aber trotzdem, die Agnes soll kommen. Ich bräuche das Kind.

— «
Und du wirst auch bald sehn, warum.«

— Und so kam denn auch Agnes, aber erst sehr spät, als sich Adelheid schon zurückgezogen hatte, dabei nicht ahnend, welche Ränke mittlerweile

gegen sie gesponnen waren. Auf diese Verheimlichung kam es aber gerade an. Dubslav hatte sich nämlich wie Franz Moor — an den er sonst

wenig erinnerte — herausgekügelt, daß Überraschung und Schreck bei seinem Plan mitwirken mußten.

Agnes schlief in einer nebenan angestellten eisernen Bestelle. Dubslav, gerade so seine Schwester, hatte das etwas auffällig herausgeputzte Kind

bei seinem Erscheinen im Herrenhause gar nicht mehr gesehen; es trug ein langes, himmelblaues Wollkleid ohne Taille, dazu Knöpfstüfel

— und lange rote Strümpfe, — lauter Dinge, die Karline schon zu letzten Weihnachten geschenkt hatte. Gleich damals, am ersten Feiertag, hatte

das Kind den Staat denn auch wirklich gezogen, aber bloß so still für sich, weil sie sich genierte, sich im Dorfe damit zu

zeigen; jetzt dagegen, wo sie bei dem gnäd'gen Herrn in Krankenpflege gehen sollte, jetzt war die richtige Zeit dafür da.

Die Nacht verging still; niemand war gestört worden. Um sieben erst kam Engelke und sagte: » Nu, lütt Deern, steih upp,

is all seben. « Agnes war auch wirklich wie der Wind aus dem Bett, fuhr mit einem mitgebrachten Hornkamm, dem ein paar Zähne

fehlten, durch ihr etwas gekraustes langes Blondhaar, putzte sich wie ein Kätzchen, und zog dann den himmelblauen Hänger, die roten Strümpfe

— und setzte auch die Knöpfstüfel an. Gleich danach brachte ihr Engelke einen Topf mit Milchkaffee, und als sie damit fertig war, nahm sie ihr

Strickzeug und ging in das große Zimmer nebenan, wo Dubslav bereits in seinem Lehnstuhl saß und auf seine Schwester wartete. Denn um acht

nahmen sie das erste Fischstück gemeinschaftlich.

»So, Agnes, das is recht, daß du da bist. Hast du denn schon deinen Kaffee gehabt?«

Agnes knickste.

»Nu setz dich da mal ans Fenster, daß du bei deiner Arbeit besser sehn kannst; du hast ja schon dein Strickzeug in der Hand. Solch junges

Ding wie du mußt immer was zu tun haben, sonst kommt sie auf dumme Gedanken. Nicht wahr?«

Agnes knickste wieder, und da sie sah, daß ihr der Alte weiter nichts zu sagen hatte, ging sie bis an das ihr bezeichnete Fenster, dran ein

länglicher Eichentisch stand, und fing an zu stricken. Es war ein sehr langer Strüpf, brandrot und, nach seiner Schönheit zu schließen, für sie

6 yst.
selbst bestimmt.

6 ca 2 / r e i n i k , s e s e M - s m p n g o f e n l e r M . i n n e r s , i
Sie war noch nicht lange bei der Arbeit, als Adelheid eintrat und auf ihren im Lehstuhl sitzenden Bruder zu schritt. Bei der geringen Helle, die

erleuchtete, traf sie es, daß sie von dem Gast am Fenster nicht recht was wahrnahm. Erst als Engelke mit dem Frühstück kam und die plötzlich

geöffnete Tür mehr Licht einfallen ließ, bemerkte sie das Kind und sagte: »Da sitzt ja wer. Wer ist denn das?«

»E. mo, e. mo. S. y.«
»Das ist Agnes, das Enkelkind von der Byschen.«

es e u t r e s t o b) E n g e l k e , o t b : » , m o e n t s i n n i ? «
Adelheid bewahrte mit Mühe Haltung. Als sie sich wieder durchgefunden, sagte sie: »So, Agnes. Das Kind von der Karline?«

es p n t .
Dubslav nickte.

»E. v. h' n s p i - c e g e b e n , o r a v , g l p s ? i z o h i n g e t s 2 1 /
»Das ist mir ja 'ne Überraschung. Und wo hast du sie denn, seit ich hier bin, versteckt gehalten? Ich habe sie ja die ganze Woche über noch nicht

gesehn.«
»Konntest du auch nicht, Adelheid; sie ist erst seit gestern Abend hier. Mit Engelke ging das nicht mehr, wenigstens nicht auf die Dauer. Er ist ja so

alt wie ich. Und immer raus in der Nacht und rauf und runter und mich umdrehn und heben. Das konnt ich nich mehr mit ansehen.«

»- e s e g e r , m o n n o s i , o p r e i - z u e n t e , e a n n c o e g e r d e o l
»Und da hast du dir die Agnes kommen lassen? Die soll dich nun rumdrehn und heben? Das Kind, das Wurm. Haha. Was du dir doch alles für

Geschichten machst.«
»Agnes,« sagte hier Dubslav, »du könntest mal zu Mamsell Pritzbur in die Küche gehn und ihr sagen, ich möchte heute Mittag 'ne gefüllte

Taube haben. Aber nich so mager und auch nich so wenig Füllung, und daß es nich nach alter Serimel schmeckt. Und dann kannst du gleich bei

der Mamsell unten bleiben und dir 'ne Geschichte von ihr zählen lassen, vom Schäfer und der Prinzessin oder vom

Fischer un sine

Frau; Rotkäppchen wirst du wohl schon kennen.«

Agnes stand auf, trat unbefangen an den Tisch, wo Brüder und Schwester saßen, und machte wiederholt ihren Knicks. Dabei hielt sie das Strickzeug

und den langen Schnupf in der Hand.

»Für wen strickst du denn den?« fragte die Domina.

»Für mich.«

Dubslav lachte. Adelheid auch. Aber es war ein Unterschied in ihrem Lachen. Agnes nahm übrigens nichts von diesem Unterschied wahr, sah vielmehr ohne

Furcht um sich und ging aus dem Zimmer, um unten in der Küche die Bestellung auszurichten.

Als sie hinaus war, wiederholte sich Adelheids krampfhaftes Lachen. Dann aber sagte sie: »Dubslav, ich weiß nicht, warum du dir, so lang ich hier

bin, gerade diese Hilfskraft angenommen hast. Ich bin deine Schwester und eine Märkische von Adel. Und bin auch die Domina von Kloster Witz.

Und meine Mutter war eine Radegast. Und die Stechline, die drüben in der Gruft unterm Altar stehn, die haben, soviel ich weiß, auf ihren Namen

gehalten und sich untereinander die Ehre gegeben, die jeder beanspruchen durfte. Du nimmst hier das Kind der Karline in dein Zimmer und setzt

es ans Fenster, fast als ob's da jeder so recht sehn sollte. Wie kommst du dem Kind? Da kann ich Woldemar freuen und seine Frau

auch, die so was 'unberührtes' hat. Und Gräfin Melusine! Na, die wird sich wohl auch freuen. Und die darf auch. Aber ich wiederhole meine Frage, wie

kommst du dem Kind?»

»Ich hab es kommen lassen.«

»Haha. Sehr gut, kommen lassen. Der Klapperstorch hat es dir wohl von der grünen Wiese gebracht und natürlich auch gleich für die roten

Beine gesorgt. Aber ich kenne dich besser. Die Leute hier tun immer so, wie wenn du dem alten Kortschadel sittlich überlegen gewesen wärest.

Ich für meine Person kann's nicht finden und sagte dir gern meine Meinung darüber. Aber ich nehme häßliche Worte nicht gern in den Mund.«

»Adelheid, du regst dich auf. Und ich frage mich, warum? Du bist ein bißchen gegen die Büschen, — nun gut, gegen die Büschen kann man sein; und

du bist ein bißchen gegen die Karline, — nun gut, gegen die Karline kann man auch sein. Aber ich sehe dir's an, das eigentliche, was dich

aufregt, das ist nicht die Büschen und ist auch nicht die Karline, das sind bloß die roten Krümpfe. Warum bist du so sehr gegen die roten

Krümpfe?»

»Weil sie ein Zeichen sind.«

»Das sagt gar nichts, Adelheid. Ein Zeichen ist alles. Wovon sind sie ein Zeichen? Darauf kommt es an.«

»Sie sind ein Zeichen von Ungehörigkeit und Verkehrtheit. Und ob du nun lachen magst oder nicht, — denn an einem Strohhalm sieht man

eben am besten, woher der Wind weht — sie sind ein Zeichen davon, daß alle Vernunft aus der Welt ist und alle gesellschaftliche Scheidung immer

mehr aufhört. Und das alles unterstützt du. Du denkst wunder, wie fest du bist; aber du bist nicht fest und kannst es auch nicht sein, denn du steckst

in allerlei Schrullen und Eitelkeiten. Und wenn sie dir um den Bart gehn oder dich bei deinen Liebhabereien fassen, dann läßt du das,

worauf es ankommt, ohne weiteres im Stich. Es solltet viele solche geben, denen ihr Humor und ihre Rechthaberei viel wichtiger ist

als Glaubigkeit und Aristotikum. Denn sie sind sich selber ihr Glaubensbekenntnis. Aber, glaube mir, dahinter steckt der Versucher, und wohin der

am Ende führt, das weißt du, — so viel wird dir ja wohl noch geliebt sein.«

»Ich hoffe,« sagte Dubslav.

»- c e b o e b, l f e d, e r p l l (g r o m) - r p h - j n s e y
»Und weil du bist wie du bist, freust du dich, daß diese Zierpuppe (schon ganz wie die Karline) rote Trümpfe trägt und sich neue dazu

strickt. Ich aber wiederhole dir, diese roten Trümpfe, die sind ein Zeichen, eine hochgehaltene Fahne.«

»Trümpfe werden nicht hochgehalten.«

»Noch nicht, aber das kann auch noch kommen. Und das ist dann die richtige Revolution, die Revolution in der Sitte, — das, was sie jetzt das

»letzte« nennen. Und ich begreife dich nicht, daß du davon kein Einsehn hast, du, ein Mann von Familie, von Zugehörigkeit zu Thron und

Reich. Oder der so's wenigstens einbildet.«

»Nun gut, nun gut.«

»Und da reist du herum, wenn sie den Torgelow oder den Kätzstein wählen wollen, und hältst deine Reden, wiewohl du eigentlich nicht

reden kannst ...«

»Das ist richtig. Aber ich hab auch keine gehalten ...«

»Und hältst deine Reden für König und Vaterland und für die alten Güter und sprichst gegen die Freiheit. Ich versteh dich nicht mit deinem ewigen

»gegen die Freiheit«. Laß sie doch mit ihrer ganzen dummen Freiheit machen, was sie wollen. Was heißt Freiheit? Freiheit ist gar nichts; Freiheit ist,

wenn sie sich versammeln und Bier trinken und ein Blatt gründen. Du hast bei den Kürassieren gestanden und mußt doch wissen, daß Torgelow und

Kätzstein (was keinen Unterschied macht) uns nicht erschüttern werden, uns nicht und unsern Glauben nicht und Stechlin nicht und Witz nicht. Die

Globsower, so lange sie bloß Globsover sind, können gar nichts erschüttern. Aber wenn erst der Buschen ihre Enkelkinder, denn die

Karline wird doch wohl schon mehrere haben, ihre Knöpfsfel und ihre roten Trümpfe tragen, als müßt es nur so sein, ja, Dubslav,

dann ist es vorbei. Mit der Freiheit, laß mich das wiederholen, hat es nicht viel auf sich; aber die roten Trümpfe, das ist was. Und dir traue ich ganz und

gar nicht, und der Karline natürlich erst recht nicht, wenn es auch vielleicht schon eine Weile her ist.«

»Sagen wir vielleicht.«

»Ich kenne das. Du willst das wegwitzeln, das ist so deine Art. Aber unser Kloster ist nicht so aus der Welt, daß mir nicht auch bescheid

wüßten.«

»Wozu hättet ihr sonst euern Fix?«

»Kein Wort gegen den.«

Und in großer Erregung brach das Gespräch ab. Noch am selben Nachmittag aber verabschiedete sich Adelheid von ihrem Bruder und fuhr nach Witz

~~zurück.~~

Verweile doch. Tod. Begräbnis. Neue Tage.

Sydney
Vierzigstes Kapitel.

Agnes, während oben die gereizte Scene zwischen Bruder und Schwesterspieler, war unten in der Küche bei Mamsell Pritzbur und erzählte von

Berlin, wo sie vorigen Sommer bei ihrer Mutter auf Besuch gewesen war. »Eins war da,« sagte sie, »das hieß das Aquarium. Da lag

eine Schlange, die war so dick wie 'n Bein.«

»Aber hast du denn schon Beine gesehn?« fragte die Pritzbur.

»Aber, Mamsell Pritzbur, ich werde doch wohl schon Beine gesehn haben ... Und dann, an einem andern Tag, da waren wir in einem 'Tergarten',

aber in einem richtigen, mit allerlei Tieren drin. Und den nennen sie den 'Zoologischen'.«

»Ja, davon hab ich auch schon gehört.«

»Und in dem 'Zoologischen', da war ein ganz kleiner See, noch viel kleiner als unser Stachelin, und in dem See standen allerlei

Vögel. Und einer, ganz wie 'n Storch, stand auf einem Bein.«

Als die Mädchen das Wort »Storch« hörten, kamen sie näher heran.

»Aber die Beine von dem Vogel, oder es waren wohl mehrere Vögel, die waren viel größer als Storchbeine und auch viel dicker

und viel röter.«

»Und taten sie dir nichts?«

»Nein, sie taten mir nichts. Bloß, wenn sie so 'ne Weile standen hatten, dann stellten sie sich auf das andre Bein. Und ich sagte zu Mutter:

'Mutter, komm; der eine sieht mich immer so an.' Und da gingen wir an eine andere Stelle, wo der Bär war.«

Das Kind erzählte noch allerlei. Die Mädchen und auch die Mamsell freuten sich über Agnes, und sie trug ihnen ein paar Lieder vor, die ihre Mutter,

die Karlina, immer sang, wenn sie plättete, und sie tanzte auch, während sie sang, wobei sie das himmelblaue Kleid zerlich in die Höhe nahm,

ganz so, wie sie's in der Hasenhaide gesehen hatte.

So kam der Nachmittag heran, und als es schon dunkelte, sagte Engelke: »Ja, gnädiger Herr, wie is das nu mit Agnessen? Sie is immer noch

bei Mamsell Pritzbur unten, un die Mächens, wenn sie so singt und tanzt, kucken ihr zu. Sie wird woll auch so was wie die Karlina. Soll

6 E D2, e° 6 x u n!«
sie wieder nach Haus, oder soll sie hier bleiben?»

»n° 6 x u n! l z v, c, e n° 2. g 2 h ~ 20 b, n u, n, i - d D 2 c o
»Natürlich soll sie hier bleiben. Ich freue mich, wenn ich das Kind sehe. Du hast ja ein gutes Gesicht, Engelke, aber ich will doch auch mal was

i° 2 i° s d. o e r w e r - o, - g l o' n h p, 2, 1 u 2 p f - r c i' n h p e
andres sehn als dich. Wie das lütte Balg da so saß, so steif wie 'ne Prinzeß, hab ich immer hingeguckt und ihr wohl 'ne Viertelstunde

j° 2, o e, f u e n n - 2 - 2 n - \ - f u e n n u f. - c o 2 p o 2, 1 u
gesehen, wie da die Stricknadeln immer so hin und her gingen und der rote Stumpf neben ihr baumelte. So was Hübsches hab ich nicht mehr

p i, o j e s t h, h p x a n, 1 u 2 2 u o - , h. 2 6 0 D f u n!«
gesehn, seit du Weihnachten die Gräschen hier waren, die blasse Comtesse und die Gräfin. Hat sie dir auch gefallen?»

n e n h t
Engelke grünte.

»n, 1 0 2 j. o n o e d. - 6 n h D b e g n - v - 1 0 5 2 \ u n, e c o 1
»Na, ich sehe schon. Also Agnes bleibt. Und sie kann ja auch nachts mal aufstehen und mir eine Tasse von dem Tee bringen, oder was ich

s d k e h, - e t o n g h. D, n u, e n p e d w g. e 2, 6 5, n 2 n;
sonst grade brauche, und du alte Seele kannst zuschlafen. Ach, Engelke, das Leben ist doch eigentlich schwer. das heißt, wenn's auf die Neige geht;

s p, - c n y n c b e 2, c i s t e n e n d u r n i? 2 b e n n a n d t
vorher ist es so weit ganz gut. Weißt du noch, wenn wir von Brandenburg nach Berlin ritten? In Brandenburg war nicht viel

s; n 2 u; e n .«
los; aber in Berlin, da ging es.«

»h, n e n n. n y n d. «
»Ja, gnäd'ger Herr. Aber nu kommt es.«

»h, n y n d. n y n p f l e h e. - c o n. e r e 2 n l. n i - 9 o n, o n d' i, y n
»Ja, nu kommt es. Nu ist Katzenpfötchen dran. So was gab es damals noch gar nicht. Aber ich will nichts sagen, sonst wird die Buchen

n n, - 2 f c n u 2 o n y p i; e p 2 d m o l h, - a p h, n o e d. 1 0 2
ärgerlich, und mit alten Weibern muß man gut stehen; das ist noch wichtiger als mit jungen. Und, wie gesagt, die Agnes bleibt. Ich sehe so

n c o p o. - p ~ j e o n e. «
gern was Zierliches. Es ist ein reizendes Kind.«

»h, e p b. n ...«
»Ja, das ist sie. Aber ...«

»D, o i n a. e o d, b' a i n n. 2 2 p. a n t' b D' n n n n n o o. «
»Ach, laß die 'abers'. Du sagst, sie wird wie die Karlina. Möglich ist es. Aber vielleicht wird sie auch 'ne Nonne. Man kann nie wissen.«

n o t o - v e p. b o o n d - f t. 2 i' n b, o p h f l a, t, - d' 2 s e h
Agnes blieb also bei Dubsav. Sie saß am Fenster und strickte. Mal in der Nacht, als ihm recht schlecht war, hatte er nach dem Kinde rufen

wollen. Aber er stand wieder davon ab. »Das arme Kind, was soll ich ihm den Schlaf stören? Und helfen kann es mir doch nicht.«

So verging eine Woche. Da sagte der alte Dubsav: »Engelke, das mit der Agnes, das kann ich nicht mehr mit ansehen. Sie sitzt da jeden

Morgen unstrickt. Das arme Wurm muß ja hier umkommen. Und alles bloß, weil ich alter Sünder ein freundliches Gesicht sehn will.

Das geht so nicht mehr weiter. Wir müssen sehn, daß wir was für das Kind tun können. Haben wir denn nicht ein Buch mit Bildern drin oder

so?«
so was?»

»h, n e n n, e i' h d. h v e, i f j e s t h u w e p f, h o 2 n e n o.
»Ja, gnäd'ger Herr, da sind ja noch die vier Bände, die wir letzte Weihnachten bei Buchbinders Zippel in Gransee haben einbinden lassen.

Wahrlich war es bloß 'ne »Landwirtschaftliche Zeitung«, und alle, die mal 'nen Preis gewonnen haben, die waren drin. Und Bismarck war auch

drin un Kaiser Wilhelm auch.«

»Ja, ja, das is gut; das gib ihr. Und brauchst ihr auch nich zu sagen, daß sie keine Eselsohren machen soll; die macht keine.«

Wirklich, die »Landwirtschaftliche Zeitung« lag am andern Morgen da, und Agnes war sehr glücklich, mal was andres zu haben als ihr Strickzeug und die

schönen Bilder ansehen zu können. Denn es waren auch Schlösser drin und kleine Teiche, drauf Schwäne fuhren, und auf einem Bilde,

das eine Beilage war, waren sogar Husaren. Engelke brachte jeden Morgen einen neuen Band, und mal erschien auch Elfriede, die

Lorenzen, um nach Dubslavs Befinden fragen zu lassen, von der Pfarre herübergeschickt hatte. »Die kann ich ja die Bilder mit ansehen,« sagte Dubslav;

»am Ende macht es ihr selber auch Spaß, und vielleicht kann sie dem kleinen Ding, der Agnes, alles so nebenher erklären, und dann is es

so gut wie 'ne Buchstunde.«

Elfriede war gleich dazu bereit. Und nun standen die beiden Kinder nebeneinander und blättern in dem Buch, und die Kleine sog jedes

Wort ein, was die Große sagte. Dubslav aber hörte zu und wußte nicht, wem von beiden er ein größeres Interesse zuwenden sollte.

Setzt aber war es doch wohl Elfriede, weil sie den wehmütigen lauer all derer hatte, die früh abberuhen werden. Ihr zarter, beinahe

körperloser Leib schien zu sagen: »Ich sterbe.« Aber ihre Seele wußte nichts davon; die leuchtete und sagte: »ich lebe.«

Das mit den Bilderbüchern dauerte mehrere Tage. Dann sagte Dubslav: »Engelke, das Kind fängt heute schon wieder von vorn an; es ist mit

allen vier Bänden, so dick sie sind, schon zweimal durch; ich sehe, wir müssen uns was Neues ausbaldorn. Das is nämlich ein

Wort aus der Diessprache; so weit sind wir nu schon. Übrigens ist mir was Gutes eingefallen: hol ihr eine von unsern Wetterfahnen herunter. Die

stehn ja da bloß so 'rum, un wenn ich tot bin und alles aber schätzt wird — was sie 'ordnen' nennen —, dann kommt

Kupferschmied Reuter aus Gransee und taxiert es auf fünfundsiebzig Pfennig.«

»Aber, gnäd'ger Herr, uns' Woldemar ...«

»Nu ja, Woldemar. Woldemar ist gut, natürlich, und die Comtesse, seine junge Frau, is auch gut. Alles is gut, und ich hab es auch nicht so schlimm

gemeint; man redt bloß so. Nur so viel is richtig: meine Sammlung oben is für Spinnweb und weiter nichts. Alles Sammeln is überhaupt

verrückt, und wenn Woldemar sich nich mehr drum kümmert, so is es eigentlich bloß Wiederherstellung von Sinn und Verstand. Jeder hat seinen

Sparren, und ich habe meinen gehabt. Bring aber nich gleich alles runter. Nur die Mühle bring und den Dragoner.«

Engelke gehorchte.

Den ersten Tag, wie sich denken läßt, war Agnes ganz für den Dragoner, der, als man ihn vor Jahr und Tag von seinem Zelliner

Kirchturm heruntergeholt hatte, frisch aufgespritzt worden war: schwarzer Hut, blauer Rock, gelbe Hosen. Aber sehr bald hatte sich das Kind an der

Buntheit des Dragoners sattgesehen, und nun kam statt seiner die Mühle an die Reihe. Die hielt länger vor. Meistens, — wenn sie nur überhaupt

erst im Gange war, — brauchte das Kind bloß zu pusten, um die Mühlflügel in vernichtiger Bewegung zu halten, und der schnarrende Ton der

etwas eingerosteten Drehvorrichtung war dann jedesmal eine Lust und ein Nitzücken. Es waren glückliche Tage für Agnes. Aber fast noch

glücklichere für den Alten.

Ja, der alte Dubslav freute sich des Kindes. Aber so wohlthuend ihm seine Gegenwart war, so war es auf die Dauer doch nicht viel was andres,

als ob ein Goldlack am Fenster standen oder ein Zeisig gezwitschert hätte. Sein Auge richtete sich gerne darauf, als aber

eine Woche und dann eine zweite vorüber war, wurd ihm eine gewisse Verarmung fühlbar, und das so stark, daß er fast mit Sehnsucht an

die Tage zurückdachte, wo Schwester Adelheid sich ihm bedrücklich gemacht hatte. Das war sehr unbequem gewesen, aber sie besaß doch nebenher einen guten

Verstand, und in allem, was sie sagte, war etwas, worüber sich streiten und ein Feuerwerk von Unzänglichkeiten und kleinen Witzten

abbrennen ließ. Etwas, was ihm immer eine Hauptsache war. Dubslav zählte zu den Friedliebendsten von der Welt, aber er liebte doch andererseits auch

Friktionen, und selbst ärgerliche Vorkommnisse waren ihm immer noch lieber als gar keine.

Kein Zweifel, der alte Schloßherr auf Stechlin sehnte sich nach Menschen, und da waren es denn wahre Festtage, wenn Besucher aus Näh'

oder Ferne sich einstellten.

Eines Tages — es schimmerte schon — erschien Krippenkapel. Er hatte seinen besten Rock gezogen und hielt ein übermaltes Gefäß, mit einem

Deckel darauf, in seinem linken Arm.

»Nun, das ist recht, Krippenkapel. Ich freue mich, daß Sie mal nachsehn, ob unser Museum oben noch seinen Chef hat. Ich sage Chef. Der

Direktor sind Sie ja selber. Und nun kommen Sie auch gleich noch mit 'ner Urne. Hat gewiß ihr Freund Tücheband irgendwo ausgegraben.

Oder is es bloß 'ne Terrine? Himmelwetter, Krippenkapel, Sie werden mir doch nicht 'ne Krankensuppe gekocht haben?«

»Nein, Herr Major, keine Krankensuppe. Gewiß nicht. Und doch is es einigermaßen so was. Es ist nämlich 'ne Wabe. Habe da

22 m ~ 12 g m g m - v v d 2, m, 16 a / m. : v s
heute mittag einen von meinen Stöcken ausgenommen und wollte mir erlaubt haben, Ihnen die beste Wabe zu bringen. Es ist beinah

so was wie der mittelalterliche Zehnte. Der Zehnte, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, war eigentlich was Feineres als Geld.«

»Find ich auch. Aber die heutige Menschheit hat für so was Feines gar keinen Sinn mehr. Immer alles bar und nochmal bar. O, das

gemeine Geld! das heißt, wenn man keins hat; wenn man's hat, ist es so weit ganz gut. Und daß Sie gleich an Ihren alten Patron — ein

Wort, das übrigens vielleicht zu hoch gegriffen ist, und unser Verhältnis nicht recht ausdrückt, — gedacht haben! Lorenzen wird es hoffentlich nicht übel

nehmen, daß ich Sie, wenn ich mich Ihren »Patron« nenne, so gleichsam avancieren lasse. Ja, das mit der Wabe. Freut mich aufrichtig. Aber

ich werde mich wohl nicht drüber her machen dürfen. Immer heißt es: »das nicht! Erst hat mir Sponholz alles verboten und nu die Byschen, und

so leb' ich eigentlich bloß noch von Bärlapp und Katzenpfötchen.«

»Am Ende geht es doch,« sagte Krippenkapel. »Ich weiß wohl, in eine richtige Kur darf der Laie nicht eingreifen. Aber der

Honig macht vielleicht 'ne Ausnahme. Richtiger Honig ist wie gute Medizin und hat die ganze Heilkraft der Natur.«

»Is denn aber nicht auch was drin, was besser fehlte?«

»Nein, Herr Major. Ich sehe die Bienen oft schwärmen und sammeln, und seh auch, wie sie sammeln und wo sie sammeln. Da sind voran die

Linden und Azazien und das Heidekraut. Nu, die sind die reine Schuld; davon red ich gar nicht erst. Aber nun sollten Sie die Biene sehn, wenn sie

sich auf eine giftige Blume, sagen wir zum Beispiel auf den Venuswagen niederläßt. Und in jedem Venuswagen, besonders in dem roten (aber doch auch in

dem blauen), sitzt viel Gift.«

»Venuswagen; kann ich mir denken. Und wie sammelt da die Biene?«

»Sie nimmt nie das Gift, sie nimmt immer bloß die Heilkraft.«

»Na, Sie müssen es wissen, Krippenkapel. Und auf Ihre Verantwortung hin will ich mir den Honig auch schmecken lassen, und die Byschen muß ich

drin finden und sich wohl oder übel zufrieden geben. Übrigens fällt mir bei der Alten natürlich auch das Kind ein. Da sitzt es am Fenster.

Na, komm mal her, Agnes, und sage, daß du hier auch was lernst. Ich hab ihr nämlich Bücher gegeben, mit allerlei Bildern drin, und seit

vorgestern auch eine Götterlehre, das heißt aber noch eine aus guter, ständiger Zeit und jeder Gott ordentlich abgezogen. Und da

lernt sie, glaub ich, ganz gut. Nicht wahr, Agnes?«

Agnes knickte und ging wieder auf ihren Platz.

»Und dann hab ich dem Kind auch unsern Dragoner und die Mühle gegeben. Also unsre bestenstücke, so viel ist richtig. Ich denke mir aber, mein

Museumsdirektor wird über diesen Eingriff nicht böse sein. Eigentlich ist es doch besser, das Kind hat was davon als die Spinnen. Und was macht denn

Ihr Oberlehrer in Templin? Hat er wieder was gefunden?»

»Ja, Herr Major. Münzenfund.«

»Na, das ist immer das Beste. Vermutlich Georgsthaler oder so was; Dreißigjähriger Krieg. Es war ja 'ne gräßliche Zeit. Aber daß sie

damals aus Angst und Not so viel verbuddelt haben, das ist doch auch wieder ein Segen. Ist es denn viel?«

»Wie man's nehmen will, Herr Major; praktisch und profan angesehen ist es nicht viel, aber wissenschaftlich angesehen ist es allerdings viel.

Nämlich drei römische Münzen, zwei von Diokletian und eine von Caracalla.«

»Na, die passen wenigstens. Diokletian war ja wohl der mit der Christenverfolgung. Aber ich glaube, es war am Ende nicht so schlimm.

Verfolgt wird immer. Und mitunter sind die Verfolgten obenauf.«

Dabei lachte der Alte. Dann rief er Engelke, daß er den Honig herausnehme. Krippenstapel aber verabschiedete sich, seine leere Terrine vorsichtig

im Arm.

Dubslav hatte sich über Krippenstapels Besuch und sein Geschenk aufrichtig gefreut, weil es ja das Beste war, was ihm die alte treue Seele

bringen konnte. Er bestand denn auch darauf (trotzdem Engelke, der ein Vorurteil gegen alles Süße hatte, dagegen war), daß ihm die Wabe

jeden Morgen auf den Frühstückstisch gestellt werde.

»Siehst du, Engelke,« sagte er nach einer Woche, »daß ich mich wieder wohler fühle, das macht die Wabe. Denn man muß jedes Fisselchen mitessen,

Wachs und alles, das hat er mir eigens gesagt. Das ist grad so wie beim Apfel die Schale; das hat die Natur so gewollt und ist ein

Fingerzeig und muß respektiert werden.«

»Ich bin aber doch für Boshälten,« sagte Engelke. »Wenn man so sieht, was mitunter alles dran ist ...«

»Ja, Engelke, ich weiß nicht, du bist jetzt so fein geworden. Aber ich bin noch ganz altmodisch. Und dann glaub ich nebenher wirklich, daß

in dem Wachs die richtige gesamte Heilkraft der Natur steckt, fast noch mehr als in dem Honig. Krippenstapel übrigens ist jetzt auch so

furchtbar gebildet und hat so viele feine Wendungen, wie zum Beispiel die mit der gesamten Heilkraft. Aber so fein wie du ist er doch

noch lange nicht, darauf will ich mich beschwören. Und auch darauf, daß er sich keine Birne schält.«

In dieser guten Laune verblieb Dubslav eine ganze Weile, sich mehr und mehr zurechtlegend, daß er sich die Quälerei mit all dem andern Zeug eigentlich

hätte sparen können; »denn wenn alles drin ist, so ist doch auch Bärlapp und Katzenpfötchen drin und natürlich auch Fingerhut oder

wie Sponholz sagt: »Die Digitalis.« Engelke freilich wollte von diesen Sophistereien nichts wissen, sein Herr aber ließ sich durch solche

Zweifel nicht stören und fuhr vielmehr fort: »Und dann, Engelke, macht es doch auch einen Unterschied, von wem eine Sache kommt. Die

Katzenpfötchen kommen von der Bijschen, und die Wabe kommt von Krippenstapel. das heißt also, hinter der Wabe steht ein guter Geist, und

hinter den Katzenpfötchen steht ein böser Geist. Und das kannst du mir glauben, an solchen Rätselhaftigkeiten liegt sehr viel im Leben, und wenn mir

Lorenzen seine Patzche gibt, so ist das ganz was anders, wie wenn mir Koseleger seine Hand gibt. Koseleger hat solche weichen

Finger und auf dem vierten einen großen Ring.«

»Aber er ist doch ein Superintendent.«

»Ja, Superintendent ist er. Und er kommt auch noch höher. Und wenn es nach der Prinzessin geht, wird er Papst. Und dann wollen wir uns Ablaß

bei ihm holen; aber viel geb ich nicht.«

Als Dubslav und Engelke dies Gespräch führten, saß Agnes wie gewöhnlich am Fenster, mit halbem Ohre hinhörend, und so wenig sie davon verstand, so verstand sie doch gerade genug. Kripperkapel war ein guter Geist und ihre Großmutter war ein böser Geist. Aber das alles war ihr nicht mehr, als ob ihr ein Märchen erzählt würde. Sie hatte schon so vieles in ihrem Leben gehört und war wohl dazu bestimmt, noch viel, viel andres zu hören. Ihr Gesichtsausdruck blieb denn auch derselbe. Sie träumte bloß so hin, und daß sie dies Wesen hatte, das war es recht eigentlich, was den alten Herrn so an sie fesselte. Das Auge, womit sie die Menschen ansah, war anders als das der andern.

Engelke hatte sich in die nebenan gelegene Dienststube zurückgezogen; ein heller Schein fiel von der Veranda her durch die Balkontür und gab dem etwas dunklen Zimmer mehr Licht, als es für gewöhnlich zu haben pflegte. Dubslav hielt die Kreuzzeitung in Händen und schlug nach einem Brühmer, der ihn immer und immer wieder umstimmt. »Verdammte Bestie,« und er holte von neuem aus. Aber ehe er zuschlagen konnte, kam Engelke und fragte, ob Uncke den gnädigen Herrn sprechen dürfe.

»Uncke, unser alter Uncke?«

»Ja, gnäd'ger Herr.«

»Na, natürlich. Kriegt man doch mal wieder 'nen vernünftigen Menschen zu sehn. Was er nur bringen mag? Vielleicht Verhaftung irgendwo: er muß gehen.«

Demokratennest ausgenommen.«

Agnes horchte. Verhaftung! Demokratennest ausgenommen! Das war doch noch besser als ein Märchen »vom guten und bösen Geist.«

Inzwischen war Uncke eingetreten, Backenbart und Schnurrbart, wie gewöhnlich, fest angeklebt. In der Nähe der Tür blieb er stehen und grüßte militärisch. Dubslav aber rief ihm zu: »Nein, Uncke, nicht da. So weit reicht mein Ohr nicht und meine Stimme erst recht nicht. Und ich denke doch, Sie bringen was. Was Reguläres. Also ran hier. Und wenn es nicht was ganz Dienstliches is, so nehmen Sie den Huhl da.«

Uncke trat auch näher, nahm aber keinen Huhl und sagte: »Herr Major wollen entschuldigen. Ich komme so bloß ... Der alte Baruch Hirschfeld hat mir erzählt, und die alte Bischen hat mir erzählt ...«

»Ach so, von wegen meiner Füße.«

»Zu Befehl, Herr Major.«

»Ja, Uncke, wollte Gott es stünde besser. Immer denk ich, wenn wieder ein Neuer kommt, 'ndu wird es. Aber es will nicht mehr; es

hilft immer bloß drei Tage. Die Buchen hilft nicht mehr, und Krippekapel hilft nicht mehr, und Sponholz hilft schon lange nicht mehr; der

kuschiert so in der Welt rum. Bleibt also bloß noch der liebe Gott.«

Uncke begleitete dies Wort mit einer Kopfbewegung, die seine respektvolle Stellung (aber doch auch nicht mehr) dem lieben Gott ausdrücken sollte.

Dubslav sah es und erheiterte sich. Dann fuhr er in rasch wachsender guter Laune fort: »Ja, Uncke, mir haben so manchen Tag miteinander gelebt.

Denke gern daran zurück — sind noch einer von den alten. Und der Pyterke auch. Was macht er denn?«

»Ah, Herr Major, immer noch tüchtig da,« schneidig,« und dabei rückte er sich selbst dreht, wie wenn er die überlegene Stättlichkeit seines

Kollegen wenigstens andeuten wolle.

Dubslav verstand es auch so und sagte: »Ja, der Pyterke; natürlich immer hoch zu Roß. Und Sie, Uncke ja, Sie müssen laufen wie 'n

Landbriefträger. Es hat aber auch sein Gutes; zu Fuß macht es schneidig, zu Pferde macht es steif. Und macht auch faul. Und überhaupt, Gebrüder Beeneke is

schon immer das Beste. Da kann man nicht zu Fall kommen. Aber jeder will heututage hoch raus. Das is, was sie jetzt die 'Signatur der

Zeit« nennen. Haben Sie den Ausdruck schon gehört, Uncke?«

»Zu Befehl, Herr Major.«

»Und die Sozialdemokratie will auch hoch raus und so zu Pferde sitzen wie Pyterke, bloß noch viel höher. Aber das geht nicht

gleich so. Gut Ding will Weile haben. Und Torgelow, wenn er auch vielleicht reden kann, reiten kann er noch lange nicht. Sagen Sie, was macht er

denn eigentlich? Ich meine Torgelow. Sind denn unsre kleinen Leute jetzt mehr zufrieden mit ihm?«

»Nein, Herr Major, sie sind immer noch nicht zufrieden mit ihm. Er wollte da neulich in Berlin reden und hat auch wirklich was zu Graf

Posadowsky gesagt. Und das is so dumm gewesen, daß es die andern geniert hat. Und da haben sie ihn bedeutet. 'Torgelow, nu bist du

still; so geht das hier nich.«

»Ja,« lachte Dubslav, »und wo der nu steht, da sollte ich eigentlich stehen. Aber es is doch besser so. Nu kann Torgelow zeigen, daß

er nichts kann. Und die andern auch. Und wenn sie's alle gezeigt haben, na, dann sind wir vielleicht wieder dran und kommen noch mal oben auf, und jeder

krieg' Zulage. Sie auch, Uncke, und Pyterke natürlich auch.«

Uncke schmunzelte und legte seine zwei Dienstfinger an die Schläfe.

»... Vorläufig aber müssen wir abwarten und den sogenannten 'Ausbruch' verhüten und dafür sorgen, daß unsere Globosower zufrieden sind. Und

wenn wir klug sind, glückt es vielleicht auch. Glauben Sie nicht auch, Uncke, daß es kleine Mittel gibt?«

»Ja, Herr Major, kleine Mittel gibt es. Es hat's schon.«

»Und welche meinen Sie?«

»Musik, Herr Major, und verlängerte Polizeistunde.«

»Ja,« lachte Dubslav, »so was hilft. Musik und 'nen Schotchen, dann sind die Mädchen zufrieden.«

»Und,« bestätigte Uncke, »wenn die Mädchen zufrieden sind, Herr Major, dann sind alle zufrieden.«

Uncke hatte sagen müssen, mal wieder vorzusprechen, aber es kam nicht dazu, weil Dubslavs Zustand sich noch verschlimmerte. Von Besuchern wurde

keiner mehr angenommen, und nur Lorenzen hatte Zutritt. Aber er kam meist nur, wenn er gerufen wurde.

»Sonderbar,« sagte der Alte, während er in den Frühlingstag hinausblickte, »dieser Lorenzen ist eigentlich gar kein richtiger Pastor. Er spricht

nicht von Erlösung und auch nicht von Unsterblichkeit, und ist beinah, als ob ihm so was für alltags wie du schade sei. Vielleicht ist es aber auch

noch was andres, und er weiß am Ende selber nicht viel davon. Anfangs hab ich mich darüber gewundert, weil ich mir immer sagte: Ja, solch Talar- und

Bäffchenmann, der muß es doch schließlich wissen, er hat so seine drei Jahre studiert und eine Probepredigt gehalten, und ein

Konsistorialrat oder wohl gar ein Generalsuperintendent hat ihn eingesegnet und ihm und noch ein paar andern gesagt: »Nun gehet hin

und lehret alle Heiden«. Und wenn man das so hört, ja, da verlangt man denn auch, daß einer weiß, wie's mit einem steht. Is gerade

wie mit den Doktors. Aber jetzt begibt man sich und hat die Doktors am liebsten, die einem ehrlich sagen: »Hören Sie, wir wissen es auch nicht, wir müssen es

abwarten.« Der gute Sponholz, der nun wohl schon an der Brücke mit dem Ichthyosaurus vorbei ist, war beinah so einer, und

Lorenzen ist nu schon ganz gewiß so. Seit beinah zwanzig Jahren kenn ich ihn, und noch hat er mich nicht ein einziges Mal

bemogelt. Und daß man das von einem sagen kann, das ist eigentlich die Hauptsache. Das andre ... ja, du lieber Himmel, wo soll es am Ende

herkommen? Auf dem Sinai hat nun schon lange keiner mehr gestanden, und wenn auch, was der liebe Gott da oben gesagt hat, das schließt

eigentlich auch keine großen Rätsel auf. Es ist alles sehr diesseitig geblieben; du sollst, du sollst, und noch öfter »du sollst nicht«. Und klingt

eigentlich alles, wie wenn ein Nürnberger Schultheiß gesprochen hätte.«

Gleich danach kam Engelke und brachte die Mittagspost. »Engelke, du könntest mal wieder die Marie zu Lorenzen rüberchicken — ich ließ'

ihn bitten.«

Lorenzen kam denn auch und rückte seinen Stuhl an des Alten Seite.

Familiendition. Ich wollte, wir hätten eine andre. Denn der Mensch is nun mal feige und will dies schändliche Leben gern weiterleben.«

»Herr von Stechlin, Sie haben ein sehr gutes Leben gehabt.«

»Na, wenn es nur wahr ist! Ich weiß nicht, ob alle Globsover ebenso denken. Und die bringen mich wieder auf mein Hauptthema.«

»Und das lautet?«

»Das lautet: »Teuerster Pastor, sorgen Sie dafür, daß die Globsover nicht zu sehr oben auf kommen.«

»Aber, Herr von Stechlin, die armen Leute ...«

»Sagen Sie das nicht. Die armen Leute! Das war mal richtig; heutzutage aber paßt es nicht mehr. Und solch unsichere Passagiere wie mein Woldemar und wie mein lieber Lorenzen (von dem der Junge, Pardon, all den Unsinn hat), solche unsichere Passagiere, statt den Riegel vorzuziehen, kommen den Torgelowschen auf halbem Wege entgegen und sagen: »Ja, ja, Töffel, du hast auch eigentlich ganz recht,« oder, was noch schlimmer ist: »Ja, ja, Jochem, wir wollen mal nachschlagen.«

»Aber, Herr von Stechlin.«

»Ja, Lorenzen, wenn Sie auch noch solch gutes Gesicht machen, es ist doch so. Die ganze Geschichte wird auf einen andern Leisten gebracht, und wenn dann wieder eine Wahl ist, dann fährt der Woldemar rum und zählt überall, »Katzstein sei der rechte Mann. Oder irgend ein anderer. Aber das ist Müs wie Mine; — verzeihen Sie den etwas fortgeschrittenen Ausdruck. Und wenn dann die junge gnädige Frau Besuch kriegt oder wohl gar einen Ball gibt, da will ich Ihnen ganz genau sagen, wer dann hier in diesem alten Kasten, der dann aber renoviert sein wird, antritt. Da ist in erster Reihe der Minister von Ritzenberg geladen, der, wegen Kaltschlus, unter Bismarck, von langer Hand her eine wahre Wut auf den alten Sachsenwalder hat, und eröffnet die Polonaise mit Armgard. Und dann ist da ein Professor, Kathederschallist, von dem kein Mensch weiß, ob er die Gesellschaft einrenken oder aus den Fugen bringen will, und führt eine Adelige, mit kurzgeschrittenem Haar (die natürlich schriftstellt) zur Quadrille. Und dann bewegen sich da noch ein Afrikareisender, ein Architekt und ein Portraitmaler, und wenn sie nach den ersten Tänzen eine Pause machen, dann stellen sie ein lebendes Bild, wo ein Wilddieb von einem Edelmann erschossen wird, oder sie führen ein französisches Stück auf, das die Dame mit dem kurzgeschrittenen Haar übersetzt hat, ein sogenanntes Ehebruchs-drama, drin eine Advokatenfrau gefeiert wird, weil sie ihren Mann mit einem Taschenrevolver über den Haufen geschossen hat. Und dann gibt es Musikstücke, bei denen der Klavierspieler mit seiner langen Mähne über die Tasten hinlegt, und in einer Nebertube sitzen andere und blättern in einem Album mit lauter Berühmtheiten, obenan natürlich der alte Wilhelm und Kaiser Friedrich und Bismarck und Moltke, und ganz gemütlich dazwischen Mazzini und

Garibaldi, und Marx und Lassalle, die aber wenigstens tot sind, und daneben Bebel und Liebknecht. Und dann sagt Woldemar: ›Sehen Sie da den Bebel.

Mein politischer Gegner, aber ein Mann von Gesinnung und Intelligenz. Und wenn dann ein Adliger aus der Residenz an ihn herantritt und ihm

sagt: ›Ich bin überrascht, Herr von Stechlin, — ich glaubte den Grafen Schwerin hierzu finden,‹ dann sagt Woldemar: ›Ich habe die Führung mit diesem

Herrn verloren.‹

Der Pastor lachte. ›Und Sie wollen sterben. Wer so lange sprechen kann, der lebt noch zehn Jahr.‹

›Nichts, nichts. Ich halte Sie fest. Kommt es so, oder kommt es nicht so?‹

›Nun, es kommt sicherlich nicht so.‹

›Sind Sie dessen sicher?‹

›Ganz sicher.‹

›Dann sagen Sie mir, wie es kommt, aber ehrlich.‹

›Nun, das kann ich leicht, und sie haben mir selber den Weg gewiesen, als Sie gleich anfangs von ›König und Kronprinz‹ sprachen. Dieser

Gegensatz existiert natürlich überall und in allen Lebensverhältnissen. Es kommen eben immer Tage, wo die Leute nach irgend einem

›Kronprinzen‹ aussehn. Aber so gewiß das richtig ist, noch richtiger ist das andre: der Kronprinz, nach dem angeschaut wurde, hält nie

das, was man von ihm erwartete. Manchmal kippt er gleich um und erklärt in plötzlich erwachter Pietät, im Sinne des Hochseligen

weiterregieren zu wollen; in der Regel aber macht er einen leidlich ehrlichen Versuch, als Neugeborener dazutreten und holt ein

Volksbeglückungsprogramm auch wirklich aus der Tasche. Nur nicht auf lange. ›Leicht bei einander wohnen die Gedanken,‹ doch eng im Räume

stoßen sich die Sachen. Und nach einem halben Jahre lenkt der Neuerer wieder in alte Bahnen und Geleise ein.‹

›Und so wird es Woldemar auch machen?‹

›So wird es Woldemar auch machen. Wenigstens wird ihn die Lust sehr bald anwandeln, so halb und halb ins Alte wieder einzulenken.‹

›Und diese Lust werden Sie natürlich bekämpfen. Sie haben ihm in den Kopf gesetzt, daß etwas durchaus Neues kommen müsse. Sogar ein

neues Christentum.‹

›Ich weiß nicht, ob ich so gesprochen habe; aber wenn ich so sprach, dies neue Christentum ist gerade das alte.‹

›Glauben Sie das?‹

›Ich glaub es. Und was besser ist: ich fühl es.‹

»Nun gut, das mit dem neuen Christentum ist Ihre Sache; da will ich Ihnen nicht hineinreden. Aber das andre, da müssen Sie mir was versprechen.
Besinnt er sich, und kommt er zu der Ansicht, daß das alte Preußen mit König und Armee, trotz all seiner Gebrechen und altmodischen Geschichten,
doch immer noch besser ist als das vom neuesten Datum, und daß wir Alten vom Cremmer-Damm und von Fehrbellin her, auch wenn es uns selber schlecht geht, immer
noch mehr Htz für die Torgelowschen im Leibe haben als alle Torgelows zusammengekommen, kommt es zu solcher Rückbekehrung, dann;
Lorenzen, stören Sie diesen Preß nicht. Sonst erschein ich Ihnen. Pastoren glauben zwar nicht an Popenster, aber wenn welche
kommen, gräulen sie sich auch.«

Lorenzen legte seine Hand auf die Hand Dubslavs und streichelte sie, wie wenn er des Alten Sohn gewesen wäre. »Das alles, Herr von Stechlin,
kann ich Ihnen gern versprechen. Ich habe Woldemar erzogen, als es mir oblag, und Sie haben in Ihrer Klugheit und Güte mich gewähren
lassen. Jetzt ist Ihr Sohn ein vornehmer Herr und hat die Jahre. Sprechen hat seine Zeit, und Schweigen hat seine Zeit. Aber wenn Sie ihn
und mich von oben her unter Kontrolle nehmen und eventuell mir erscheinen wollen, so schieben Sie mir dabei nicht zu, was mir nicht
zukommt. Nicht ich werde ihn führen. Dafür ist gesorgt. Die Zeit wird sprechen, und neben der Zeit das neue Haus, die blasse junge Frau und
vielleicht auch die schöne Melusine.«

Der Alte lächelte. »Ja, ja.«

So ging das Gespräch. Und als Lorenzen aufbrach, fühlte sich der Alte wie belebt und sprach sich eine gute Nacht mit viel Schlaf und wenig

Beängstigung.

Aber es kam anders; die Nacht verlief schlecht, und als der Morgen da war und Engelke das Fischstück brachte, sagte Dubslav: »Engelke, schaff die

Wabe weg; ich kann das süße Zeug nicht mehr sehn. Kripperschnepel hat es gut gemeint. Aber es ist nichts damit und überhaupt nichts mit der ganzen

Heilkraft der Natur.«

»Ich glaube doch, gnäd'ger Herr. Bloß gegen die Gegenkraft kann die Wabe nicht an.«

»Du meinst also: für 'n Tod kein Kraut gewachsen ist. Ja, das wird es wohl sein, das mein ich auch.«

Engelke schwieg.

Eine Stunde später kam ein Brief, der, trotzdem er aus nächster Nähe stammte, doch durch die Post befördert worden war. Er war von

Ermyntrud, behandelte die durch Koseleger und sie selbst geplante Gründung eines Rettungshauses für verwaiste Kinder und äußerte sich am Schlusse

dahin, daß, »wenn sich — hoffentlich binnen kurze — ihre Wünsche für Dubslavs fortschreitende Gesundheit erfüllt haben würden,« Agnes, das

Enkelkind der alten Buschen, als erste, wie sie vertraue, sittlich zu Heilende in das Asyl aufgenommen werden möchte.

Dubslav drehte den Brief hin und her, las noch einmal und sagte dann: »O, diese Komödie ... wenn sich meine Wünsche für Ihre fortschreitende

Gesundheit erfüllt haben werden ... das heißt doch einfach, »wenn Sie sich demnächst den Rasen von unten ansehen«. Alle Mädchen sind Egoisten,

Prinzessinnen auch, und sind sie fromm, so haben sie noch einen ganz besonderen Jargon. Es mag so bleiben, es war immer so. Wenn sie

nur ein bißchen mehr Vertrauen zu dem gesunden Menschenverstand anderer hätten.«

Er steckte, während er so sprach, den Brief wieder in das Couvert und rief Agnes.

Das Kind kam auch.

»Agnes, gefällt es dir hier?«

»Ja, gnäd'ger Herr, es gefällt mir hier.«

»Und ist dir auch nicht zu still?«

»Nein, gnäd'ger Herr, es ist mir auch nicht zu still. Ich möchte immer hier sein.«

»Na, du sollst auch bleiben, Agnes, so lang es geht. Und nachher. Ja, nachher ...«

Das Kind kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hände.

Dubslavs Zustand verschlechterte sich schnell. Engelke trat an ihn heran und sagte: »Gnäd'ger Herr, soll ich nicht in die Stadt schicken?«

»Nein.«

»Oder zu der Bischen?«

»Ja, das tu. So 'ne alte Hexe kann es immer noch am besten.«

In Engelkens Augen traten Tränen.

Dubslav, als er es sah, schlug nach einen andern Ton an. »Nein, Engelke, graule dich nicht vor deinem alten Herrn. Ich habe es bloß

so hingesagt. Die Bischen soll nicht kommen. Es würde mir wohl auch nicht viel schaden, aber wenn man schon so in sein Grab sieht, dann muß man

doch anders sprechen, sonst hat man schlechte Nachrede bei den Leuten. Und das möcht ich nich, um meinetwegen nich und um Woldemars

wegen nich ... Und dabei fällt mir auch noch Adelheid ein .. Die käm mir am Ende gleich nach, um mich zu retten. Nein,

Engelke nich die Bischen. Aber gib mir noch mal von den Tropfen. Ein bißchen besser als der Tee sind sie doch.«

Engelke ging, und Dubslav war wieder allein. Er fühlte, daß es zu Ende gehe. »Das Loch ist nichts, — damit muß man sich durchdringen. Ein ewig

Gesetzliches vollieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er 'Tod' heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken,

das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn.«

Er hing dem noch so nach und freute sich, alle Furcht überwunden zu haben. Aber dann kamen doch wieder Anfälle von Angst, und er

sagte: »Das Leben ist kurz, aber die Stunde ist lang.«

Es war eine schlimme Nacht. Alles blieb auf. Engelke lief hin und her, und Agnes saß in ihrem Bett und sah mit großen Augen durch die

halbgeöffnete Tür in das Zimmer des Kranken. Erst als schon der Tag graute, wurde durch das ganze Haus hin alles ruhiger; der Kranke

nickte matt vor sich hin, und auch Agnes schlief ein.

Es war wohl schon sieben, — die Parkbäume hinter dem Vorgarten lagen bereits in einem hellen Schein — als Engelke zu dem Kinde

herantrat und es weckte. » Steih upp, Agnes. «

» Is he dod? «

» Nei. He slöppt en beten. Un ick glöw, et sitt em nich mihr so upp de Bost. «

» Ick grul' mi so. «

» Dat brukst du nich. Un kann ook sinn, he slöppt sich wedder gesunn . . . Un nu, steih upp un bind di ook en Doog um 'n Kopp. Et is noch en beten küll drut. Un denn geih in 'n Goaren un plück em (wenn du wat finnst) en beten Krokus oder wat et sünsten is. «

Die Kleine trat auch leise durch die Balkontür auf die Veranda hinaus und ging auf das Rundell zu, um nach ein paar Blumen zu suchen. Sie fand

auch allerlei; das beste waren Schneeglöckchen. Und nun ging sie, mit den Blumen in der Hand, noch ein paar mal auf und ab und sah, wie die Sonne

drüben aufstieg. Sie fröstelte. Zugleich aber kam ihr ein Gefühl des Lebens. Dann trat sie wieder in das Zimmer und ging auf den Stuhl zu, wo

Dubslav saß. Engelke, die Hände gefaltet, stand neben seinem Herrn.

Das Kind trat heran und legte die Blumen dem Alten auf der Schoß.

» Dat sinn de ihrsten, « sagte Engelke, » un wihren ook woll de besten sinn. «

Es war Mittwoch früh, daß Dubslav, still und schmerzlos, das Zeitliche gesegnet hatte. Lorenzen wurde gerufen; auch Kluckhuhn kam, und eine Stunde später war ein Gemeindediener unterwegs, der die Nachricht von des Alten Tode den im Kreise Zunächstwohnenden überbringen sollte, voran der Domina, dann Koseleger, dann Katers und zuletzt den beiden Gundelmanns.

Den Tag drauf trafen zwei Briefe bei den Barbys ein, der eine von Adelheid, der andre von Armgard. Adelheid machte dem gräflichen Hause kurz und förmlich die Anzeige von dem Ableben ihres Bruders, unter gleichzeitiger Mitteilung, »daß das Begräbnis am Sonnabend mittag stattfinden werde.« Der Brief Armgards aber lautete: »Liebe Melusine! Wir bleiben noch bis morgen hier, — noch einmal das Forum, noch einmal den Palatin, ich werde heute noch aus der Fontana Trevi trinken, dann kommt man wieder, und das ist für jeden, der Rom verläßt, bekanntlich der größte Trost. Wir gehen nun nach Capri, aber in Etappen, und bleiben unter anderm einen halben Tag in Monte Cassino, wo (ganz zu meiner Weisheit) das ganze Ordenswesen entstanden sein soll. Ich liebe Klöster, wenn auch nicht für mich persönlich. Neapel berühren wir nur kurz und gehen gleich bis Amalfi, wenn wir nicht das höher gelegene Ravello bevorzügen. Dann erst über Sorrent nach Capri, dem eigentlichen Ziel unsrer Reise. Wir werden nicht bei Pagano wohnen, wo, bei allem Respekt vor der Kunst, zu viel Künstler sind, sondern weiter abwärts, etwa auf halber Höhe. Wir haben von hier aus eine Empfehlung. In acht Tagen sind wir sicher da. Sorge, daß wir dann einen Brief von dir vorfinden. Vorher sind wir so gut wie unerreicherbar, ein Zustand, den ich mir als Kind immer gewünscht und mir als etwas ganz besonders Poetisches vorstellt habe. Küsse meinen alten Papa. Nach Stechlin hin tausend Grüße, vor allem aber bleibe, was du jederzeit warst: die Schwester, die Mütter (nur nicht die Tante) deiner glücklichen, dich immer und immer wieder lärtlich liebenden Armgard.«

Armgards Brief kam kaum zu seinem Recht, weil sowohl der alte Graf wie Melusine ganz der Erwägung lebten, ob es nicht, trotz Armgards gegenteiliger Vorwegversicherung, vielleicht doch noch möglich sein würde, das junge Paar irgendwo telegraphisch zu erreichen; aber es ging nicht, man mußte es aufgeben und sich begnügen, allerpersönlichst Vorbereitungen für die Fahrt nach Stechlin hin zu treffen. Des alten Grafen Befinden war nicht das beste, so daß seitens des Hausarztes sein Fernbleiben von dem Begräbnis dringend gewünscht wurde. Daran aber war gar nicht zu denken. Und so brachen denn Vater und Tochter am Sonnabend früh nach Stechlin hin auf. Jeserich wurde mitgenommen, um für alle

Fälle zur Hand zu sein. Es war Prachtwetter, aber scharfe Luft, so daß man trotz Sonnenschein fröstelte.

In dem alten Herrenhause zu Stechlin sah es am Begräbnistage sehr verändert aus; sonst so still und abgechieden, war heute alles Andrang und Bewegung. Zahllose Kutschen erschienen und stellten sich auf dem Dorfplatze auf, die meisten ganz in Nähe der Kirche. Diese lag in prallem Sonnenschein da, so daß man deutlich die hohen, in die Felssteinwand eingemauerten Grabsteine sah, die früher, vor der Restauration, im Kirchenschiffe gelegen hatten. Epheu fehlte; nur Holunderbüsche, die zu grünen anfangen, und dazwischen Ebereschensträucher wuchsen um den Chor herum.

Der Tote war auf dem durch Palmen und Lorbeer in eine grüne Halle umgewandelten Hausflur aufgebahrt. Adelheid machte die Honneurs, und ihre hohen Jahre, noch mehr aber ihr Selbstbewußtsein, ließen sie die ihr zuständige Rolle mit einer gewissen Würde durchführen. Außer den Barbys, Vater und Tochter, waren, von Berlin her, noch Baron und Baronin Berchtesgaden gekommen, ebenso Rex und Hauptmann von Czako. Rex sah aus, als ob er am Grabe sprechen wolle, während sich Czako darauf beschränkte, das gesellschaftliche Durchschnittsrauermaß zu zeigen.

Aber diese Berliner Gäste verschwanden natürlich in dem Kontingente, das die Grafschaft gestellt hatte. Dieselben Herren, die sich — kaum ein halbes Jahr zurück — am Rheinsberger Wahltage zusammengefunden und sich damals, von ein paar Ausnahmen abgesehen, über Torgelows Sieg eigentlich mehr erheitert als geärgert hatten, waren auch heute wieder da: Baron Betz, Herr von Krangen, dem Peerenbom, Snerc, Blechernhahn, Sgeri, Srdt, Siner, Srdt, von Gnewkow, von Storbeck, von Molchow, von der Nonne, die meisten, wie herkömmlich, mit sehr kritischen Gesichtern. Auch Direktor Thormeyer war gekommen, in pontificalibus, angetan mit

so vielen Orden und Medaillen, daß er damit weit über den Landadel hinauswuchs. Einige stießen sich denn auch an, und Molchow sagte mit halblauter Stimme von der Nonne: »Sehn Sie, Nonne, das ist die »Schmetterlingschlacht«, von der man jetzt jeden Tag in den Zeitungen liest.« Aber

trotz dieser spöttischen Bemerkung wäre Thormeyer doch Hauptgegenstand aller Aufmerksamkeit geblieben, wenn nicht der jeden Ordensschluck verschmähende, nur mit einem hochkragigen und uralten Frack angetane Edle Herr von Alten-Frisack ihm siegreiche Konkurrenz gemacht hätte.

Das wendisch Götzenbildartige, das sein Kopf zeigte, gab auch heute wieder den Ausschlag zu seinen Gunsten. Er nickte nur pagodenhaft hin und her und schien selbst an die vom ältesten Adel die Frage zu richten: »Was wollt ihr hier?« Er hielt sich nämlich (worin er

einer ererbten Geschlechtsanerkennung folgte) für den einzig wirklich berechtigten Bewohner und Vertreter der ganzen Grafschaft. Das waren so die Hauptanwesenden. Alles stand dichtgedrängt, und von Blechernhahn, der in Bezug auf »Schneid« beinah an von

Molchow heranreichte, sagte: »Bin neugierig, was der Lorenzen heute loslassen wird. Er gehört ja zur Richtung Göhre.«

»Ja, Göhre,« sagte von Molchow. »Merkwürdig, wie der Zufall spielt. Das Leben macht doch immer die besten Witze.«

Weiter kam es mit dieser förmlich ingeniert geführten Unterhaltung nicht, weil sich, als Molchow eben seinen Pfeil abgeschossen hatte, die

Gesamtaufmerksamkeit auf jene Flurstelle richtete, wo der aufgebahrte Sarg stand. Hier war nämlich und war in einem brillant sitzenden und

mit Atlasfächeln ausgestaffierten Frack in eben diesem Augenblicke der Rechtsanwalt Lätzstein erschienen und schritt, nachdem er einen Granscheschen

Riesenkratz am Fußende des Sarges niedergelegt hatte, mit jener Ruhe, wie sie nur das gute Gewissen gibt, auf Adelheid zu, vor der er sich

respektvollst verneigte. Diese bewahrte gute Haltung und dankte. Von verschiedenen Seiten her aber hörte man leise das Wort

»Affront«, während ein in unmittelbarer Nähe des Edlen Herrn von Alten-Frisack stehender, erst seit kurzer Zeit zum Christentum und

Konservatismus übergetretener Lätzsteinscher Kollege lächelnd vor sich hin murmelte: »Schlauberger!«

Und nun war es Zeit.

Der Zug ordnete sich, Militärmusik aus der nächsten Garnison schritt voran; dann traten die Stechliner Bauern heran, die darum gebeten hatten, den

Sarg tragen zu dürfen. Diener und Mädchen aus dem Hause nahmen die Kränze. Dann kam Adelheid mit Pastor Lorenzen, an die sich die

Trauerversammlung (viele von ihnen in Landstandsuniform) unmittelbar anschloß. Draußen sah man, daß eine große Zahl kleiner Leute spalier

gebildet hatte. Das waren die von Globow. Sie hatten bei der Rheinsberger Wahl alle für Torgelow oder doch wenigstens für Lätzstein

gestimmt; jetzt aber, wo der Alte tot war, waren sie doch vorwiegend der Meinung: »He wihr so wiet janz good.«

Die Musik klang wundervoll; kleine Mädchen streuten Blumen, und so ging es den etwas ansteigenden Kirchhof hinauf, zwischen

den Gräbern hindurch und setzt auf das uralte, niedrige Kirchenportal zu. Vor dem Altar stellten sie den Sarg auf einen mit einer

Versenkungsvorrichtung versehenen Stein, unter dem sich die Gruft der Stechline befand. Schiff und Emporen waren überfüllt; bis auf den

Kirchhof hinaus stand alles Kopf an Kopf. Und nun trat Lorenzen an den Sarg heran, um über den, den er trotz aller Verschiedenheit

der Meinungen so sehr geliebt und verehrt, ein paar Worte zu sagen.

»Wer seinen Weg richtig wandelt, kommt zu seiner Ruhe in der Kammer.« Diesen Weg zu wandeln, war das Bestreben dessen, an dessen Sarge wir

hier stehn. Ich gebe kein Bild seines Lebens, denn wie dies Leben war, es wissen's alle, die hier erschienen sind. Sein Leben lag aufgeschlagen da,

ich verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber

für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus

Alles, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmemann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber

ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. Wüsst es auch, wenn er's auch

oft bestritt. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache. Daher kam es auch, daß er vor dem, was das Leben so vieler anderer verdirbt

und unglücklich macht, bewahrt blieb, vor Neid und bösem Leumund. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er

war die Güte selbst, die Verkörperung des alten Weisheitssatzes: »Was du nicht willst, daß man dir tu.«

Und das leitete mich denn auch hinüber auf die Frage nach seinem Bekenntnis. Er hatte davon weniger das Wort, als das Tun. Er hielt es mit den guten

Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollten. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er

sich selbst als Mensch empfand und sich eigener menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war. Alles, was einst unser Herr und Heiland gepredigt und

gerühmt, und an das er die Segensverheißung geknüpft hat, — all das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens.

Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind. Er ist nun eingegangen in seines Vaters Wohnung und wird da die

Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen ist.«

Einige der Anwesenden sahen sich bei dieser Schlusswendung an. Am meisten bemerkt wurde Gudemann, dessen der Rede halb zustimmende, halb

ablehnende Haltung bei den versammelten »Alten und Echten« (die wohl sich, aber nicht ihm ein Recht der Kritik zuschrieben), auch hier wieder ein

Lächeln hervorrief. Dann folgte mit erhobener Stimme Gebet und Einsegnung, und als die Orgel intonierte, senkte sich der auf dem

Versenkungsstein stehende Sarg langsam in die Gruft. Einen Augenblick später, als der wieder aufsteigende Stein die Gruftöffnung mit einem

eigentümlichen Klappton schloß, hörte man von der Kirchentür her erst ein krampfhaftes Schluchzen und dann die Worte: »Nu is

allens ut; nu möt ick ook weg.« — Es war Agnes. Man nahm das Kind von dem Schemel herunter, auf dem es stand, um es unter

Zuspruch der Nächsten, auf den Kirchhof hinauszuführen. Da schlich es noch eine Weile weinend zwischen den Gräbern hin und her und ging

dann die Straße hinunter auf den Wald zu.

Die alte Bischen selbst hatte nicht gewagt, mit dabei zu sein.

Unter denen, die draußen auf dem Kirchhof standen, waren auch von Molchow und von der Nonne. Jeder von ihnen wartete auf seine Kutse,

die, weil der Andrang so groß war, nicht gleich vorfahren konnte. Beide froren bitterlich bei der scharfen Luft, die vom See herwehte.

»Ich weiß nicht,« sagte von der Nonne, »warum sie die Feier nicht im Hause, wo sie doch heizen konnten, abgehalten haben; es war ja da

drin gar keine menschliche Temperatur mehr. Und nun erst hier draußen.«

»Is leider so,« sagte Molchow, »und ich werde wohl auch mit 'ner Kopfkolik abschließen. Und mitunter stirbt man dran. Aber wenn

man in Berlin is (und ich habe da neulich auch so was mitgemacht), is es doch noch schlimmer. Da haben sie was, was sie 'ne Leichenhalle

nennen, 'ne Art Kapelle mit Bibelpfuch und Lorbeerbäumen, und dahinter verstecken sich ein paar Gesangsmerchen. Wenn man sie nachher aber sieht,

sehen sie sehr gefinstückt aus.«

»Kenñ ich, kenñ ich,« sagte Nonne.

»Nu, der Gesang,« fuhr Molchow fort, »das ginge noch, den kann man schließlich aushalten. Aber der Fußboden und der Zug durch die

offene Tür. Und wenn man noch bloß den kriegte. Wer aber Pech hat, der kommt, wenn's Winter is, dicht neben einen

Kanonofen zu stehn, und wenn ich sage, »der pustet«, so sag ich noch wenig. Und der Geistliche kann einem auch leid tun. Er spricht so

zu sagen für niemanden. Wer kann denn bei solchem Zug und solchem Ofenpusten ordentlich zuhören? Und bloß das weiß ich, daß ich immer an

die drei Männer im feungen Ofen gedacht habe. So halb Eisklumpen, halb Bratpfel is nich mein Fall.«

»Ja, die Berliner,« sagte Nonne »Nicht zu glauben.«

»Nicht zu glauben. Und dabei bilden sie sich ein, sie hätten eigentlich alles am besten. Und mancher von ihnen glaubt es auch wirklich. Aber die

Hölle lacht.«

»Ich bitte Sie, Molchow, menagieren Sie sich! Das über Berlin, na, das ginge vielleicht noch. Aber so gleich hier von Hölle, hier mitten auf

'nem christlichen Kirchhof ...«

Bald danach hatte sich der Kirchhof geleert, und alles, was in der Grafschaft wohnte, war auf dem Heimwege. Nur die von Berlin her erschienenen

Gäste, die den nächsten an Gransee vorüberkommenden Rostocker Zug abzuwarten hatten, waren in das Herrenhaus zurückgekehrt, wo

mittlerweile für einen Imbiß Sorge getragen war. Rex und Czako, desgleichen auch die Berchtesgadens, nahmen erst ein Glas Wein und dann

eine Tasse Kaffee. Zwischen dem alten Grafen und Adelheid knüpfte sich ein mäßig belebtes Gespräch an, wobei der Graf der Vortüge des

verstorbenen gedachte. Da Schwester Adelheid jedoch, wie so viele Schwestern, allerlei Zweifel und Bedenken hinsichtlich des Tuns und Treibens ihres

Bruders hegte, so ging man bald zu den Kindern über und beklagte, daß sie bei einer so schönen Feier nicht hätten zugegen sein

können. Dazwischen wurde dann freilich das fast entgegengesetzt klingende Bedauern laut, daß das junge Paar seinen Aufenthalt im Süden wohl werde

abbrechen müssen. Der alte Graf in seiner Güte fand alles, was Adelheid sagte, sehr verständlich, während sich Adelheids Gefühle mit der Anerkennung
begnügten, daß sie sich den Alten eigentlich schlimmer gedacht habe.

H-Syst M.
Vierundvierzigstes Kapitel.

Melusine war aus der Kirche mit in das Herrenhaus zurückgekehrt und widmete sich hier auf eine kurze Weile zunächst ihren Freunden, den

Berchtesgadens, dann Rex und Czako. Danach ging sie in die Pfarre hinüber, um Lorenzen zu danken und noch ein kurzes Gespräch mit

ihm über Woldemar und Armgard zu haben, im wesentlichen eine Wiederholung alles dessen, was sie schon während ihres Weihnachtsbesuches mit ihm

durchgesprochen hatte. Sie verplauderte sich dabei wider Wunsch und Willen, und als sie schließlich nach dem Herrenhause zurückkehrte, begegnete sie bereits

jener Aufbruchunruhe, die kein ernstes Eingehen auf irgend ein Thema mehr zuläßt. Sie beschränkte sich deshalb auf ein paar Worte mit

Tante Adelheid. Daß man sich gegenseitig nicht mochte, war der einen so gewiß wie der andern. Sie waren eben Antipoden: Stiftsdame und

Welt-dame, Witz und Windsor, vor allem enge und weite Seele.

»Ach, ein Mann, Ihr Pastor Lorenzen,« sagte Melusine. »Und im Glück auch noch unverheiratet.«

»Ich möchte das nicht so betonen und noch weniger es beloben. Es widerspricht dem Beispiele, das unser Gottesmann gegeben, und widerspricht auch

wohl der Natur.«

»Ja, der Durchschnittsnatur. Es gibt aber, Gott sei Dank, Ausnahmen. Und das sind die eigentlich Berufenen. Eine Frau nehmen, ist alltäglich ...«

»Und keine Frau nehmen, ist ein Wagnis. Und die Nachrede der Leute hat man noch obenein.«

»Diese Nachrede hat man immer. Es ist das erste, wogegen man gleichgültig werden muß. Nicht in Stolz, aber in Liebe.«

»Das will ich gelten lassen. Aber die Liebe des natürlichen Menschen bezeugt sich am besten in der Familie.«

»Ja, die des natürlichen Menschen ...«

»Was ja so klingt, Frau Gräfin, als ob Sie dem Unnatürlichen das Wort reden wollten.«

»In gewissem Sinne ja, Frau Domina. Was entscheidet, ist, ob man dabei nach oben oder nach unten rechnet.«

»Das Leben rechnet nach unten.«

»Oder nach oben; je nachdem.«

Es klang alles fernlich gereizt. Denn so leichtbig und heiter Melusine war, einen Ton konnte sie nicht ertragen, den sittlicher

Überheblichkeit. Und so war eine Befahr da, sich die Schraubereien fortsetzen zu sehen. Aber die Meldung, daß die Wagen vorgefahren seien, machte

dieser Befahr ein Ende. Melusine brach ab und teilte nur noch in Kürze mit, daß sie vor habe, morgen mit dem frühesten von Berlin aus einen

Brief zu schreiben, der mutmaßlich gleichzeitig mit dem jungen Paar in Capri eintreffen werde. Adelheid war damit einverstanden, und Melusine

nahm Baron Berchtesgadens Arm, während der alte Graf die Baronin führte.

Das Verdeck des vor dem Portal haltenden Wagens war zurückgeschlagen, und alsbald hatten die Baronin und Melusine im Fond, die beiden

Herren aber auf dem Rücksitz Platz genommen. So ging es eine schon in Ketzchen stehende Weidenallee hinunter, die beinahe geradlinig auf

Gransees zuführte. Das Wetter war wunderschön; von der Kälte, die noch am Vormittag geherrscht hatte, zeigte sich nichts mehr; der Himmel war

gleichmäßig grau, nur hier und da eine blaue Stelle. Der Rauchstand in der stillen Luft, die Blitzen quirlierten auf den Telegraphendrähten und aus

dem Saatengrün stiegen die Lerchen auf. »Wie schön,« sagte Baron Berchtesgadens, »und dabei spricht man immer von der Dürftigkeit und Prosa

dieser Gegenden.« Alles stimmte zu, zumeist der alte Graf, der die Frühlingsluft einsog und immer wieder absprach, wie glücklich ihn diese Kunde mache.

Sein Bewegtsein fiel auf.

»Ich dachte, lieber Barby,« sagte der Baron, »in meinen Huldigungsliedern gegen Ihre märkische Frühlingslandschaft ein Äußerstes getan zu haben. Aber ich

sehe, ich bleibe doch weit zurück; Sie schlagen mich aus dem Felde.«

»Ja,« sagte der alte Graf, »und mir kommt es wohl auch zu. Denn ich bin der erste dran, davon Abschied nehmen zu müssen.«

Rex und Czako folgten in einem leichten Jagdwagen. Die beiden schecken, kleine Schetländer, warfen ihre Mähnen. Daß man von

einem Begräbnis kam, war dem Gefährt nicht recht abzusehen.

»Rex,« sagte Czako, »Sie könnten nun wieder ein ander Gesicht aufsetzen. Oder wollen Sie mich glauben machen, daß Sie wirklich betrübt

Heizens sind?«

»Nein, Czako, so gröblich inszeniere ich mich nicht. Und käme mir so was in den Sinn, so jedenfalls nicht vor einem Publikum,

das Czako heißt. Übrigens wollen Sie bloß etwas von sich auf mich abwälzen. Sie sind betrübt und wenn ich mir alles überlege, so sieht es

so, daß Sie bei dem nicht auf Ihre Rechnung gekommen sind. Er wirkte — denn des Alten »Bocksbeutel« hab ich

von unserem Oktoberbesuch her noch in dankbarer Erinnerung — wie wenn ihn Tante Adelheid aus ihrem Kloster mitgebracht hätte.«

»Rex, Sie sind ja wie verhascht und reden beinahe in meinem Stil. Es ist doch merkwürdig, sowie die Merchen dies Nest, dies Berlin, erst hinter sich

haben, fängt Vernunft wieder an zu sprechen.«

»Sehr verbunden. Aber eskamotieren Sie nicht die Hauptsache. Meine Frage bleibt, warum so belegt, Czako?« Denn daß Sie das sind, ist

außer Zweifel. Wenn's also nicht von dem stammt, so kann es nur Melusine sein.«

Czako seufzte.

»Da haben wir's. Tatsache festgestellt, obwohl ich Ihren Seufzer nicht recht verstehe. Sie haben nämlich nicht den geringsten Grund dazu.

Gesamtsituation umgekehrt überaus günstig.«

»Sie vergessen, Rex, die Gräfin ist sehr reich.«

»Das Schwert nicht, das erleichtert bloß.«

»Und außerdem ist sie grundlos.«

»Das sind Sie beinahe auch, wenigstens mitunter.«

»Und dann ist die Gräfin eine Gräfin, ja, sogar eine Doppelgräfin, erst durch Geburt und dann durch Heirat noch mal. Und dazu diese

verteufelt vornehmen Namen: Barby, Ghiberti. Was soll da Czako? Teuerster Rex, man muß den Mut haben, den Tatsachen ins Auge zu

sehen. Ich mache mir kein Hehl draus, Czako hat was merkwürdig Kommißmäßiges, etwa wie Landwehrmann Schütze. Kennen Sie das

reizende Ballett 'Uckermärker und Picarde'? Da haben Sie die ganze Geschichte. Melusine ist die reine Picarde.«

»gegeben. Aber was schadet das? Italienisieren Sie sich und schreiben Sie sich von morgen ab . Dann sind Sie dem Ghiberti trotz seiner

Grafenschaft dicht auf den Hacken.«

»Sapristi, Rex, ...«

Das junge Paar war, nach geplantem kurze Aufenthalt erst in Amalfi und dann in Sorrent, in Capri angekommen. Woldemar fragt

nach Briefen, erfuhr aber, daß nichts eingegangen.

Armgard schien verstimmt. »Melusine läßt sonst nie warten.«

»Das hat dich verwöhnt. Sie verwöhnt dich überhaupt.«

»Vielleicht. Aber, so dir's recht ist, darüber erst später einmal, nicht heute; für solche Verhältnisse sind wir doch eigentlich noch nicht lange genug

verheiratet. Wir sind ja noch in den Flitterwochen.«

Woldemar beschwichtigte. »Morgen wird ein Brief da sein. Schließen wir also Frieden, und steigen wir, wenn dir's paßt, nach Anacapri hinauf.

Oder wenn du nicht steigen magst, bleiben wir, wo wir sind, und suchen uns hier eine gute Aussichtsstelle.«

Es war auf dem Frontbalkon ihres am mittleren Abhang gelegenen Albergo, e 69 P.W., - c, v -

Anstrengungen der letzten Tage ziemlich groß gewesen waren, war Armgard willens, für heute wenigstens auf Anacapri zu verzichten. Sie begnügte sich

also, mit Woldemar auf das Flachdach hinaufzusteigen, und verliebte da, angesichts der vor ihnen ausgebreiteten Schönheit, eine glückliche Stunde.

Von Sorrent kamen Fischerboote herüber, die Fischer sangen, und der Himmel war klar und blau; nur drüben aus dem Kegel des Vesuv stieg ein

dünner Rauch auf und von Zeit zu Zeit war es, als vernähme man ein dumpfes Rollen und Grollen.

»Hörst du's?« fragte Armgard.

»Gewiß. Und ich weiß auch, daß man einen Ausbruch erwartet. Vielleicht erleben wir's noch.«

»Das wäre herrlich.«

»Und dabei«, fuhr Woldemar fort, »komm ich von der eiteln Vorstellung nicht los, daß, wenn's da drüben ernstlich anfängt, unser Stechlin

mitfüßt, wenn auch bescheiden. Es ist doch eine vornehme Verwandtschaft.«

Armgard nickte, und von der Uferstelle her, wo die Sorrentiner Fischer eben anlegten, klang es herauf: Tre giorni son che

Nina, che Nina, In letto ne se sta...

Am andern Tage, wie vorausgesagt, kam ein Brief von Melusine, diesmal aber nicht an die Schwester, sondern an Woldemar adressiert.

»Was ist?« fragte Armgard, der die Bewegung nicht entging, die Woldemar, während er las, zu bekämpfen suchte.

»p. 6.«
»Lies selbst.«

— Und dabei gab er ihr den Brief mit der Todesanzeige des Alten.

An ein Eintreffen in Stechlin, um noch der Beisetzung beiwohnen zu können, war längst nicht mehr zu denken; der Begräbnistag lag zurück.

So kam man denn überein, die Rückreise langsam, in Etappen über Rom, Mailand und München machen, aber an jedem Orte (denn beide

sehnten sich heim) nicht länger als einen Tag verweilen zu wollen. Von Capri nahm Woldemar ein einziges Andenken mit, einen

Kranz von Lorbeer und Oliven. »Den hat er sich verdient.«

Die letzte Station war Dresden, und von hier aus war es denn auch, daß Woldemar ein paar kurze Zeilen an Lorenzen richtete.

Lieber Lorenzen.

Seit einer halben Stunde sind wir in Dresden, und ich schreibe diese Zeilen angesichts des immer wieder schönen Bildes von der Terrasse aus, das auch auf

den Verwöhntesten noch wirkt. Wir wollen morgen in aller Frühe von hier fort, sind um zehn in Berlin und um zwölf in Gransee. Denn ich

will zunächst unser altes Stechlin wiedersehen und einen Kranz am Sarge niederlegen. Bitte, sorgen Sie, daß mich ein Wagen auf der Station erwartet.

Wenn ich auch Sie persönlich träfe, so wäre mir das das Erwünschteste. Es plaudert sich unterwegs so gut. Und von wem könnt' ich mehr und

zugleich zuverlässigeres erfahren, als von Ihnen, der Sie die letzten Tage mit durchlebt haben werden. Meine Frau grüßt herzlichst. Wie immer Ihr alter, treu

und dankbar ergebenster

Woldemar vorst.

Um zwölf hielt der Zug auf Bahnhof Gransee. Woldemar sah schon vom Coupé aus den Wagen; aber statt Lorenzen war Krippeltapel

da. Das war ihm zunächst nicht angenehm, aber er nahm es bald von der guten Seite. »Krippeltapel ist am Ende noch besser, weil er

unbefangener ist und mit manchem weniger zurückhält. Lorenzen, wenn er dies Wort auch belächeln würde, hat einen diplomatischen Zug.«

In diesem Augenblick erfolgte die Begrüßung mit dem inzwischen herangetretenen »Bienenvater«, und alle drei stiegen den Wagen, dessen Verdeck

zurückschlagen war. Krippeltapel entschuldigte Lorenzen, »der wegen einer Trauung behindert sei«, und so wäre denn alles in bester

Ordnung gewesen, wenn unser trefflicher alter Museumsdirektor nur vor Antritt seiner Fahrt nach Gransee von einer Herausbesserung seines

äußeren Merchen Abstand genommen hätte. Das war ihm aber zulässig erschienen, und so saß er denn jetzt dem jungen Paare gegenüber,

angetan mit einem Schlipfstreifen und einem großen Chemisettevorbau [kurzärmiges Hemd]. Der Schlipf war so schmal, daß nicht bloß der

zur Befestigung der Vatermörder dienende Hemdkragenrand in halber Höhe sichtbar wurde, sondern leider auch der aus einem keilartigen

Ausschnitt hervorstehende Adamsapfel, der sich nun, wie ein Ding für sich, beständig hin und her bewegte. Die Verlegenheit Armgards, deren Auge sich

natürlich ganz gegen ihren Willen — vorausgesetzt auf dies Naturspiel richten mußte, wäre denn auch von Moment zu Moment immer

größer geworden, wenn nicht Krippenkapels unbefangene Haltung schließlich über alles wieder hinweg geholfen hätte.

Dazu kam noch, daß seiner Unbefangenheit seine Mittheilbarkeit entsprach. Er erzählte von dem Begräbnis und wer vom Grafenschaftsadel alles dagewesen sei.

Dann kam Thormeyer an die Reihe, dann Latzstein und die Domina und zuletzt auch »lütt Agnes«.

»Des Kindes müssen wir uns annehmen«, sagte Armgard.

»Wenn du darauf dringst, gewiß. Aber es liegt schwieriger damit, als du denkst. Solche Kinder, ganz im Gegensatz zur Pädagogensnablonne,

muß man sich selbst überlassen. Der gefährlichere Weg, wenn überhaupt was Gutes in ihnen steckt, ist jedesmal der bessere. Dann bekehren sie sich aus sich selbst

heraus. Wenn aber irgend ein Wang diese Bekehrung schaffen will, so wird meist nichts draus. Da werden nur Heuchelei und Ziererei geboren.

Eigner freier Entschluß wiegt hundert Erziehungsmaximen auf.«

Armgard stimmte zu. Krippenkapel aber fuhr in seinem Berichte fort und erzählte von Kluckhuhn, von Uncke, von Elfriede; Sponholz werde

in der nächsten Woche arückerwartet, und Koseleger und die Prinzessin seien ein Hcz und eine Seele, ganz besonders — und das sei das

allerneueste — seit man für ein Rettungsnahus sammle. Seitens des Adels werde fleißig dazu beigesteuert; nur Molchow habe sich

geweigert: »so was schaffe bloß Konfusion.«

Um zwei traf man in Schloß Stechlin ein. Woldemar durchschritt die verödeten Räume, verweilte kurze Zeit in dem Sterbzimmer

und ging dann in die Kirchgruft, um da den Kran an des Vaters Sarge niederzulegen.

Am späten Nachmittag erschien auch Lorenzen und sprach zunächst sein Bedauern aus, daß er einer Amtshandlung halber (

Zschocke) habe sich wieder verheiratet) nicht habe kommen können. Er blieb dann noch den Abend über und erzählte vielerlei, zuletzt auch von

dem, was er dem Alten feierlich habe versprechen müssen.

Woldemar lächelte dabei. »Die Zukunft liegt also bei dir.«

Und unter diesen Worten reichte er Armgard die Hand.

Armgard hatte sich von der im Stechliner Hause herrschenden Weltabgewandtheit angeheimelt gefühlt. Aber der Gedanke, hier ihre Tage zu verbringen, lag ihr doch vorderhand noch fern, und so kehrte sie denn, kurz nach Ablauf einer Woche, nach Berlin zurück, wo mittlerweile Melusine für alles gesorgt und eine ganz in der Nähe von Woldemars Kaserne gelegene Wohnung gemietet und eingerichtet hatte.

Das war am Belle-Allianceplatz. Als das junge Paar diese Wohnung bezog, ging die Saison bereits auf die Neige. Die Frühjahrsparaden nahmen ihren Anfang und gleich danach auch die Wettrennen, an denen Armgard voller Interesse teilnahm. Aber ihre Freude daran war doch

geringer als sie geglaubt hatte. Weder das Großstädtische noch das Militärische, weder Sport noch Kunst behaupteten dauernd den Reiz, den sie sich anfänglich davon versprochen, und ehe der Hochsommer heran war, sagte sie: »Laß mich's dir stehn, Woldemar, ich sehne mich

einigermaßen nach Schloß Stechlin.«

Er hätte nichts Lieberes hören können. Was Armgard da sagte, war ihm aus der eignen Seele gesprochen. Liebenswert und bescheiden wie er war, stand ihm längst fest, daß er nicht berufen sei, jemals eine Generalstabsgröße zu werden, während das alte märkische Junkertum,

von dem frei zu sein er sich eingebildet hatte, sich allmählig in ihm zu regen begann. Jeder neue Tag rief ihm zu: »Die Scholle daheim, die dir Freiheit gibt, ist doch das beste.« So reichte er denn seine Demission ein. Man sah ihn ungern scheiden, denn er war nicht bloß

wohlgehten an der Stelle, wo er stand, sondern überhaupt beliebt. Man gab ihm, als sein Scheiden unmittelbar bevorand, ein Abschiedsfest, und der ihm besonders wohlwollende Kommandeur des Regiments sprach in seiner Rede von den »schönen, gemeinschaftlich durchlebten Tagen in London

und Windsor.«

All die Zeit über waren natürlich auch die von einer Übersiedlung aufs Land untrennlichen kleinen Mühen und Sorgen an das junge Paar herangetreten. Unter diesen Sorgen — Lizzi hatte abgelehnt, weil sie die große Stadt und die »Bildung« nicht missen mochte — war in erster

Reihe das Ausfindigmachen einer geeigneten Kammerjungfer gewesen. Es traf sich aber so glücklich, daß Portier Hartwigs hübsche Nichte mal wieder außer Stellung war, und so wurde diese denn engagiert. Melusine leitete die Verhandlungen mit ihr. »Ich weiß freilich nicht, Hedwig, ob es

Ihnen da draußen gefallen wird. Ich hoff es aber. Und Sie werden jedenfalls zweierlei nicht haben: keinen Hängeboden und keinen »Ankrat«, wie die Leute hier sagen. Oder wenigstens nicht mehr davon, als Ihnen schließlich doch vielleicht lieb ist.«

»Ach, das ist nicht viel,« versicherte Hedwig halb scham-, halb schalkhaft. —

Am 21. September wollte das junge Paar in Stechlin einziehen und alle Vorbereitungen dazu waren getroffen: Schälze Kluckhuhn

trommelte sämtliche Kriegervereine zusammen (die Düsselstümer natürlich am rechten Flügel), während Kripperkapel sich mit Tucheband über ein

Begrüßungsgedicht einigte, das von Rolf Krakes ältester Tochter gesprochen werden sollte. Die Globower gingen noch einen Schritt weiter

und bereiteten eine Rede vor, darin der neue junge Herr als einer der »ihrigen« begrüßt werden sollte.

Das alles galt dem Einundzwanzigsten.

Am Tage vorher aber traf ein Brief Melusins bei Lorenzen ein, an dessen Schluß es hieß:

»Und nun, lieber Pastor, noch einmal das eine. Morgen früh zieht das junge Paar in das alte Herrenhaus ein, meine Schwester und mein

Schwager. Erinnern Sie sich bei der Gelegenheit unsres in den Weihnachtstagen geschlossenen Paktes: es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben,

aber es lebe

der Stechlin.«

A. W. Hayn's Erben, Potsdam



